

**S**ACHSEN-GRÄFEN VO  
Mehrere des Reichs, in Germanien un  
Graff zu Nomeny, Graff zu falckenstein

Abmesum Vandenhöck, universitäts-  
und Maxsimilianen Schulen Hofscholar etc.  
Lube. Myrdano über darselbe so wohl ver  
föngte, ad darselbe gewinnföngige Lube an  
ganisbar, Ihro, seiner Lube und Myrdan  
plicanten samtligste ziamliche Bitte mildig  
solch ein samit wissentlich in darselbe  
ein und einlagou, einlagou, Sie und we  
nachselb zeben Jahren, von dato darselbe  
wader in grösserem, nach darselbe  
Gebrauch, insonderheit aller darselbe  
so oft an darselbe  
Comma in  
yarecht  
von zu  
Kantierung  
Obzigen, wo sie  
Gefallen  
Lieber  
Lieber  
Lieber

Karolin Echarti  
**Zwischenhändler des Wissens**  
Göttinger „Universitätsverwandte im weiteren Sinne“  
als Akteure im britisch-deutschen Kulturtransfer  
des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

*Göttingen*



Karolin Echarti  
Zwischenhändler des Wissens

Dieses Werk ist lizenziert unter einer  
[Creative Commons  
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen  
4.0 International Lizenz.](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/)



erschienen im Universitätsverlag Göttingen 2023

---

Karolin Echarti

# Zwischenhändler des Wissens

Göttinger „Universitätsverwandte  
im weiteren Sinne“ als Akteure im  
britisch-deutschen Kulturtransfer  
des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

Universitätsverlag Göttingen  
2023

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Verlagswebsite sowie über den Göttinger Universitätskatalog (GUK) bei der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (<http://www.sub.uni-goettingen.de>) zugänglich. Es gelten die Lizenzbestimmungen der Onlineversion.

Dissertation, Georg-August-Universität Göttingen



Satz, Layout und Lektorat: Annett Eichstaedt  
Umschlaggestaltung: Hannah Böhlke  
Coverbild: Privileg für den Druck einer Übersetzung des Werkes „Clarissa“ von Franz I. Stephan für Abraham Vandenhoeck vom 11. Februar 1749, Vandenhoeck-Archiv; Foto: Karolin Echarti.

© 2023 Universitätsverlag Göttingen, Göttingen  
<https://univerlag.uni-goettingen.de>  
ISBN: 978-3-86395-583-0  
DOI: <https://doi.org/10.17875/gup2023-2231>

# Inhaltsverzeichnis

Danksagung.....	IX
1 Einleitung.....	1
1.1 Fragestellung.....	1
1.2 Forschungsstand und Forschungskontexte .....	4
1.2.1 Britisch-deutsche Kulturbeziehungen .....	4
1.2.2 Die Universität Göttingen.....	6
1.2.3 Übersetzung.....	9
1.2.4 Übersetzerinnen.....	12
1.2.5 Buchgeschichte.....	16
1.3 Theoretische Grundlagen .....	21
1.3.1 „Sachtexte“ und „literarische Texte“.....	21
1.3.2 Kulturtransfertheorie und Mobility Studies.....	22
1.3.3 Sozialraumtheorie nach Bourdieu.....	24
1.3.3.1 Buchhändler im sozialen Raum.....	24
1.3.3.2 Übersetzer(innen) im sozialen Raum .....	26

1.4	Quellen.....	31
2	Göttinger Universitätsbuchhändler.....	33
2.1	Abraham Vandenhoeck (1698–1750).....	33
2.1.1	Vorerfahrungen im internationalen Buchhandel.....	34
2.1.2	Anwerbung nach Göttingen.....	41
2.1.3	Erfolgreiche Kooperation mit Gelehrten.....	46
2.1.4	Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit.....	53
2.1.5	Zwischenfazit.....	59
2.2	Anna Vandenhoeck (1707–1787).....	61
2.2.1	Erbe und Übernahme der Verlagsleitung.....	62
2.2.2	Verlagsprogramm und Verkauf von Übersetzungen.....	67
2.2.3	Kooperation mit den Universitätsangehörigen.....	80
2.2.4	Zwischenfazit.....	91
2.3	Johann Christian Dieterich (1722–1800).....	94
2.3.1	Herkunft und Anwerbung nach Göttingen.....	95
2.3.2	Englische Verlags- und Sortimentsartikel.....	98
2.3.3	Kooperation mit Georg Christoph Lichtenberg.....	104
2.3.4	Kooperation mit Gottfried August Bürger.....	109
2.3.5	Verhältnis zu anderen Gelehrten und britischen Studenten.....	117
2.3.6	Zwischenfazit.....	121
3	Göttinger Übersetzerinnen als Universitätsverwandte.....	125
3.1	Caroline Michaelis (1763–1809).....	125
3.1.1	Elternhaus und Bildung.....	126
3.1.2	Die Shakespeare-Übersetzungen.....	133
3.1.3	Andere gemeinschaftliche Arbeiten und Projekte.....	140
3.1.4	Selbstbild.....	145
3.1.5	Zwischenfazit.....	150
3.2	Therese Heyne (1764–1829).....	153
3.2.1	Arbeit als Übersetzerin.....	154
3.2.2	Herausgabe von Georg Forsters Briefwechsel.....	160



---

3.2.3	Kindheit und Jugend im Göttinger Professorenhaushalt.....	163
3.2.4	Zusammenarbeit mit L. F. Huber .....	168
3.2.5	Redakteurin beim „Morgenblatt für gebildete Stände“ .....	170
3.2.6	Selbstbild.....	179
3.2.7	Zwischenfazit .....	183
3.3	Meta Wedekind (1765–1853) .....	185
3.3.1	Familiäres Umfeld und frühe Bildung.....	186
3.3.2	Ehe und Zusammenarbeit mit Johann Nikolaus Forkel.....	188
3.3.3	Kooperation mit Georg Forster.....	193
3.3.4	Übersetzungswerke.....	198
3.3.4.1	Reiseberichte .....	204
3.3.4.2	Geschichtliche und politische Werke.....	207
3.3.4.3	Romane .....	212
3.3.5	Ehe und Zusammenarbeit mit Johann Heinrich Liebeskind.....	219
3.3.6	Übersetzungsweise und Kritik.....	222
3.3.7	Auseinandersetzung mit dem weiblichen Rollenbild.....	227
3.3.8	Zwischenfazit .....	235
4	Schlussbetrachtung.....	239
4.1	Ergebnisse .....	240
4.1.1	Buchhändlerin und Buchhändler .....	240
4.1.1.1	Arbeitsweise der Buchhändler.....	240
4.1.1.2	Beitrag zum Kulturtransfer .....	242
4.1.1.3	Gelehrte Partner .....	243
4.1.1.4	Position und Bewegung im sozialen Raum .....	244
4.1.1.5	Der Standort Göttingen als Einflussfaktor .....	246
4.1.2	Übersetzerinnen.....	247
4.1.2.1	Arbeitsweise der Übersetzerinnen .....	247
4.1.2.2	Beitrag zum Kulturtransfer .....	249
4.1.2.3	Gelehrte Partner .....	250
4.1.2.4	Position und Bewegung im sozialen Raum .....	251

---

4.1.2.5	Der Standort Göttingen als Einflussfaktor .....	252
4.2	Zusammenfassung.....	253
5	Anhang.....	257
5.1	Abbildungen.....	257
5.2	Quellen- und Literaturverzeichnis .....	258
5.2.1	Archivquellen.....	258
5.2.2	Zeitschriften.....	259
5.2.3	Quelleneditionen.....	259
5.2.4	Literaturverzeichnis .....	260
5.3	Quellen aus dem Vandenhoeck-Archiv .....	280

## Danksagung

Ich danke allen, die mich bei meinem Vorhaben unterstützt haben, insbesondere meiner Doktormutter Prof. Dr. Barbara Schaff und meinem Zweitgutachter Prof. Dr. Peter Aufgebauer für die konstruktive und geduldige Begleitung und Unterstützung.

Die Forschungsarbeit war angesiedelt im Göttinger Promotionskolleg „Die Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover 1714 bis 1837 als internationaler Kommunikations- und Handlungsraum“, das finanziell vom Land Niedersachsen gefördert wurde. Ich danke allen am Promotionskolleg beteiligten Personen für die vielfältige Unterstützung meiner Arbeit: den Betreuenden des Kollegs unter der Leitung von Prof. Dr. Arnd Reitemeier, unserer Koordinatorin Dr. Michaela Kipp und natürlich meinen Mitkollegiatinnen und -kollegiaten. Ein besonderer Dank gebührt Dr. Johanna Oehler für ihre konstruktive fachliche Unterstützung und große Hilfsbereitschaft.

Darüber hinaus danke ich den Mitarbeitenden der verschiedenen von mir konsultierten Bibliotheken und Archiven für ihre vielfältige Hilfestellung sowie meiner Lektorin Annett Eichstaedt für ihr gründliches Korrektur.

Ein besonderer Dank gilt meiner Familie, insbesondere meinen Eltern, die mich immer und in jeglicher Hinsicht unterstützt haben.

Bonn, im Mai 2023  
Karolin Echarti



# 1 Einleitung

## 1.1 Fragestellung

„The Enlightenment lent itself to translation<sup>1</sup> [...] The two prime movers of eighteenth-century translation were the publishing house and the independent translator“.<sup>2</sup>

Mit der Verbreitung der Aufklärung im 18. Jahrhundert und dem aufkommenden Nationalismus ging auch eine substantielle Veränderung des europäischen Buchmarktes einher. Die Dominanz des Lateinischen und des lesenden, bildungsdominanten Klerus schwand, während das breitere Lesepublikum immer größer wurde: Französisch als Sprache des gebildeten Bürgertums nahm zum Teil die Funktion einer *lingua franca* ein, doch auch Übersetzungen in die jeweiligen Muttersprachen der Leser wurden immer gefragter und machten die „Republic of letters“ zunehmend zu einer „democracy of letters“, wie Fania Oz-Salzberger es formuliert.<sup>3</sup> Der Zugang zu Wissen durch Übersetzung trug entscheidend zur Verbreitung der Auf-

---

<sup>1</sup> Fania Oz-Salzberger, „The Enlightenment in Translation: Regional and European Aspects“, in: *European Review of History: Revue européenne d'histoire*, 13:3 (2006), S. 85-409, hier S. 389.

<sup>2</sup> Oz-Salzberger, „The Enlightenment in Translation“, S. 399.

<sup>3</sup> Ebd. S. 389.

klärung bei; Übersetzer und Verleger<sup>4</sup> wurden im Zuge dessen zu kulturellen Vermittlern, denn beide Gruppen verfügten über eine zum Teil umfangreiche, jedoch keine institutionalisierte Bildung.

Gleichzeitig wurde gerade seitens der Aufklärer und der Angehörigen der „Gelehrtenrepublik“ die Aufrechterhaltung sowohl der Standes- als auch der Geschlechterunterschiede befördert. Die von Rousseau und seinen Anhängern idealisierte „Natürlichkeit“ wurde zur ultimativen Legitimierung des Ausschlusses der Frau von Gelehrsamkeit. Mit ähnlichen Argumenten wurden ebenso die unteren sozialen Schichten, denen Buchhändler und Verleger meist entstammten, von höherer Bildung ausgeschlossen. Gleichheit und Ungleichheit stehen somit in der Geschichte der Gelehrsamkeit der Aufklärungszeit nebeneinander.<sup>5</sup>

Wenn Oz-Salzberger Verleger und freie Übersetzer – die nicht als Mitglieder der Gelehrtenrepublik angesehen wurden, aber eng mit deren Angehörigen zusammenarbeiteten – als wichtige Antriebskräfte in der Verbreitung des Schrifttums der Aufklärungszeit sieht, so wirft dies die Frage auf, wie die Ambivalenz im Gleichheitsgedanken sich in der Arbeit dieser „Mobilisierer“ widerspiegelte.

In Deutschland galt die in den 1730er-Jahren neugegründete Universität Göttingen als das Musterbeispiel einer Aufklärungsuniversität. Sie warb zahlreiche, gut vernetzte und renommierte Professoren an und bemühte sich um optimale Bedingungen für Forschung und Lehre. Eine besondere Rolle spielte dabei die seit 1714 bestehende dynastische Verbindung zwischen Hannover und Großbritannien. Diese Personalunion<sup>6</sup> bot beispielsweise der Universitätsbibliothek die Möglichkeit, englische Neuerscheinungen über die diplomatischen Beförderungswege schnell und unkompliziert zu beschaffen. Göttingen konnte somit „ein Einfallstor der Aufklärung, vor allem der englischen“ werden, wie Michael Maurer<sup>7</sup> es zusammenfassend beschreibt. Die Orientierung an bereits kulturell etablierten Nationen wie Frankreich und Großbritannien war für die deutschen Länder, die sich auf keine gemeinsame, gewachsene Kultur stützen konnten, bei der Herausbildung eines deutschen Literaturkanons von großer Bedeutung. Während bis ins frühe 19. Jahrhundert in erster Linie Frankreich als kulturelles Vorbild diente, rückte im 18. Jahrhundert Großbritannien zunehmend in den Blick. Bernhard Fabian geht gar so weit, das

<sup>4</sup> Da im Untersuchungszeitraum Frauen in diesen Berufen als eigenständig und sichtbar Tätige noch eine Ausnahme darstellen, ist das generische Maskulinum vertretbar und zweckmäßig, wenn es sich um die Gesamtheit der Übersetzer und Verleger handelt.

<sup>5</sup> „Trotz ihres Anspruchs auf Universalität schien die Aufklärung oft dieselbe Energie aufzubringen, um ganze soziale Gruppen wie zum Beispiel Frauen, Bauern und Arme als unfähig zu rationalem Denken abzustempeln, wie sich um die Schaffung einer besseren Welt zu bemühen.“ Dorinda Outram, *Aufbruch in die Moderne. Die Epoche der Aufklärung*, Stuttgart: Belsar 2006, S. 85.

<sup>6</sup> Während der Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover (1714 bis 1837) war der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg bzw. ab 1814 der König von Hannover gleichzeitig König von Großbritannien. Mit der Thronbesteigung Königin Victorias auf den britischen Thron endete die Personalunion, da im Königreich Hannover nur männliche Nachkommen den Thron beerben konnten.

<sup>7</sup> Michael Maurer, *Aufklärung und Anglologie in Deutschland*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, S. 48.

18. Jahrhundert als „englisches Jahrhundert der deutschen Literatur-, Geistes- und Wirtschaftsgeschichte“<sup>8</sup> zu bezeichnen.

An der neu eingeweihten Universität Göttingen trat besonders ein Verleger in Erscheinung: der Universitätsdrucker und -buchhändler Abraham Vandenhoeck. Als gebürtiger Holländer war er vor allem wegen der guten Qualität seiner Druckwerke angeworben worden und erhielt den offiziellen Status eines „Universitätsverwandten im weiteren Sinne“. Dies war in erster Linie eine rechtlich relevante Bezeichnung, gleichzeitig spiegelt dieser Ausdruck jedoch die komplizierte Position, die ein Buchhändler und Verleger im universitären Kontext innehatte, anschaulich wider. Als „Verwandter im weiteren Sinne“ war er Angehöriger und Außenseiter zugleich, war Teil der Universität und dennoch kein Mitglied der Gelehrtenrepublik. Ähnlich stellte sich die Situation für seine Witwe Anna Vandenhoeck dar, die ab 1750 den Verlag übernahm und ihn bis zu ihrem Tod 37 Jahre lang leitete. Auch Johann Christian Dieterich, der ab 1760 in Konkurrenz zum Vandenhoeck-Verlag trat und ebenfalls Universitätsbuchhändler wurde, war diese Zwischenstellung beschieden. Beide Verlage veröffentlichten Übersetzungen englischsprachiger Werke und versorgten ihre Kunden mit britischer Literatur zu ganz unterschiedlichen Themen. Obgleich Oz-Salzberger dem Verleger der Aufklärungszeit eine Schlüsselrolle beimisst, fehlen bislang grundlegende Untersuchungen zur Rolle der oben genannten Universitätsbuchhändler im britisch-deutschen Kulturtransfer.

Als zweite treibende Kraft beim Erstarken von Übersetzungen im 18. Jahrhundert nennt Oz-Salzberger die freien Übersetzer. Auch von diesen sind im Umfeld der Universität Göttingen Vertreter – bzw. in diesem Fall Vertreterinnen – zu finden, auf die interessanterweise der Ausdruck „Universitätsverwandte“ ebenso gut passt, im wahrhaft wörtlichen Sinne. Die Übersetzerinnen Meta Wedekind, Therese Heyne und Caroline Michaelis waren Töchter von an der Georgia Augusta angestellten Professoren und erhielten durch privaten Unterricht eine überdurchschnittliche Bildung. Sie waren „Verwandte“ der Universität(sangehörigen) im eigentlichen Sinne, gleichzeitig aber für die Institution nicht existent.<sup>9</sup> Dennoch wuchsen die

---

<sup>8</sup> Bernhard Fabian, *Selecta Anglicana. Buchgeschichtliche Studien zur Aufnahme der englischen Literatur in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert* (Veröffentlichung des Leipziger Arbeitskreises zur Geschichte des Buchwesens 6), Wiesbaden: Harrassowitz 1994, S. 141.

<sup>9</sup> Es war Frauen zwar nicht offiziell verboten zu studieren, faktisch aber war es für adlige wie auch bürgerliche Familien ausgeschlossen, eine Tochter zur Universität zu schicken (vgl. z. B. Beatrix Niemeyer, „Ausschluss oder Ausgrenzung? Frauen im Umkreis der Universität im 18. Jahrhundert“, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1, Frankfurt am Main: Campus 1996, S. 275-294). Nicht nur war eine solche Ausbildung für die ihnen zgedachte gesellschaftliche Rolle als Ehefrau und Mutter überflüssig, eine gebildete Frau wurde im Gegenteil auch zutiefst kritisch betrachtet. Auch die oft zu den „Universitätsmamsellen“ gezählte Dorothea Schlözer, die 1787 als zweite Frau in Deutschland und als erste an der Universität Göttingen ein Universitätsexamen ablegte, musste dies erfahren: Zeitgenossen bewerteten ihre Examinierung fast durchweg negativ (vgl. z. B. den Brief Schillers an Christian Gottfried Körner, 06.10.1787. Zitiert in: Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser*, Stuttgart: Metzler 1974, S. 297). Sie heiratete später einen Lübecker Kaufmann und führte dort eine Weile einen aufgeklärten Salon, trat aber nicht als Übersetzerin oder Autorin in Erscheinung.

mitunter als „Universitätsmamsellen“ bezeichneten Frauen in einem universitären Umfeld auf, kamen mit zahlreichen bekannten und einflussreichen Gelehrten in Kontakt und profitierten vom großen Literaturangebot der väterlichen Bibliotheken. Als Erwachsene nutzten die drei Professorentöchter ihre umfangreiche Bildung, um später teils schriftstellerisch, vor allem aber als Übersetzerinnen englischer Literatur tätig zu werden. Dieser Aspekt ist jedoch von der Forschung bislang nur vereinzelt und nicht in einem größeren Zusammenhang behandelt worden.

Der Frage, inwiefern die Arbeit der Verleger bzw. Buchhändler und freien Übersetzer(innen) durch das von der Verbindung zu England und dem Aufklärungsgedanken geprägte universitäre Umfeld Göttingens und das enge Verhältnis zur Gelehrtenwelt beeinflusst wurde, soll in der folgenden Untersuchung nachgegangen werden. Dabei werden im Kontext des Kulturtransfers verschiedene Arten der Räumlichkeit und Bewegung betrachtet: Zum einen die direkte und indirekte Bewegung von Objekten (Texte, Originale wie Übersetzungen) und zum anderen die abstrakte Bewegung der Akteure im sozialen Raum. Damit verbindet die Arbeit in ihrer Methodik die Ansätze der Kulturtransfertheorie und der Mobility Studies mit der Kulturtheorie Pierre Bourdieus und stellt erstmals die Frage nach der Wechselwirkung zwischen dem Beitrag der „Mobilisierer“ zum Kulturtransfer und ihrer eigenen Mobilität in Bezug auf den sozialen Raum.

## 1.2 Forschungsstand und Forschungskontexte

Vor dem theoretischen Zugang soll zunächst ein Überblick über die Forschungslage sowie eine kurze Kontextualisierung der Fragestellung in den relevanten Bereichen erfolgen.

### 1.2.1 Britisch-deutsche Kulturbeziehungen

Das Gebiet der englisch-deutschen Kulturbeziehungen wurde lange Zeit fast ausschließlich von Literaturhistorikern bearbeitet, wobei sich die Studien meist auf einzelne große Namen der Literatur – wie beispielsweise Shakespeare, der in Deutschland besonders stark rezipiert wurde,<sup>10</sup> – oder deren bekannte Werke konzentrierten und der Rezeptions- und Einflussforschung zuzurechnen sind. Diesen Ansatz verfolgen die ersten Überblickswerke aus dem 19. Jahrhundert,<sup>11</sup> sogar das Standard-

<sup>10</sup> Vgl. z. B. Roy Pascal (Hrsg.), *Shakespeare in Germany. 1740–1815*, Neuaufl. der 1. Aufl., Berlin (u. a.): Octagon 1971; Hansjürgen Blinn (Hrsg.), *Shakespeare-Rezeption. Die Diskussion um Shakespeare in Deutschland*, 2 Bde., Berlin: Schmidt 1982/88; Friedrich Gundolf, *Shakespeare und der deutsche Geist*, Berlin: Bondi 1911. Auch Rüdiger Görner hat sich in *Dover im Harz: Studien zu britisch-deutschen Kulturbeziehungen*, Heidelberg: Winter 2012, S. 121 ff.

<sup>11</sup> Max Koch, *Über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert*, Leipzig: Teubner 1883 und Emil Flindt, *Über den Einfluß der englischen Literatur auf die deutsche des 18. Jahrhunderts*, Charlottenburg: Gertz 1897.



werk von Lawrence Marsden Price<sup>12</sup> trägt noch die Frage nach der „Aufnahme“ im Titel; und selbst bei Horst Oppel<sup>13</sup> liegt der Fokus auf der Rezeption fiktionaler englischer Literatur. Studien, die nicht nur die Belletristik in den Mittelpunkt stellen, lieferten Bernhard Fabian<sup>14</sup>, der aus buchgeschichtlicher Sicht den Import und die Verbreitung englischer Literatur in Deutschland im 18. Jahrhundert untersuchte, und Marie-Luise Spieckermann<sup>15</sup> mit ihrer Arbeit zum „Nützlichen Wissen aus Britannien“.

Erst die inzwischen als Paradigma etablierte Kulturtransferforschung<sup>16</sup> nach Michel Espagne und Michael Werner lieferte ab den 1980er-Jahren zunehmend Untersuchungen von Grundlagen, Bedingungen und Schwerpunkten des Transfers, obgleich die Studien zunächst vornehmlich auf den französisch-deutschen Bereich beschränkt blieben.<sup>17</sup> Erst nach und nach wurden deren Ansätze auch auf den britisch-deutschen Kulturkontakt übertragen, so beispielsweise in den Sammelbänden von Barbara Schmidt-Haberkamp,<sup>18</sup> Rudolf Muhs/Johannes Paulmann/Willibald Steinmetz,<sup>19</sup> Uwe Ziegler<sup>20</sup> oder bei Rüdiger Görner<sup>21</sup>.

Nachdem Begrifflichkeiten wie „Einfluss“ und „Aufnahme“ mitsamt den dahinterstehenden Konzepten inzwischen meist der Frage nach dem „Austausch“ oder „Transfer“ gewichen sind, argumentiert Peter Burke<sup>22</sup> für den Begriff „kulturelle Übersetzung“. Während „Transfer“ eine Einseitigkeit der Beziehungen im-

<sup>12</sup> Lawrence Marsden Price, *Die Aufnahme englischer Literatur in Deutschland 1500–1960*, Bern/München: Francke 1961.

<sup>13</sup> Horst Oppel, *Englisch-deutsche Literaturbeziehungen. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts* (Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik 1), Berlin: Schmidt 1971.

<sup>14</sup> Vgl. z. B. Bernhard Fabian, *The English Book in Eighteenth-Century Germany*, London: British Library 1992 (The Panizzi lectures 1991); Fabian, *Selecta Anglicana*.

<sup>15</sup> Vgl. z. B. Marie-Luise Spieckermann, „Die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande“. Nützliches Wissen aus Britannien auf dem deutschen Buchmarkt des achtzehnten Jahrhunderts“, in: *Mitteilungen Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz*, N. F. 10 (2001), S. 113–121.

<sup>16</sup> Michel Espagne/Michael Werner, „Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S.“, in: *Francia*, 13 (1985), S. 502–510; Matthias Middell (Hrsg.), *Kulturtransfer und Vergleich* (comparativ 10:1), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2000.

<sup>17</sup> Geneviève Roche, „Les traductions-relais en Allemagne au 18e siècle“, in: *Grenzgänge*, 1:2 (1994), S. 21–50; Michel Espagne (Hrsg.), *Frankreichfreunde. Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers (1750–1850)* (Deutsch-französische Kulturbibliothek 7), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1996.

<sup>18</sup> Barbara Schmidt-Haberkamp u. a. (Hrsg.), *Europäischer Kulturtransfer im 18. Jahrhundert. Literaturen in Europa. Europäische Literatur?* (Aufklärung und Europa 13), Berlin: BWV Berliner Wissenschaftsverlag 2003, hier besonders: Bernhard Fabian, „Englisch-deutsche Kulturbeziehungen im achtzehnten Jahrhundert“, in: Schmidt-Haberkamp, *Europäischer Kulturtransfer*, S. 35–44.

<sup>19</sup> Rudolf Muhs/Johannes Paulmann/Willibald Steinmetz (Hrsg.), *Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert* (Arbeitskreis Deutsche England-Forschung 32), Bodenheim: Philo-Verlagsgesellschaft 1998.

<sup>20</sup> Uwe Ziegler (Hrsg.), *„In unserer Liebe nicht glücklich“.* Kultureller Austausch zwischen Großbritannien und Deutschland 1770–1840, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2014.

<sup>21</sup> Görner, *Dover im Harz*.

<sup>22</sup> Peter Burke, „Translating Knowledge, Translating Cultures“, in: Michael North (Hrsg.), *Kultureller Austausch. Bilanz und Perspektiven der Frühneuezeitforschung*. Köln (u. a.): Böhlau 2009, S. 69–78.

pliziere und „Austausch“ die mehr oder weniger unveränderte Weitergabe von Kulturgütern, so berücksichtige das Konzept der „Übersetzung“ die aktive Adaption, die De- und dann Rekontextualisierung, der Ideen, Informationen etc.<sup>23</sup>

Zunehmend wurde in den letzten Jahrzehnten auch die Rolle von Frauen im britisch-deutschen Kulturtransfer betrachtet. So ist neben dem Sammelband von Gesa Stedmann/Margarete Zimmermann<sup>24</sup> an dieser Stelle Alessa Johns hervorzuheben, die eine umfassende und besonders für die vorliegende Arbeit interessante Untersuchung<sup>25</sup> liefert, in der sie sich sowohl mit dem Objekt Buch als auch mit den Bereichen Übersetzung und Reiseliteratur beschäftigt.<sup>26</sup>

### 1.2.2 Die Universität Göttingen

Die Neugründung des Königreichs Hannover,<sup>27</sup> das seit 1714 dynastisch über die Personalunion mit Großbritannien verbunden war,<sup>28</sup> wurde schnell zu einer Art „Musteruniversität“ der Aufklärung,<sup>29</sup> aber auch der Anglophilie<sup>30</sup>. Europaweit ver-

<sup>23</sup> Burke, „Translating Knowledge“, S. 70.

<sup>24</sup> Gesa Stedmann/Margarete Zimmermann (Hrsg.), *Höfe, Salons, Akademien. Kulturtransfer und Gender im Europa der Frühen Neuzeit*, Hildesheim (u. a.): Olms 2007.

<sup>25</sup> Alessa Johns, *Bluestocking Feminism and British-German Cultural Transfer, 1750–1837*, Ann Arbor: University of Michigan Press 2014.

<sup>26</sup> Zum Thema Reiseliteratur vgl. bspw. Alison E. Martin (Ed.), *Travel Narratives in Translation, 1750–1830. Nationalism, Ideology, Gender*, New York (u. a.): Routledge 2012, Bernhard Struck, „Reise und Kulturtransfer. Möglichkeiten und Grenzen eines Forschungskonzeptes“, in: Stedmann/Zimmermann, *Höfe, Salons, Akademien*, S. 213–240.

<sup>27</sup> Bzw. Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg (bis 1814).

<sup>28</sup> Zur Einführung vgl. Torsten Riotte, „Transfer durch Personalunion. Großbritannien-Hannover 1714–1837“, in: *Europäische Geschichte Online (EGO)*, Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG) (Hrsg.), Mainz 2012. URL: <http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-netzwerke/dynastische-netzwerke/torsten-riotte-transfer-durch-personalunion-grossbritannien-hannover-1714-1837> [21.08.2017], Arnd Reitemeier, „Hannover und Großbritannien. Die Personalunion 1714–1837“, in: Niedersächsisches Landesmuseum Hannover (Hrsg.), *Als die Royals aus Hannover kamen. Hannovers Herrscher auf Englands Thron*, Dresden: Sandstein 2014, S. 18–45; Ronald G. Asch (Hrsg.), *Hannover, Großbritannien und Europa. Erfahrungsraum Personalunion 1714–1837* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 277), Göttingen: Wallstein 2014; Andreas Gestrich/Michael Schaich (Eds.), *The Hanoverian Succession. Dynastic politics and Monarchical Culture*, Farnham (u. a.): Ashgate 2015.

<sup>29</sup> Vgl. z. B. Rudolf Vierhaus, „Göttingen. Die modernste Universität im Zeitalter der Aufklärung“, in: Alexander Demandt (Hrsg.), *Stätten des Geistes. Große Universitäten Europas von der Antike bis zur Gegenwart*, Köln: Böhlau 1999, S. 245–256.

<sup>30</sup> Als hinter Frankreich, dem traditionell größten kulturellen Vorbild, ab Mitte des 18. Jahrhunderts Großbritannien an Bedeutung bei den deutschen Gelehrten und Intellektuellen gewannen, wurden Frankreich und England zunehmend als gegensätzliche Pole aufgefasst. Die kulturelle Orientierung an Großbritannien konnte damit gleichzeitig zu einem Mittel des Nationalismus werden, der sich gegen die französische Hegemonie richtete. Mit der Vorliebe für England, die Engländer und alles Englische hat sich besonders Michael Maurer in seinen Untersuchungen eingehend beschäftigt. Mit dem Beginn der Französischen Revolution teilte sich das Lager der deutschen Anglophilen. Während ein Teil nun Frankreich als einzigen Ort des Fortschritts der Menschheit ansah, stand England für Wandel ohne

netzte Professoren wurden angeworben, die wiederum zahlungskräftige, also vor allem adlige Studenten aus allen Teilen Deutschlands anziehen sollten. Für optimale Bedingungen für Forschung und Lehre sorgten vor allem drei universitäre Institutionen:<sup>31</sup> Die Universitätsbibliothek,<sup>32</sup> die Akademie der Wissenschaften<sup>33</sup> und deren gelehrtes Journal „Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen“.<sup>34</sup> Letzteres profitierte, ebenso wie die Bibliothek, von der Tatsache, dass vor allem englische Bücher über diplomatische Wege<sup>35</sup> schnell aus London beschafft werden konnten, und somit Rezensionen aktueller Veröffentlichungen immer auf dem neuesten Stand waren.

1995 noch behauptete Hermann Wellenreuther, die dynastische Verbindung sei für die weitere Entwicklung Hannovers folgenlos geblieben: „Von der Personalunion gingen keine breiten, nachhaltigen und dauernden Auswirkungen auf Kurhannovers Kultur, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft aus.“<sup>36</sup> Wellenreuther bewegt sich hier auf dem Gebiet der klassischen Einflussforschung, die kulturelle Austauschprozesse nur einseitig und im Hinblick auf ihre Wirksamkeit betrachtet. Dass sowohl dieser theoretische Ansatz als auch die inhaltliche Aussage inzwischen überholt sind, haben zahlreiche neuere Arbeiten auf dem Gebiet der Kulturtrans-

---

Revolution und sprach damit das liberale Lager an. Vgl. zum Thema Anglophilie in Göttingen z. B. Maurer, *Aufklärung und Anglophilie in Deutschland*.

<sup>31</sup> Vgl. Marian Füssel, „Akademische Konstellationen um 1800. Zeitgenössische Wahrnehmungen der Universitäten Halle und Göttingen im Vergleich“, in: Joachim Bauer u. a. (Hrsg.), *Universität im Umbruch. Universität und Wissenschaft im Spannungsfeld der Gesellschaft um 1800*, Stuttgart: Steiner 2010, S. 95-119.

<sup>32</sup> Vgl. Bernhard Fabian, „Göttingen als Forschungsbibliothek im achtzehnten Jahrhundert. Plädoyer für eine neue Bibliotheksgeschichte“, in: Paul Raabe (Hrsg.), *Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?* (Wolfenbütteler Forschungen 2), Bremen: Jacobi 1977, S. 209-239; Winfried Enderle, „Ein König – viele Wege zum Bücherwissen. Die Göttinger Universitätsbibliothek im Kontext der deutschen und britischen Bibliothekslandschaften 1734–1820“, in: Arnd Reitemeier, *Kommunikation und Kulturtransfer im Zeitalter der Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover. „To prove that Hanover and England are not entirely synonymous“*, Göttingen: Universitätsverlag 2014, S. 208-233; Graham Jefcoate/Karen Kloth, *A Catalogue of English Books before 1801 Held by the University Library at Göttingen*, 4 Bde., Hildesheim: Olms-Weidmann 1987-88; Graham Jefcoate, „Wilhelm Best und der Londoner Buchhandel. Ein deutscher Diplomat im Dienst der Universitätsbibliothek Göttingen im 18. Jahrhundert“, in: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte*, 6 (1996), S. 199-210.

<sup>33</sup> Vgl. Rudolf Vierhaus, „Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Die jüngere Schwester der alten Dame Universität“, in: *Göttinger Jahrbuch*, 47 (1999), S. 103-111.

<sup>34</sup> Vgl. Winfried Enderle, „Britische und europäische Wissenschaft in Göttingen. Die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen als Wissensportal im 18. Jahrhundert“, in: Elmar Mittler (Hrsg.), *„Eine Welt allein ist nicht genug“. Großbritannien, Hannover und Göttingen 1714–1837* (Göttinger Bibliotheksschriften 31), Göttingen 2005, S. 161-178.

<sup>35</sup> Zur Bedeutung der Deutschen Kanzlei in der Personalunion vgl. Benjamin Bühring, *Die Deutsche Kanzlei in London und die English Chancery in Hannover als Träger der Personalunion zwischen Großbritannien und Kurhannover 1714–1760*, Dissertation masch. Universität Göttingen 2012.

<sup>36</sup> Hermann Wellenreuther, „Von der Interessenharmonie zur Dissoziation. Kurhannover und England in der Zeit der Personalunion“, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte*, 67 (1995), S. 23-42, hier S. 26.

ferforschung sowie zur Personalunion gezeigt. Allen voran seien hier die Sammelbände von Elmar Mittler<sup>37</sup> und Arnd Reitemeier<sup>38</sup> genannt.<sup>39</sup>

Stärker als in der Universitätslehre<sup>40</sup> spiegelte sich die dynastische Verbindung in der Affinität zahlreicher Gelehrter zur englischen Kultur wider. Johann David Michaelis (1717–1791) beispielsweise unternahm 1741 eine Studienreise nach England und übersetzte später Samuel Richardsons „Clarissa“ aus dem Englischen, nachdem Albrecht von Haller (1708–1777), der London und Oxford bereiste und dort Gelehrte wie Hans Sloane und James Douglas traf, in Göttingen das Interesse für die Werke Richardsons verbreitet hatte. In den 1770er-Jahren wurde Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) zum Beförderer der britischen Kultur in Göttingen. Er selbst unternahm zwei ausgedehnte Reisen nach England, traf Georg II. und zahlreiche bekannte Wissenschaftler wie beispielsweise Joseph Priestley. In Göttingen wurde er zur Anlaufstelle für englische Studenten. Auch der englische Sprachlehrer John Tompson (1693–1768), in dessen Haus Lichtenberg zeitweise wohnte, muss als wichtiges Bindeglied zwischen der jungen Universität und dem englischen Adel gelten. Er lehrte bereits seit 1735 als *Lector Publicus Linguae Anglicae*, später als *Professor Extraordinarius* und veröffentlichte das wichtige Lehrwerk *English Miscellanies*.<sup>41</sup> Spätestens als 1786 die drei englischen Prinzen Ernst August, August Friedrich und Adolph Friedrich zum Studium an die Georgia Augusta kamen und die Zahl der britischen Studenten in der Folgezeit ihren Höhepunkt<sup>42</sup> erreichte,

<sup>37</sup> Elmar Mittler (Hrsg.), „Eine Welt allein ist nicht genug“: Großbritannien, Hannover und Göttingen 1714–1837 (Göttinger Bibliotheksschriften 31), Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek 2005.

<sup>38</sup> Arnd Reitemeier (Hrsg.), *Kommunikation und Kulturtransfer im Zeitalter der Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover*. „To prove that Hanover and England are not entirely synonymous“, Göttingen: Universitätsverlag 2014.

<sup>39</sup> Auch Johanna Oehler, „Abroad at Göttingen“: *Britische Studenten als Akteure des Kultur- und Wissenstransfers 1735–1806*. Göttingen: Wallstein 2016; Timo Evers, „...to rescue the science of music from the mysterious darkness in which it was wrapped.“ *August Friedrich Christoph Kollmann und seine Schriften. Biographie, Theorie und Expertise im Kontext musikalischer Wissensvermittlung um 1800*. Hildesheim (u. a.): Olms 2018; Solveig Grebe, *Diplomates' Tales – Diplomatengeschichte. Alltagspraxis, Lebensweltkonstruktion und politische Selbstwahrnehmung in Zeiten der konsolidierten Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover (1774–1783)*, Dissertation masch. Universität Göttingen 2015; Theodor Wolpers, „Göttingen als Vermittlungszentrum englischer Literatur im 18. Jahrhundert“, in: Reinhard Lauer (Hrsg.), *Philologie in Göttingen. Sprach- und Literaturwissenschaft an der Georgia Augusta im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert* (Göttinger Universitätschriften A 18), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2001, S. 91–136.

<sup>40</sup> Götz von Selle, *Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737–1937*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1937, S. 183 f.

<sup>41</sup> Vgl. Konrad Schröder, „Hardly has a university had a more distinguished master of languages than Tompson was.“ (Johann David Michaelis, 1768) – John Tompson's Personality, his Biography, and his Significance for English Language Teaching and English Studies in Germany“, in: Barbara Schaff/Johannes Schlegel/Carola Surkamp (Hrsg.), *The Institution of English Literature*, Göttingen: V&R unipress 2017, S. 25–44; Barbara Schaff, „John Tompson's English Miscellanies 1737–1766 in the Context of Eighteenth-Century British-German Cultural Relations“, in: Barbara Schaff/Johannes Schlegel/Carola Surkamp (Hrsg.), *The Institution of Literature*, Göttingen: V&R Academic 2017, S. 45–56.

<sup>42</sup> Hierzu siehe die ausführliche Analyse von Johanna Oehler, „Abroad at Göttingen“.

wurde Göttingen „an outpost of English civilization“, wie es Robert Shackleton später bezeichnete.<sup>43</sup>

Die Universitätsangehörigen waren Teil der Bildungselite, die im Laufe des 18. Jahrhunderts quasi zu einem eigenen Stand aufstieg. Diese neue Führungsschicht der „Eximierten“ trug zwar geburtsständische Züge, da Bildung *de facto* an Besitz gebunden war, bot jedoch eine gewisse soziale Mobilität durch individuelle Leistung. Dabei basierte die Gruppenzugehörigkeit vor allem auf gleichen Werten wie dem Streben nach geistiger Vervollkommnung und gemeinnütziger Tätigkeit. Persönliche Bekanntschaften und Korrespondenzen waren maßgeblich für die Gruppenbildung.<sup>44</sup> Diese Bildungselite war besonders in der kleinen Universitätsstadt Göttingen eine überschaubare Gruppe von etwa vierzig Familien, die durch Eheschließungen oftmals miteinander verwandt und verschwägert waren. Privates und öffentliches Leben waren eng verknüpft, das moralisch-sittliche Verhalten der ganzen Familie war neben der beruflichen Position des Professors wichtiger Bestandteil des gesellschaftlichen Ansehens. Während sich Birgit Panke-Kochinke konkret mit den Göttinger Professorenfamilien befasst,<sup>45</sup> setzte im Bereich der Gelehrtenforschung Marian Füssel<sup>46</sup> mit seinem praxeologischen Ansatz neue Impulse. Seine durch Studien von Pierre Bourdieu beeinflusste Arbeit untersucht die sich durch Praktiken konstituierenden sozialen Strukturen der Gelehrtenwelt in der Frühen Neuzeit.

### 1.2.3 Übersetzung

Die Orientierung an anderen Ländern, besonders alten Nationen wie Frankreich und England, gründete in der fehlenden politischen Einheit der deutschen Kleinstaaten. Bei der Entwicklung eines eigenen „Nationalbewusstseins“ suchte man vor allem nach gemeinsamen kulturellen Werten. Ab den 1780er-Jahren setzte sich zunehmend die Ansicht durch, die Aufklärung habe Weltbilder wie Religion und Poesie zerstört und die Menschen sowohl in anthropologischer als auch in sozialer Hinsicht entstellt und verdorben. Obgleich die Weimarer Klassik und die Jenaer Frühromantik diesem Effekt durch Besinnung auf die Kunst gegenzusteuern versuchten, war um das Jahr 1800 bei Intellektuellen wie auch in der breiten Bevölkerung eine gewisse Orientierungslosigkeit festzustellen. Teilweise führte dies, wie bei Friedrich Schlegel und einer Reihe anderer Romantiker, zu einer Hinwendung zum Katholizismus. Zunehmend aber füllte der Mythos von Volk und Nation das Vaku-

---

<sup>43</sup> Robert Shackleton, *Montesquieu. A Critical Biography*, Oxford: Oxford University Press 1961, S. 117.

<sup>44</sup> Ulrike Weckel, „Der Fieberfrost des Freiherrn“, in Kleinau/Opitz, *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, S. 369 f.

<sup>45</sup> Vgl. Birgit Panke-Kochinke, *Göttinger Professorenfamilien. Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhangs im 18. und 19. Jahrhundert* (Forum Frauengeschichte 4), Pfaffenweiler: Centaurus 1993.

<sup>46</sup> Marian Füssel, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit* (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt: WBG 2006.

um.<sup>47</sup> Johann Gottlieb Fichtes „Reden an die deutsche Nation“<sup>48</sup> (1808) boten der politisch gebeutelten Bevölkerung der deutschen Staaten nach dem Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Trost und Hoffnung auf eine Zukunft als eine geeinte Nation. Bei Fichte wird die Nation definiert als linguistische Nation,<sup>49</sup> wobei das Deutsche den anderen Sprachen überlegen sei.<sup>50</sup> Paradoxerweise trugen gerade Übersetzungen aus anderen Sprachen zur Entwicklung und Vereinheitlichung der deutschen Sprache und zur Etablierung eines Literaturkanons bei. Mit der nationalistischen Gegenbewegung zu den Idealen der Aufklärung im späten 18. Jahrhundert und der Entstehung der „Germanistik“ als akademischer Disziplin hat sich beispielsweise Klaus F. Gille<sup>51</sup> beschäftigt.

Die substanzielle Rolle von Übersetzungen für die Zeit der Aufklärung hat nicht nur die anfangs zitierte Fania Oz-Salzberger erkannt; sie wird auch beispielsweise von Winfried Müller<sup>52</sup> und ausgiebiger im Sammelband von Stefanie Stockhorst<sup>53</sup> unterstrichen. Die Tatsache, dass die starke Zunahme der Übersetzungsproduktion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sowohl die Wissenschaft als auch die „schöne Literatur“ betraf, spiegelte sich in der Forschung jedoch lange Zeit nicht wider. Ähnlich wie bei den Arbeiten zu den englisch-deutschen Kulturbeziehungen beschränkten sich Studien zu Übersetzungen englischer Texte meist auf die literarische Übersetzung<sup>54</sup> und konzentrierten sich auf Einzelstudien oder übersetzungstheoretische Untersuchungen. Eine umfassende Überblicksdarstellung zur Ge-

---

<sup>47</sup> Vgl. Klaus F. Gille, „Germanistik and Nation in the 19th century“, in: Menno Spiering (Ed.), *Nation Building and Writing Literary History* (Yearbook of European Studies 12), Amsterdam (u. a.): Rodopi 1999, S. 27-55, hier besonders S. 30 ff.

<sup>48</sup> Johann Gottlieb Fichte, *Reden an die deutsche Nation*, Berlin: Realschulbuchhandlung 1808.

<sup>49</sup> Fichte, *Reden*, besonders Rede 4.

<sup>50</sup> Ebd. Rede 4, S. 140: „Die Verschiedenheit ist sogleich bei der ersten Trennung des gemeinschaftlichen Stamms entstanden, und besteht darin, daß der Deutsche eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache redet, die übrigen Germanischen Stämme eine nur auf der Oberfläche sich regende, in der Wurzel aber todte Sprache.“ Diese Überlegenheit führt laut Fichte dazu, dass „der Deutsche, wenn er sich nur aller seiner Vortheile bedient, den Ausländer immerfort übersehen, und ihn vollkommen, sogar besser, denn er sich selbst, verstehen, und ihn, nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen kann; dagegen der Ausländer, ohne eine höchst mühsame Erlernung der Deutschen Sprache, den wahren Deutschen niemals verstehen kann, und das ächt Deutsche ohne Zweifel unübersetzt lassen wird.“ (Fichte, *Reden*, S. 142 f.).

<sup>51</sup> Gille, „Germanistik and Nation“, S. 29.

<sup>52</sup> Winfried Müller, *Die Aufklärung* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 61), München: Oldenbourg 2002.

<sup>53</sup> Stefanie Stockhorst (Ed.), *Cultural Transfer through Translation. The Circulation of Enlightened Thought in Europe by Means of Translation*, Amsterdam: Rodopi 2010.

<sup>54</sup> Zur Übersetzungen im zunehmend populären Genre des Romans vgl. James Raven, „Cheap and Cheerless: English Novels in German Translation and German Novels in English Translation, 1770–1799“, in: Werner Huber (Ed.), *The Corvey Library and Anglo-German Cultural Exchanges, 1770–1837* (Corvey-Studien 8), München: Fink 2004, S. 1-34.

schichte der deutschen Übersetzungen aus dem Englischen ist ein Forschungsdesiderat, das bei Jennifer Willenberg<sup>55</sup> benannt wird und bis heute besteht.

In der Übersetzungswissenschaft leiteten Susan Bassnett und André Lefevere<sup>56</sup> mit ihrer Forderung nach einem „cultural turn in translation studies“ eine Hinwendung von der rein linguistischen Analyse hin zur Einbeziehung kultureller Aspekte ein. Damit wurden die Grenzen der Übersetzungswissenschaft deutlich erweitert und neue Forschungsfelder eröffnet. Später forderte Bassnett auch den „translation turn in cultural studies“, eine Annäherung der beiden Forschungsbereiche seitens der Kulturwissenschaft.<sup>57</sup>

Bereits in den späten 1970er-Jahren forderte Itamar Even-Zohar, Übersetzungen nicht länger als einzelne Phänomene in der Zielsprache, sondern als eigenes System innerhalb des literarischen Polysystems der Zielkultur zu betrachten.<sup>58</sup> So ließen sich anhand der Textauswahl durch die Zielkultur und der Normen, denen die Übersetzungen unterliegen, Rückschlüsse auf das literarische System der Zielkultur ziehen. Nehme die übersetzte Literatur beispielsweise eine zentrale Position ein, so lasse dies auf eine noch „junge“ Zielkultur oder auf Krisen, Wendepunkte oder ein literarisches Vakuum schließen. Zeichen einer solch zentralen Position könne eine mangelnde klare Unterscheidung zwischen Originalwerken und Übersetzungen, die Anfertigung angesehener Übersetzungen durch bekannte und einflussreiche Autoren und die literarische Modellhaftigkeit der Übersetzungen für die Zielkultur sein.

Eben diese Zeichen lassen sich Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland finden. Eine Aussage Johann Gottfried von Herders aus dem Jahr 1767 macht die Unterschiede zwischen dem französischen und dem deutschen Umgang mit fremdsprachigen Werken deutlich:

„Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer anderen Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern. [...] – Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmacks, wollen ihn sehen, wie er ist.“<sup>59</sup>

---

<sup>55</sup> Jennifer Willenberg, *Distribution und Übersetzung englischen Schrifttums im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, München: Saur 2008.

<sup>56</sup> Susan Bassnett/André Lefevere (Eds.), *Translation, History and Culture*, London: Pinter 1990.

<sup>57</sup> Susan Bassnett, „The Translation Turn in Cultural Studies“, in: Susan Bassnett/André Lefevere, *Constructing cultures: essays on literary translation*, Clevedon (u. a.): Multilingual Matters 1998, S. 123-140.

<sup>58</sup> Itamar Even-Zohar, „The position of translated literature within the literary polysystem“, in: James Holmes/Jose Lambert/Raymond van den Broek (Eds.), *Literature and Translation*, Leuven: ACCO 1978, S. 117-127; auch Itamar Even-Zohar, „The Position of Translated Literature within the Literary Polysystem“, in: *Poetics Today*, 11:1 (1990), S. 45-51.

<sup>59</sup> Johann Gottfried von Herder, *Über die neuere deutsche Litteratur: Sammlung von Fragmenten: Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend*, [Riga: Hartknoch] 1767, S. 266 f.

In der selbstbewussten Nation Frankreich dominierten bei den Übersetzungen im 16. bis 18. Jahrhundert die sogenannten *belles infidèles* (deutsch: „die schönen Ungetreuen“), d. h. Übersetzungen, bei denen der Originaltext „einbürgert“, also nach eigenem Ermessen verändert und dem „nationalen Geschmack“ angepasst, wurde. Deutschland dagegen fehlte nicht nur ein gemeinsamer Staat als Bezugsrahmen, sondern auch eine gemeinsame, gewachsene Literatur. In dieser Situation wurden Werke relativ textgetreu übersetzt.

Während noch Mitte des Jahrhunderts Übersetzungen häufig von etablierten Gelehrten angefertigt wurden – laut Even-Zohar ebenfalls ein Zeichen für eine zentrale Position der Übersetzung und eine noch „junge“ Zielkultur –, blieb gegen Ende des Jahrhunderts der größte Teil der zahlreichen Übersetzer, die für wenig Geld schnelle Übersetzungen lieferten, weitgehend unbekannt.<sup>60</sup> Auch nahm die Zahl der freieren Übersetzungen und sehr freien Übertragungen zu, was Even-Zohar als Zeichen für eine stabilere Aufnahmekultur deutet. Ein deutscher „Nationalgeschmack“, den Herder noch vermisste, begann sich zu etablieren.

Zudem hatte die deutsche Sprache Mitte des 18. Jahrhunderts noch keine Normierung – wie etwa in Frankreich oder England – erfahren. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts unternahm Sprachforscher wie Johann Christoph Adelung Versuche, eine einheitliche Wortlehre und Schreibung einzuführen. Gerade Übersetzungen aus anderen Sprachen machten das Problem der fehlenden Normierung deutlich und trugen zur Entwicklung der deutschen Standardsprache bei.

#### 1.2.4 Übersetzerinnen

Mit dem „Cultural turn“ in der Übersetzungswissenschaft ist auch die Rolle von Übersetzern stärker ins Visier der Forschung geraten.<sup>61</sup> Unter ihnen nehmen die Übersetzerinnen eine besondere Position ein. Der gesellschaftliche Ausschluss der Frauen von Autorschaft war in erster Linie in der Idealvorstellung von der sitzamen, stillen und bescheidenen Frau und darüber hinaus auch in der geringeren Bildung, die Mädchen im Schnitt erhielten, begründet.<sup>62</sup> Einen Zugang zur literarischen Welt bot einzig den gebildeten Frauen das Übersetzen. Diese Tätigkeit wurde als ausschließlich reproduzierend und somit – ganz im Gegensatz zum Schaffen

---

<sup>60</sup> Mit dem Übersetzungswesen im frühen 19. Jahrhundert hat sich Norbert Bachleitner auseinandergesetzt; dabei liefert er auch einen Rückblick auf der das späte 18. Jahrhundert. Seine Arbeit erlaubt einen aufschlussreichen Einblick in die Arbeit der Übersetzer, sowohl die der etablierten Autoren als auch die der unbekannteren Zuarbeiter, bei denen es sich um mäßig erfolgreiche Schriftsteller, Beamte, Lehrer, Verleger oder auch Kaufleute handeln konnte: Norbert Bachleitner, „Übersetzungsfabriken“. Das deutsche Übersetzungswesen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)*, 14:1, (1989), S. 1-49.

<sup>61</sup> Vgl. z. B. Jens Häselser/Anthony McKenna (éds.), *Les traducteurs huguenots* (Vie de Huguenots 20), Paris: Champion 2002.

<sup>62</sup> Dieser Ausschluss setzte sich in der Betrachtung durch die Forschung fort: Lange wurden die Arbeiten von Autorinnen des 18. Jahrhunderts aufgrund der geringen Anzahl und weniger herausragenden Werken als Randerscheinung wahrgenommen.



neuer Werke – als minderwertig und untergeordnet betrachtet. Auch in der zeitgenössischen Literaturtheorie wurden die binären Eigenschaften aktiv-passiv, erster- und zweitrangig und männlich-weiblich postuliert und in der Konsequenz die Übersetzung häufig symbolisch als „weiblich“ wahrgenommen und dargestellt. Deborah Uman verweist in diesem Zusammenhang auf die Parallelen zwischen der schwierigen Position des Übersetzers in Relation zu Originaltext, Originalautor und Zielpublikum und der komplizierten Position von Frauen im privaten und öffentlichen Raum, die stets in Relation zu ihren Ehemännern, Vätern und Söhnen definiert wurden.<sup>63</sup> In der Praxis war das Übersetzen damit als Arbeit für Frauen zumindest akzeptabel, da diese nicht als aktive, schaffende Persönlichkeiten öffentlich in Erscheinung traten.

Es ist wenig überraschend, dass sich Studien zu Übersetzerinnen oftmals aus Richtung der Genderforschung nähern. Hier ist zum einen Sherry Simon<sup>64</sup> zu nennen, die sich mit grundsätzlichen Fragestellungen zum Gender-Aspekt innerhalb der Übersetzungstheorie auseinandersetzt, aber auch der Sammelband<sup>65</sup> von Brunhilde Wehinger und Hilary Brown, worin sich zahlreiche Einzelstudien zu Übersetzerinnen des 18. Jahrhunderts finden.

Arbeiten zum damit verwandten Thema Geschlechterordnung im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert kommen deshalb meist aus der interdisziplinär angelegten Geschlechtergeschichte, die sich in Deutschland in den 1980er- und 1990er-Jahren aus der „Frauengeschichte“ heraus entwickelte und eine neue Perspektive auf Geschichte insgesamt eröffnet. Dabei sollen nicht Frauen als „Opfer“ der Geschichte, sondern vielmehr Frauen *und* Männer als handelnde Akteure gesehen werden. Zudem wird die Frage nach der Bedeutung der jeweils wirksamen Geschlechterordnung für die Gesellschaft insgesamt gestellt.<sup>66</sup>

Die Namen der aus Göttingen stammenden Übersetzerinnen Caroline Michaelis<sup>67</sup>, Meta Wedekind<sup>68</sup> und Therese Heyne<sup>69</sup> tauchen in der Forschungsliteratur zum Teil im Zusammenhang mit dem Begriff „Universitätsmamsellen“ auf, so bei Anette

---

<sup>63</sup> Deborah Uman, *Women as Translators in Early Modern England*, Newark: University of Delaware Press 2012, S. 3.

<sup>64</sup> Sherry Simon, *Gender in Translation: Cultural identity and the politics of transmission*, London (u. a.): Routledge 1996.

<sup>65</sup> Brunhilde Wehinger/Hilary Brown (Hrsg.), *Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert. Übersetzerinnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz* (Aufklärung und Moderne 12), Hannover: Wehrhahn 2008.

<sup>66</sup> Vgl. Karin Hausen, *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012; Claudia Opitz-Belakhal, *Geschlechtergeschichte* (Historische Einführungen 8), Frankfurt am Main (u. a.): Campus 2010.

<sup>67</sup> Auch Caroline Böhmer, Caroline Schlegel, Caroline Schelling oder Kombinationen der verschiedenen Nachnamen.

<sup>68</sup> Auch Meta Forkel, Margarete Liebeskind oder entsprechende Kombinationen.

<sup>69</sup> Auch Therese Forster (in diesem Fall besteht aber Verwechslungsgefahr mit ihrer Tochter gleichen Namens) oder Therese Huber.

Lüchow,<sup>70</sup> Eckart Kleßmann<sup>71</sup> und Klaus Harpprecht/Gesa Dane<sup>72</sup>. Der Ausdruck „Mamsell“ (eingedeutscht von franz. „Mademoiselle“) für bürgerliche unverheiratete Frauen<sup>73</sup> war zwar zeitgenössisch nicht unbedingt abwertend gemeint, doch demonstriert die Bezeichnung „Universitätsmamsell“ die Definition der Frauen über ihre Väter, deren Professorenstatus für die Assoziation mit der Universität verantwortlich war.

Die Diskussion um die Mädchenerziehung beeinflusste auch die Göttinger Professorenfamilien. Während um die Mitte des 18. Jahrhunderts erstmals die Verstandesbildung – neben häuslichen, religiösen und sittlich-moralischen Pflichten – eine wichtige Stelle im weiblichen Erziehungssystem einnahm, wurde gegen Ende des Jahrhunderts zunehmend eine „Überbildung“ angeprangert und die Mädchen- und Frauenbildung wieder stärker dem Rollenmuster der Erzieherin, Ehefrau und Gesellschafterin angepasst.<sup>74</sup> Die Väter der genannten späteren Übersetzerinnen machten die Verstandeserziehung ihrer Töchter zwar zu einem wesentlichen Aspekt ihrer Bildung, dennoch war eine spätere Berufstätigkeit der Mädchen nicht angestrebt und wurde äußerst ungern gesehen. Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch unentschiedene Debatte um die Ordnung der Geschlechter hat Claudia Honnegger dargelegt und dabei besonders auf die zunehmende Verwissenschaftlichung der Debatte hingewiesen, an der auch Gelehrte aus dem Umfeld der Universität Göttingen beteiligt waren.<sup>75</sup>

Bei allen drei hier betrachteten Übersetzerinnen stellt sich das Problem, dass ihre Übersetzungsarbeit schwer nachzuweisen ist, weil sie anonym veröffentlichten, gemeinsam mit ihren Ehemännern arbeiteten oder unter deren Namen schrieben. So sind sie von der Forschung bislang wenig oder hauptsächlich vor anderen Hintergründen betrachtet worden, gerne als „Ehefrau/Geliebte von ...“.

Therese Heyne wird von der Forschung in der Regel als Ehefrau von Georg Forster oder Ehefrau von Ludwig Ferdinand Huber wahrgenommen. Dabei sind die Untersuchungen zu ihrem (Arbeits-)Verhältnis zu Georg Forster – wohl hauptsächlich aufgrund von dessen größerer Bekanntheit – deutlich zahlreicher<sup>76</sup> als zu

<sup>70</sup> Anette Lüchow, „Eine Gans unsrer Stadt“. Die Göttinger „Universitätsmamsellen“, in: *Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung*, München (u. a.) 1992, S. 197-201.

<sup>71</sup> Eckart Kleßmann, *Universitätsmamsellen: fünf aufgeklärte Frauen zwischen Rokoko, Revolution und Romantik* (Die Andere Bibliothek 281), Frankfurt am Main: Eichborn 2008.

<sup>72</sup> Klaus Harpprecht/Gesa Dane, *Die Universitäts-Mamsellen: fünf Göttinger Damen, die teilweise schön, allesamt reizvoll, begabt und gebildet, gewiss aber so gescheit waren wie die meisten Professoren*, Göttingen: Deuerlich 1988.

<sup>73</sup> Vgl. Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, 16 Bde. in 32 Teilbänden, Leipzig 1854–1961, Bd. 12, Sp. 1520.

<sup>74</sup> Panke-Kochinke, *Göttinger Professorenfamilien*, S. 174.

<sup>75</sup> Claudia Honnegger, *Die Ordnung der Geschlechter*, Frankfurt am Main (u. a.): Campus 1991.

<sup>76</sup> Z. B. Magdalene Heuser, „Georg und Therese Forster – Aspekte einer gescheiterten Zusammenarbeit“, in: Bodo Plachta (Hrsg.), *Literarische Zusammenarbeit*, Tübingen: Niemeyer 2001, S. 101-119; Carola Hilmes, „Georg Forster und Therese Huber: Eine Ehe in Briefen“, in: *Goethezeitportal*, URL:

ihrer Zusammenarbeit mit L. F. Huber.<sup>77</sup> Auch zu Therese Heynes leitender Tätigkeit beim „Morgenblatt für gebildete Stände“ gibt es nur wenige Arbeiten.<sup>78</sup>

Meta Wedekind ist von der Forschung bisher generell deutlich seltener bedacht worden, mit Ausnahme der umfangreichen Arbeit von Monika Siegel<sup>79</sup> und einer Studie über ihre Übersetzungsarbeit von Marie-Luise Spieckermann<sup>80</sup>.

Häufiger in den Fokus der Forschung geraten ist Caroline Michaelis, wobei unterschiedliche Aspekte ihres ungewöhnlichen Lebens im Vordergrund standen.<sup>81</sup> So ist beispielsweise ihre Rolle in der Mainzer Republik<sup>82</sup> mehrfach untersucht worden.<sup>83</sup> Abgesehen von der aus dem Jahr 1912 stammenden Studie von Hermann Conrad,<sup>84</sup> die dem heutigen Forschungsstand nicht mehr gerecht wird, und gelegentlichen Erwähnungen in Arbeiten zu Shakespeare-Übersetzungen, ist ihre Über-

---

[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/hilmes\\_forster\\_huber.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/hilmes_forster_huber.pdf) [09.03.2020]; Marita Metz-Becker, „Georg Forsters ‚Häusliches Glück‘. Das Leben mit Therese Heyne in Göttingen, Wilna und Mainz“, in: *Georg-Forster-Studien*, XIV (2009), S. 57-84.

<sup>77</sup> Geneviève Roche, „Übersetzen am laufenden Band. Zum Beispiel Ludwig Ferdinand Huber & Co.“, in: Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.), *Kulturtransfer im Epochenumbruch Frankreich-Deutschland 1770–1815*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1997, S. 331–360.

<sup>78</sup> Bernhard Fischer, „Cottas ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘ in der Zeit von 1807 bis 1823 und die Mitarbeit Therese Hubers“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 43 (1995), S. 203–239; Magdalene Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung. Therese Hubers Redaktionstätigkeit für Cottas Morgenblatt für gebildete Stände“, in: *Oxford German Studies*, 42:2, S. 158–172, August 2013. Erwähnung auch in: Barbara Becker-Cantarino, *Schriftstellerinnen der Romantik: Epoche, Werke, Wirkung*, München: Beck 2000.

<sup>79</sup> Monika Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“ Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin Meta Forkel-Liebeskind im Spiegel ihrer Zeit, Dissertation, Technische Universität Darmstadt 2001, URL: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de/222/1/Meta.pdf> [09.03.2020]; Monika Siegel, „Meta Forkel-Liebeskind und Georg Forster: Nur eine Arbeitsbeziehung – oder auch Freundschaft?“, in: *Georg-Forster-Studien*, XIV (2009), S. 85–104.

<sup>80</sup> Marie-Luise Spieckermann, „Dorothea Margarete Liebeskind (1765–1853). Übersetzerin von wissenschaftlicher Literatur und Unterhaltungsromanen englischer Autorinnen.“, in: Wehinger/Brown, *Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert*.

<sup>81</sup> Sehr hilfreich ist die kommentierte Bibliografie zur Caroline-Rezeption von Martin Reulecke: Martin Reulecke, *Caroline Schlegel-Schelling: Virtuosin der Freiheit; eine kommentierte Bibliographie*, Würzburg: Königshausen und Neumann 2010. Einen biografischen Überblick bietet Brigitte Roßbeck, *Zum Trotz glücklich. Caroline Schlegel-Schelling und die romantische Lebenskunst*. München: Siedler 2008; kürzer bei Katharina Kaminski, „Caroline Schlegel-Schelling – ein Leben zwischen Aufklärung und Romantik“, in: Elke Pilz (Hrsg.), *Bedeutende Frauen des 18. Jahrhunderts. Elf biographische Essays*, Würzburg: Königshausen und Neumann 2007, S. 49–62.

<sup>82</sup> Die sogenannte Mainzer Republik existierte von März bis Juli 1793 im linksrheinischen Gebiet von Kurmainz. Der auf bürgerlich-demokratischen Grundsätzen beruhenden Freistaat stand unter dem Schutz der französischen Revolutionstruppen. Nach einer Belagerung durch preußische Truppen erfolgte die Kapitulation. Die Mitglieder des Mainzer Jakobinerklubs, zu denen auch Georg Forster zählte, sowie ihre Angehörigen wurden verfolgt und teilweise eingekerkert.

<sup>83</sup> Ruth Stummann-Bowert, „Caroline Böhmer in Mainz: ‚Im Anfang schwärmte ich herzlich‘“, in: *Georg-Forster-Studien*, XIV (2009), S. 105–132; Brigitte Struzyk, *Caroline unterm Freiheitsbaum: Ansichtssachen*, Darmstadt: Luchterhand Literaturverlag 1988.

<sup>84</sup> Hermann Conrad, *Unechtheiten in der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakespeares-Übersetzung (1797–1801): nachgewiesen aus seinen Manuskripten*, Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1912.

setzungsarbeit kaum thematisiert worden – vor allem weil die Urheberschaft ihrer Übersetzungen besonders schwierig nachzuweisen ist: Caroline Michaelis veröffentlichte keinen einzigen Text unter ihrem eigenen Namen.

Die Übersetzungsarbeit der drei o. g. Frauen als eigenständige Tätigkeit zu beleuchten und ihre Bedeutung für den britisch-deutschen Kulturaustausch zu untersuchen ist bis dato ein Forschungsdesiderat.

### 1.2.5 Buchgeschichte

Im Zusammenhang mit der Lesekultur des späten 18. Jahrhunderts sind sowohl zeitgenössische Klagen über eine ausgebrochene „Lesesucht“ als auch Berichte über eine „Leserevolution“ und ein sich rasch entwickelndes „Massenpublikum“ aus der späteren Forschung weit verbreitet. Dass solche Bezeichnungen aufgrund eines tatsächlich relativ kleinen Lesepublikums kritisch zu betrachten sind, legen Helmuth Kiesel und Paul Münch<sup>85</sup> dar. Entscheidend war hingegen die Veränderung des Lesepublikums: Frauen aus dem entstehenden Bildungsbürgertum wurden eine der größten Lesergruppen. Sie sollten durch Lektüre tugendhafter, vernünftiger und verständiger werden und somit das Prestige der ganzen Familie steigern. Besonders dem Roman verhalfen die weiblichen Leser, wie auch die städtischen Dienstboten, zum Aufstieg auf dem literarischen Markt.<sup>86</sup> Auch die periodische Presse war ein wichtiger Bestandteil der Lesekultur des 18. Jahrhunderts. Journale erleichterten die Rezeption anspruchsvoller Literatur und gewöhnten das Publikum ans Lesen längerer Texte.

Mit dem Wandel der Leseinhalte und der Medienlandschaft ging auch ein Wandel des Lesestils einher. Dieser Wechsel von intensiver zu extensiver Lektüre spiegelte sich im Buchhandel wider, der mit jedem Jahr mehr Neuerscheinungen auf den Markt brachte.<sup>87</sup> Ebenso typisch für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Blüte der Lesezirkel, innerhalb derer die Bücher und Zeitschriften kursierten und so eine Vielzahl von Lesern erreichten.<sup>88</sup> Besonders im Bürgertum war die gemeinsame Lektüre ein zentraler Bestandteil der Geselligkeit und das Vorlesen eine wichtige Art der Literaturrezeption.<sup>89</sup> Beides führte dazu, dass die tatsächliche Zahl der Leser die Druckauflage oft um ein Vielfaches überstieg.

<sup>85</sup> Helmuth Kiesel/Paul Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert: Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Marktes in Deutschland*, München: Beck 1977.

<sup>86</sup> Kiesel/Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*, S. 167.

<sup>87</sup> Ebd. S. 170 f.

<sup>88</sup> Vgl. Otto Dann (Hrsg.), *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation: ein europäischer Vergleich*, München: Beck 1981; Ulrich Im Hof, *Das gesellige Jahrhundert: Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München: Beck 1982.

<sup>89</sup> Vgl. bspw. Peter Seibert, *Der literarische Salon: Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz*, Stuttgart: Metzler 1993; Erich Schön, „Vorlesen, Literatur und Autorität im 18. Jahrhundert. Zum Wandel von Interaktionsstrukturen im Umgang mit Literatur“, in: Hans Erich Bödecker (Hrsg.), *Histoires du livre, nouvelles orientations, actes du Colloque* (Collection In octavo 1), Göttingen, Paris: IMEC Édition (u. a.) 1995, S. 199-224.

Noch früher als der Wandel der Lesekultur setzte eine deutliche Zunahme der brieflichen Kommunikation ein.<sup>90</sup> Als wesentliches Medium der „Gelehrtenrepublik“<sup>91</sup> verband der gelehrte Briefverkehr schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts Wissenschaftler aus ganz Europa. Neben dem reinen Informationsaustausch förderte er auch die Kultur des wissenschaftlichen Streitens und diente nicht zuletzt der möglichst günstigen Positionierung des einzelnen Forschers innerhalb der *respublica litterarum*.<sup>92</sup> Der private Brief stellte insbesondere für bürgerliche Frauen gegen Ende des Jahrhunderts und bis in die Romantik ein wichtiges Ausdrucksmedium dar, das ihren ansonsten begrenzten Lebensraum stark erweiterte. Als „Schule der schreibenden Frauen“, die späteren Autorinnen den Einstieg in die Textproduktion ermöglichte, bezeichnet Barbara Becker-Cantarino den Briefwechsel.<sup>93</sup>

Während sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf dem deutschen Buchmarkt kaum englischsprachige Originale fanden, begann das Interesse an englischer Literatur um die Mitte des Jahrhunderts langsam zu steigen, wobei sich die Nachfrage zunächst auf den nicht-belletristischen Bereich konzentrierte; es wurden vor allem philosophische, geschichtliche, medizinische und naturgeschichtliche Werke verlegt. Ab den 1770er-Jahren nahm zudem die Nachfrage nach belletristischer Literatur und Trivialliteratur aus Großbritannien deutlich zu.<sup>94</sup> Dies konnte Bernhard Fabian in seiner wichtigen grundlegenden Arbeit über die Auswertung der Messkataloge nachweisen.<sup>95</sup>

Der Import von Büchern aus England verlief teilweise über englische Buchhändler, die die Leipziger Messe besuchten. Insgesamt war deren Anzahl jedoch gering. Einige deutsche Buchhändler hatten Londoner Agenten, die entweder die Verbindungen zu ortsansässigen Buchhändlern knüpften oder direkt den Einkauf gewünschter Bücher übernahmen.<sup>96</sup> Da der Import aus Großbritannien insgesamt aufwändig und teuer war, wurden ab den 1770er-Jahren englische Titel zunehmend

---

<sup>90</sup> Vgl. Robert Vellusig, *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*, Wien (u. a.): Böhlau 2000.

<sup>91</sup> Vgl. Ulrich Johannes Schneider (Hrsg.), *Kultur der Kommunikation. Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter von Leibniz und Lessing*, Wiesbaden: Harrassowitz 2005; Michael Maurer, „Europa als Kommunikationsraum in der Frühen Neuzeit“, in: Klaus-Dieter Herbst/Stefan Krachtowil (Hrsg.), *Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main (u. a.): Lang 2009, S. 11-23; auch Martin Stuber (u. a.) (Hrsg.), *Hallers Netz: Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung* (Studia Halleriana 9), Basel: Schwabe 2005.

<sup>92</sup> Michael Kempe, „Die Anglo-Swiss Connection. Zur Kommunikationskultur der Gelehrtenrepublik in der Frühaufklärung“, in: Robert Seidel (Hrsg.), *Wissen und Wissensvermittlung im 18. Jahrhundert: Beiträge zur Sozialgeschichte der Naturwissenschaften zur Zeit der Aufklärung*, Heidelberg: Palatina Verlag 2001, S. 71-91.

<sup>93</sup> Becker-Cantarino, *Schriftstellerinnen der Romantik*, S. 150.

<sup>94</sup> Bernhard Fabian, „Die Meßkataloge und der Import englischer Bücher nach Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“, in: Reinhard Wittmann/Bertold Hack (Hrsg.), *Buchhandel und Literatur: Festschrift für Herbert G. Göpfert*, Wiesbaden: Harrassowitz 1982, S. 164-168, hier S. 162 f.

<sup>95</sup> Fabian, „Meßkataloge und Import“.

<sup>96</sup> Ebd. S. 166.

nachgedruckt.<sup>97</sup> Während der nicht autorisierte Nachdruck deutscher Werke durch konkurrierende Verleger die Gemüter der Gelehrtenwelt erregte, wurde der Nachdruck fremdsprachiger Literatur allgemein als positiv<sup>98</sup> angesehen, da dem Lesepublikum auf diese Weise der Zugang zu fremdsprachigen Werken zu erschwinglichen Preisen ermöglicht wurde. Doch obwohl die englischen Sprachkenntnisse gegen Ende des Jahrhunderts zunahmen, war die Nachfrage nach Übersetzungen deutlich stärker und löste einen regelrechten Kampf nicht nur unter den Übersetzern, sondern auch unter den Buchhändlern aus.

Zur Begrifflichkeit ist anzumerken, dass die heutige klare Trennung zwischen Verlegern, Druckern und Buchhändlern im 18. Jahrhundert, besonders bis etwa Ende des Siebenjährigen Krieges, kaum möglich ist. Wer mit Büchern handeln wollte, musste eigene Verlagswerke vorweisen können, um durch Tauschhandel nach und nach ein Sortiment aufbauen zu können. Der Verleger war dadurch auch Händler und wird in der Literatur oftmals als „Verleger-Sortimenter“ bezeichnet. Obwohl sich gegen Ende des Jahrhunderts eine zunehmende Trennung zwischen Verlegern und Sortimentern entwickelte, wird der Begriff „Buchhändler“ im Folgenden für den gesamten Untersuchungszeitraum und für zugleich als Verleger tätige Personen verwendet.

Sowohl zu Beginn als auch gegen Ende des 18. Jahrhunderts war der Großteil der Buchhändler nicht akademisch vorgebildet, sondern stammte aus den unteren sozialen Schichten. Ihren Bildungsstand erwarben sie sich erst durch ihre Arbeit. Wenngleich es objektiv in der Ausbildung der Buchhändler im Laufe dieses Jahrhunderts keine grundlegende Veränderung gab, so finden sich in zahlreichen zeitgenössischen Quellen Klagen, die „gelehrten Buchhändler“ vergangener Zeiten würden mehr und mehr durch unfähige und ungebildete Händler ersetzt. Tatsächlich wandelte sich mit der Expansion des Buchmarktes das Verhältnis von Buchhändlern und Autoren grundlegend: Aus dem „Partner der Gelehrten“ wurde der „Freund der Bürger“, wie es Paul Raabe<sup>99</sup> beschreibt. Bei den Großverlegern des späten 18. Jahrhunderts handelte es sich oftmals um einflussreiche Persönlichkeiten, die nicht nur die zeitgenössische Literatur aus dem europäischen Ausland zunehmend importierten, nachdruckten oder übersetzen ließen, sondern auch vermehrt politisch tätig wurden, indem sie grundlegende Reformen des Buchmarktes forderten oder selbst durchsetzten.

---

<sup>97</sup> Zum Thema Nachdruck siehe bspw. Reinhard Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert: Beiträge zum literarischen Leben 1750–1880*, Tübingen: Niemeyer 1977 oder Kiesel/Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*.

<sup>98</sup> Vgl. bspw. Johann Stephan Pütter, *Der Büchernachdruck nach ächten Grundsätzen des Rechts geprüft*, Göttingen: Vandenhoeck 1774, S. 40.

<sup>99</sup> Paul Raabe, „Der Buchhändler im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland“, in: Giles Barber/Bernhard Fabian (Hrsg.), *Buch und Buchhandel in Europa im achtzehnten Jahrhundert: fünftes Wolfenbütteler Symposium vom 1. bis 3. November 1977: Vorträge*, Hamburg: Dr. Ernst Hauswedell & Co. 1981, S. 271–291.

Ausführliche deskriptive Darstellungen des Buchhandels im 18. Jahrhundert finden sich in Johann Goldfriedrichs „Geschichte des Deutschen Buchhandels“,<sup>100</sup> die zwar aus dem Jahr 1909 stammt, aber nach wie vor ein wichtiges Grundlagenwerk darstellt. Etwas neuere Überblicke liefern Helmuth Kiesel und Paul Münch (1977),<sup>101</sup> Reinhard Wittmann (1982)<sup>102</sup> und Paul Raabe (1984)<sup>103</sup>. Mit der Verbreitung und Aufnahme englischer Literatur in Deutschland hat sich Bernhard Fabian in zahlreichen Veröffentlichungen<sup>104</sup> auseinandergesetzt. Durch die Kulturtransferforschung ist auch die Figur des Buchhändlers als Kulturvermittler stärker ins Blickfeld der Forschung geraten, zunächst im französisch-deutschen Umfeld.<sup>105</sup> Einzelstudien zu deutsch-britischen Buchhändlern finden sich bei Graham Jefcoate.<sup>106</sup>

Robert Darnton stellte 1990 in „The Kiss of Lamourette. Reflections in Cultural History“ ein neues Modell vor, um die Entstehungsgeschichte eines Buches und seine gesellschaftliche Verbreitung zu analysieren. Er sieht die mit einem gedruckten Text verbundene Kommunikation als einen Kreislauf, in dem die Kommunikation vom Autor über Verleger, Drucker, Spediteur und Buchhändler zum Leser verläuft. Der Leser wiederum beeinflusst den Autor vor und nach dem Schreiben, somit schließt sich dadurch der Kreis.<sup>107</sup> Darntons Modell versteht sich als Reaktion auf eine Vielzahl von unterschiedlichen Fragestellungen und Ansätzen des Forschungsfeldes der Buchgeschichte, das sich in den 1960er-Jahren in Frankreich als eine Erforschung von allgemeinen Mustern der Buchproduktion und des Lesens zu etablieren begann. Darnton nahm dieses Forschungsgebiet jedoch weniger als ein Feld als vielmehr einen „tropischen Regenwald“ wahr, den er mit einem universellen Modell zu lichten versuchte.<sup>108</sup>

<sup>100</sup> Johann Goldfriedrich, *Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturperiode bis zum Beginn der Fremdberschaft (1740–1804)*, Leipzig: Verlag des Börsenvereins der Dt. Buchhändler 1909.

<sup>101</sup> Kiesel/Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*.

<sup>102</sup> Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre*.

<sup>103</sup> Paul Raabe, *Bücherlust und Lesefreuden: Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Stuttgart: Metzler 1984.

<sup>104</sup> Sehr ausführlich bspw. in Bernhard Fabian, „English Books and Their Eighteenth-Century German Readers“, in: Paul J. Korshin, (Ed.), *The widening circle: essays on the circulation of literature in eighteenth-century Europe*, Pennsylvania: University of Pennsylvania Press 1977, S. 117–196; ders., „Die Meßkataloge des achtzehnten Jahrhunderts“, in: ders., *The English Book in Eighteenth-Century Germany*; ders., *Selecta Anglicana*.

<sup>105</sup> Jeffrey Freedman, „Zwischen Frankreich und Deutschland. Buchhändler als Kulturvermittler“, in: Lüsebrink, *Kulturtransfer im Epochenbruch*.

<sup>106</sup> Graham Jefcoate, „German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London. Evidence and interpretation“, in: Barry Taylor (Ed.), *Foreign-Language Printing in London 1500–1900*, Boston Spa (u. a.): British Library 2002, S. 1–36; Graham Jefcoate, „Charles Heydinger: A German Bookseller in Eighteenth-Century London, 1766–1784“, in: Huber, *The Corvey Library*; Graham Jefcoate, „Etwas Gutes von deutschen Büchern: Henry Escher, German bookseller in London um 1800“, in: Bernhard Fabian/Clemens Zintzen (Hrsg.), *Pegasea. Walter Georg Olms zum 85. Geburtstag*, Hildesheim: Weidmann 2012, S. 51–65.

<sup>107</sup> Robert Darnton, *The Kiss of Lamourette: reflections in cultural history*, London (u. a.): Faber & Faber 1990, S. 111 f.

<sup>108</sup> Darnton, *The Kiss of Lamourette*, S. 110.

Während die traditionelle Literaturgeschichte sich auf große Namen und große Werke konzentrierte, legt Darnton Wert auf die Sichtbarmachung der Mittler, die das System der Buchproduktion und -verteilung am Laufen hielten, d. h. Verleger, Buchhändler, Drucker, Spediteure usw.

„Bookish literature belongs to a system for producing and distributing books. Yet most of the people who made that system work have disappeared from literary history. The great men have squeezed out the middlemen. If seen from the perspective of the transmitters of the work, literary history could appear in a new light.“<sup>109</sup>

Dabei könne der Buchhändler als der wichtigste Mittler des ganzen Systems angesehen werden, da er in dem entscheidenden Bereich arbeite, an dem Angebot und Nachfrage aufeinandertreffen.<sup>110</sup>

Darnton unterscheidet in seiner Darstellung Verleger, Drucker und Buchhändler und platziert sie an verschiedenen Stellen des o. g. Kreises. Für das 18. Jahrhundert ist dies jedoch nicht übertragbar, da Verlag, Druck und Verkauf oft in denselben Händen lagen. Zudem kommen Übersetzer im Kommunikationskreislauf nicht vor. Die vorliegende Arbeit kann somit dazu beitragen, Darntons Ansatz zum einen auf die Situation des späten 18. Jahrhunderts zu übertragen und zum anderen Übersetzer und Übersetzungswerke in den Kommunikationskreislauf zu integrieren – wobei sich die Frage stellt, ob Übersetzer überhaupt integriert werden sollten oder ob sie nicht vielmehr Ausgangspunkt eines eigenen Zirkels sind.

Zur Geschichte des Vandenhoeck-Verlags veröffentlichte Wilhelm Ruprecht, ein Nachkomme des Verlagserben Carl Friedrich Günther Ruprecht (1730–1816), 1935 eine Monografie,<sup>111</sup> die auf das verlagseigene Archivmaterial zurückgreift und bis heute die einzige umfassende Arbeit zur Verlagsgeschichte bleibt. Zur Person Abraham Vandenhoecks existiert bislang so gut wie keine Forschung. Anna Vandenhoeck ist Gegenstand einer Magisterarbeit von Barbara Lösel,<sup>112</sup> die die Wirkungsmöglichkeiten einer Frau als Buchhändlerin und Verlegerin im 18. Jahrhundert untersucht. Hier liefert insbesondere das erstellte Verlagsverzeichnis eine wichtige Grundlagenarbeit.

Vom Dieterichschen Verlag existieren keine überlieferten Archivmaterialien. Elisabeth Willnats ausführliche Analyse der Verlags- und Druckertätigkeit aus dem

<sup>109</sup> Ebd. S. 136 f.

<sup>110</sup> Ebd. S. 148.

<sup>111</sup> Wilhelm Ruprecht, *Väter und Söhne. Zwei Jahrhunderte Buchhändler in einer deutschen Universitätsstadt*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1935.

<sup>112</sup> Barbara Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen: dargestellt am Beispiel der Göttinger Verlegerin Anna Vandenhoeck (1709–1787)*, Wiesbaden: Harrassowitz 1991; siehe auch Barbara Lösel, „Anna Vandenhoeck, geborene Parry“, in: Traudel Weber-Reich (Hrsg.), *Des Kennenlernens werth. Bedeutende Frauen Göttingens*, Göttingen: Wallstein-Verlag 1993, S. 13-26.



Jahr 1993<sup>113</sup> und Ulrich Joosts Herausgabe des Briefwechsels zwischen Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg aus dem Jahr 1984<sup>114</sup> bleiben die einzigen nennenswerten Forschungsarbeiten. Rückschlüsse auf Dieterichs Arbeit bietet neben besagtem Briefwechsel hauptsächlich die Korrespondenz Georg Christoph Lichtenbergs.

Abgesehen von Alessa Johns' Arbeit „Bluestocking Feminism and British-German Cultural Transfer 1750–1837“,<sup>115</sup> die die Bedeutung der Göttinger Verleger und Buchhändler für den britisch-deutschen Kulturtransfer betont, jedoch nicht ins Detail geht, beschäftigt sich keine der bisherigen ausführlicheren Untersuchungen zu den drei Göttinger Buchhändlern mit diesem Aspekt; eine Forschungslücke, die mit der vorliegenden Arbeit geschlossen werden soll.

## 1.3 Theoretische Grundlagen

### 1.3.1 „Sachtexte“ und „literarische Texte“

Die vorliegende Arbeit untersucht den Kulturtransfer am Beispiel englischer Texte. Dabei wird bewusst nicht zwischen „Sachtexten“ und „literarischen Texten“ unterschieden. Mit der Neudefinition der Literaturwissenschaft im 19. Jahrhundert wurde diese Unterteilung<sup>116</sup> zwar üblich, sie widerspricht aber der im 18. Jahrhundert gängigen Definition ebenso wie dem praktischen Umgang mit Literatur zu dieser Zeit. Die damals übliche Bedeutung des Begriffes „Literatur“ war weitaus umfassender und bezeichnete alle Formen der geschriebenen Kultur, Gedichte und Heldensagen ebenso wie Reisebeschreibungen, Geschichtsschreibung, politische Kommentare oder philosophische Abhandlungen. Literatur meinte somit die Gesamtheit der kulturellen Erzeugnisse in geschriebener Form.<sup>117</sup> Zeitgenössische Journale berücksichtigten in ihren Beiträgen eine große Bandbreite an Genres, die selbstverständlich nebeneinanderstanden und häufig von den gleichen Mitarbeitern rezensiert oder übersetzt wurden. Erst im 19. Jahrhundert setzte sich langsam eine Ver-

---

<sup>113</sup> Elisabeth Willnat, *Johann Christian Dieterich. Ein Verlagsbuchhändler und Drucker in der Zeit der Aufklärung*. Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung 1993; siehe auch Elisabeth Willnat (Hrsg.), „*Liebster, bester, einziger Freund*“: Erinnerung an den Verleger, Buchdrucker und Buchhändler Johann Christian Dieterich (1722–1800), Mainz: Dieterich 2000.

<sup>114</sup> Ulrich Joost (Hrsg.), *Der Briefwechsel zwischen Johann Christian Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984.

<sup>115</sup> Alessa Johns, *Bluestocking Feminism and British-German Cultural Transfer*; siehe auch Alessa Johns, „The Book as Cosmopolitan Object: Women's Publishing, Collecting and Anglo-German Exchange“, in: Jennie Batchelor/Cora Kaplan (Eds.), *Women and Material Culture, 1660–1830*, Basingstoke (u. a.): Palgrave Macmillan 2007, S. 176–191.

<sup>116</sup> Joep Leerssen, „Introduction: Writing National Literary Histories in the nineteenth century“, in: Spiering, *Nation Building and Writing Literary History*, S. XIV.

<sup>117</sup> Joep Leerssen bemerkt in diesem Zusammenhang die enge Verwandtschaft mit der Definition des Begriffes „Kultur“ und die Tatsache, dass „Literaturgeschichte“ im 19. Jahrhundert oft tatsächlich „Kulturgeschichte“ meinte.

engung des Begriffs durch, die auf die romantische Vorstellung von der Kraft der Imagination als Voraussetzung für künstlerische Produktion zurückgeht. Somit fielen unter den engeren Begriff „Literatur“ nur noch Genres, die hauptsächlich ästhetisch oder künstlerisch geprägt waren. Dem Untersuchungszeitraum entsprechend wird der Begriff „Literatur“ in der vorliegenden Arbeit bewusst in der weitgefassten Definition des 18. Jahrhunderts gebraucht.

### 1.3.2 Kulturtransfertheorie und Mobility Studies

Das Konzept des Kulturtransfers geht zurück auf Michel Espagne und Michael Werner<sup>118</sup> und beschäftigt sich mit Vermittlungsformen zwischen Kulturen. Dabei meint der Begriff „Kultur“ nicht Nationalkulturen, sondern umfasst Kulturräume sowie regionale, transnationale und soziale Kulturbegriffe. Diese Weitfassung ist entscheidend für die vorliegende Untersuchung, die sich hauptsächlich mit dem 18. Jahrhundert und demzufolge mit dem Zeitraum vor Beginn des Zeitalters der Nationalstaatlichkeit beschäftigt. Die Wege, Medien und sprachlichen Bedingungen für die Vermittlung von Texten, kulturellen Objekten und Praktiken bilden in der Kulturtransfertheorie den Ausgangspunkt für ihre Forschungen.<sup>119</sup> Als Strukturelemente des Kulturtransfers nennt Hans-Jürgen Lüsebrink drei Prozesse, die in zeitlicher Abfolge stattfinden: Selektionsprozesse, Vermittlungsprozesse und Rezeptionsprozesse.<sup>120</sup> In der Betrachtung des gesamten Übersetzungsprozesses umfasst die vorliegende Arbeit sowohl Aspekte der Selektion als auch der Vermittlung und Rezeption britischer Literatur. Michael Werner merkte zur Kulturtransfertheorie später selbstkritisch an, dass der Blick auf Transferprozesse oftmals unbeabsichtigt zur Verfestigung der Vorstellung von „Nationalkulturen“ beiträgt, während eben diese vermeintliche Homogenität eigentlich aufgebrochen werden sollte.<sup>121</sup>

Einen sehr ähnlichen Ansatz wie die Kulturtransfertheorie verfolgen die Mobility Studies, die Stephen Greenblatt in seiner Monografie „Cultural Mobility“<sup>122</sup> vorstellt. Hier wird der Fokus jedoch noch stärker auf die Bewegung gelegt.

„Only when conditions directly related to literal movement are firmly grasped will it be possible fully to understand the metaphorical movements:

<sup>118</sup> Vgl. u. a. Michel Espagne/Michael Werner, „Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand. Eine Problemskizze“, in: Michel Espagne/Michael Werner (Hrsg.), *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIII<sup>e</sup> -XIX<sup>e</sup> siècle)*, Paris: Ed. Recherche sur les Civilisations 1988, S. 11-34.

<sup>119</sup> Hans-Jürgen Lüsebrink, *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*, 2. aktual. und erw. Aufl., Stuttgart (u. a.): Metzler 2008, S. 129.

<sup>120</sup> Lüsebrink, *Interkulturelle Kommunikation*, S. 132.

<sup>121</sup> Michael Werner, „Kulturtransfer und *Histoire croisée*. Zu einigen Methodenfragen der Untersuchung soziokultureller Interaktionen“, in: Stephan Braese/Ruth Vogel-Klein (Hrsg.), *Zwischen Kahlschlag und Rive Gauche. Deutsch-französische Kulturbeziehungen 1945–1960*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2015, S. 21-42.

<sup>122</sup> Stephen Greenblatt, *Cultural Mobility. A manifesto*, Cambridge (u. a.): Cambridge University Press 2010.

between center and periphery; faith and skepticism; order and chaos; exteriority and interiority. Almost every one of these metaphorical movements will be understood, on analysis, to involve some kinds of physical movement as well.“<sup>123</sup>

Ausgehend von der physischen Bewegung von Objekten oder Menschen wird erst danach der Bogen weiter zur Bewegung im übertragenen Sinne gespannt. Auch in der vorliegenden Untersuchung des Kulturtransfers zwischen Großbritannien und Deutschland im 18. und frühen 19. Jahrhundert soll das Buch als bewegtes Objekt seinen Anfang nehmen. Mit der Analyse des Imports englischsprachiger Bücher über das Umfeld der Universität Göttingen wird der Transfer zunächst als physische Bewegung betrachtet, bevor mit der Betrachtung von Übersetzungen der Begriff im übertragenen Sinne verstanden wird. Während die Kulturtransfertheorie zwar den Kulturbegriff explizit weit fasst, aber dennoch zwei oder mehrere (in zeitlicher Hinsicht) abgeschlossene, „fertige“ Kulturen impliziert, weist Greenblatt auf die ständige Veränderung hin, der alle Kulturen per se unterliegen. Trotz dieser permanenten Veränderungen und Einflüsse von außen würden Kulturen von ihren Mitgliedern fast ausnahmslos als statisch und lokal empfunden.

„Cultures are almost always apprehended not as mobile or global or even mixed, but as local. [...] And the fact that those local cultures may in fact be recent formations, constructed out of elements that an earlier generation would not have recognized, makes very little difference. Indeed, one of the characteristic powers of a culture is its ability to hide the mobility that is its enabling condition.“

Besonders das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert sind von dieser Ambivalenz geprägt. Trotz großer gesellschaftlicher Umbrüche in Europa entwickelte sich gerade zu dieser Zeit ein zunehmendes Nationalgefühl, das eine gemeinsame Geschichte und Kultur beschwor, wo diese teilweise erst konstruiert werden mussten.<sup>124</sup>

Für Greenblatt sind bei der Analyse von Kulturkontakten auch die Akteure – von ihm als „mobilizers“ bezeichnet – entscheidend, die die physische Bewegung von Objekten erst möglich machen:

„[M]obility studies should identify and analyze the ‘contact zones’ where cultural goods are exchanged. [...] A specialized group of ‘mobilizers’ – agents, go-betweens, translators, or intermediaries – often emerges to facilitate contact, and this group, along with the institutions that they serve, should form a key part of the analysis.“<sup>125</sup>

---

<sup>123</sup> Greenblatt, *Cultural Mobility*, S. 250.

<sup>124</sup> Vgl. dazu z. B. Eric J. Hobsbawm, *Nationen und Nationalismus: Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt am Main: Campus-Verlag 1991.

<sup>125</sup> Greenblatt, *Cultural Mobility*, S. 251.

Eben solche „Mobilisierer“ stehen auch in der vorliegenden Arbeit im Mittelpunkt: Zum einen Buchhändler, die mit ihrer Arbeit den physischen Transfer von englischsprachigen Büchern ebenso vorantrieben, wie sie auch die Anfertigung von Übersetzungen veranlassten und wiederum für deren Verbreitung sorgten, und zum anderen Übersetzer, die für den Transfer im übertragenen Sinne entscheidende Akteure darstellten.

### 1.3.3 Sozialraumtheorie nach Bourdieu

In der vorliegenden Betrachtung der „Mobilisierer“ kommt noch ein zweiter Aspekt zum Tragen, der diese Untersuchung gleichsam in eine zweite Dimension führt. Denn nicht nur Beziehungen zwischen den Kulturen, sondern auch die Beziehungen der Vermittler und im Rückschluss wiederum die Auswirkung dieser persönlichen Beziehungen auf die interkulturellen sollen hier analysiert werden.

So wie das Objekt Buch im ursprünglichen Sinne des Wortes bewegt wird – in diesem Fall von Großbritannien nach Deutschland – oder der Text im übertragenen Sinne von einer Sprache in die andere *bewegt* – übersetzt (auch dieses Wort hat ja eine ursprünglich räumliche Bedeutung) – wird, so bewegen sich die Akteure, die „Mobilisierer“, ebenfalls in einem gesellschaftlichen Umfeld. Dies ist von Pierre Bourdieu als „sozialer Raum“ mit einzelnen Feldern beschrieben worden. Die soziale Welt lässt sich demnach als mehrdimensionaler Raum darstellen, in dem jedes Individuum eine bestimmte Stelle einnimmt bzw. sich im Laufe des Lebens bewegt. Entscheidend ist dafür die individuelle Kapitalausstattung, d. h. zum einen der Gesamtumfang des Kapitals, zum anderen dessen Zusammensetzung. Von den in der vorliegenden Arbeit betrachteten Akteuren wird angenommen, dass sie innerhalb des literarischen Feldes eine Position besetzten, die durch geringes Gesamtkapitalvolumen im Sinne Bourdieus gekennzeichnet ist.

#### 1.3.3.1 Buchhändler im sozialen Raum

Der überwiegende Teil der Buchhändler stammte aus den niederen sozialen Schichten und war nicht akademisch gebildet. Das kulturelle Kapital, besonders das inkorporierte und institutionalisierte – Bildung und deren formale Belege wie Abschlüsse oder Zeugnisse –, ist somit für Buchhändler des 18. und frühen 19. Jahrhunderts eindeutig als gering einzuschätzen. Gleichzeitig verfügten Buchhändler (besonders die neuen, überregional agierenden Großverleger gegen Ende des 18. Jahrhunderts) zum Teil über hohes ökonomisches Kapital.

Das literarische Feld,<sup>126</sup> als Teil des Feldes der kulturellen Produktion, verhält sich spiegelbildlich zur ökonomischen Welt („economic world reversed“), wie

---

<sup>126</sup> Vgl. auch Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999, in dem die spezifischen Eigenarten des literarischen Feldes im Frankreich des 19. Jahrhunderts analysiert werden.

Bourdieu feststellt.<sup>127</sup> Er sieht das Feld der kulturellen Produktion als Sub-Feld innerhalb des Feldes der Macht. Dort befinde es sich in einer eher dominierten, untergeordneten Position am Minuspol, besitze aber gleichzeitig eine relative Autonomie in Bezug auf seine ökonomischen und politischen Hierarchie-Prinzipien. Das Feld der Macht wiederum befindet sich am dominanten Pol des Feldes der Klassenbeziehungen. Durch diese Doppel-Hierarchie verbleibt das Feld der kulturellen Produktion in einer Position, in der die eigenen Prinzipien (nämlich Autonomie von den Gesetzen des Marktes) und die des Feldes der Macht (nämlich die komplette Orientierung an den Gesetzen des Marktes) sich die Waage halten.<sup>128</sup> Zur Rolle der Verleger in diesem Gefüge schreibt Bourdieu:

„The latter [i. e., publishers or gallery directors, K. E.] are equivocal figures, through whom the logic of the economy is brought to the heart of the sub-field of production-for-fellow-producers; they need to possess, simultaneously, economic dispositions which, in some sectors of the field, are totally alien to the producers and also properties close to those of the producers whose work they valorize and exploit. The logic of the structural homologies between the field of publishers or gallery directors and the field of the corresponding artists or writers does indeed mean that the former present properties close to those of the latter, and this favours the relationship of trust and belief which is the basis of an exploitation presupposing a high degree of misrecognition on each side. These ‘merchants in the temple’ make their living by tricking the artist or writer into taking the consequences of his or her statutory professions of disinterestedness.“<sup>129</sup>

Die Verleger befinden sich grundsätzlich in einer von gegenseitiger Abhängigkeit geprägten Wechselbeziehung mit ihren Autoren. Gerade im Untersuchungszeitraum wandelte sich jedoch das Verhältnis von Buchhändlern und Autoren grundlegend. Mit der Expansion des Buchmarktes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verdoppelte sich die Zahl der Schriftsteller in weniger als zwei Jahrzehnten. Lange Zeit war die Schriftstellerei eine Nebentätigkeit gewesen, d. h. die Autoren mussten nicht von den meist geringen Honoraren leben, sondern hatten häufig einen einträglichen Hauptberuf, wie beispielsweise eine Anstellung an der Universität. Die Ende des Jahrhunderts zunehmend aktiven „freien Schriftsteller“ waren jedoch auf die Autorenhonorare als Einkommensquelle oft existentiell angewiesen – dabei waren die Honorare meist zu knapp bemessen. Dies führte zu Spannungen zwischen den Autoren und den Verlegern und veranlasste einen Teil der Schriftsteller zu Maßnahmen wie Selbstverlag und Subskription.<sup>130</sup>

---

<sup>127</sup> Pierre Bourdieu, *The Field of Cultural Production: Essays on art and literature*, Cambridge: Polity Press 1993, S. 29-73.

<sup>128</sup> Bourdieu, *The Field of Cultural Production*, S. 37 ff.

<sup>129</sup> Ebd. S. 39 f.

<sup>130</sup> Rolf Engelsing, „Romantische Buchhandelsutopien“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, VIII: 1/2, Frankfurt am Main 1966, Sp. 323-332, hier Sp. 323.

Auch mit der stärkeren Einbeziehung des außeruniversitären Lesepublikums wandelte sich die Arbeit der Buchhändler.<sup>131</sup> Unter der Hinwendung zum „Bürger“ als neuer Zielgruppe litt das enge Verhältnis zum Gelehrten. Die in der vorliegenden Arbeit betrachteten Buchhändler waren jedoch als Verleger universitärer Schriften in besonderer Weise mit der Universität Göttingen als Institution sowie mit den dort tätigen Gelehrten verbunden. Es wird zu klären sein, wie die Position der Buchhändler im sozialen Raum, und insbesondere im literarischen Feld, ihre Arbeit beeinflusste und wie sich ihr Verhältnis zu anderen Mitgliedern dieses Feldes darstellte.

### 1.3.3.2 Übersetzer(innen) im sozialen Raum

Die hier betrachteten Übersetzerinnen befanden sich in einer ähnlich unsicheren Position, und zwar gleich in dreifacher Hinsicht: Zunächst ist der Status von Übersetzungen als literarisches Produkt immer kritisch betrachtet worden und damit Übersetzern selten die Anerkennung und der Respekt für ihre Arbeit entgegengebracht worden, der den Autoren von Originalwerken zuteilwurde. John Dryden beschäftigte sich schon im 17. Jahrhundert mit Fragen zur Übersetzungstheorie, meist in Vorworten zu seinen eigenen Übersetzungen. Dabei verglich er zum Beispiel den Poeten mit einem Maler. Beide sollten nicht bloß kopieren, sondern selbst erfinden: „Both are allow’d sometimes to copy and translate; but [...] that is not the best part of their reputation.“ Andererseits sei die Kopie eines Werkes von Raphael besser als das Original eines mittelmäßigen Malers.<sup>132</sup> Damit erkennt er zwar die Möglichkeit an, durch Übersetzen von großen Dichtern zu lernen, bewertet das Übersetzen grundsätzlich jedoch als minderwertig gegenüber dem Schaffen von Originalwerken.

Die Aufwertung der Übersetzung als schöpferische und dem Schaffen von Originalwerken ebenbürtige Tätigkeit erfolgte erst durch Übersetzungswissenschaftler des 20. Jahrhunderts.<sup>133</sup> Susan Bassnett verbindet die Beziehungskette Autor –

<sup>131</sup> Vgl. Raabe, *Bücherlust und Lesefreuden*, S. 34.

<sup>132</sup> „Without invention a painter is but a copier, and a poet but a plagiary of others. Both are allow’d sometimes to copy and translate; but as our author tells you, that is not the best part of their reputation. *Imitators [sic] are but a servile kind of cattle* says the poet; or at best, the keepers of cattle for other men they have nothing which is properly their own; that is a sufficient mortification for me while I am translating *Virgil*. But to copy the best authour [sic] is a kind of praise, if I perform it as I ought; as a copy after *Raphael* is more to be commended, than an original of any indifferent painter.“, John Dryden, „De Arte Graphica (A Parallel betwixt Painting and Poetry)“, in: A. E. Wallace Maurer/George R. Guffey (Eds.), *The works of John Dryden, Vol XX: Prose 1691–1698: De Arte Graphica and Shorter Works*, Berkeley (u. a.): University of California Press 1989, S. 62.

<sup>133</sup> Octavio Paz beispielsweise weist auf den grundsätzlichen Übersetzungscharakter von Sprache und die damit verbundene Individualität von Übersetzungen hin: „Every text is unique and, at the same time, it is the translation of another text. No text is entirely original because language itself, in its essence, is already translation: firstly, of the non-verbal world and secondly since every sign and every phrase is the translation of another sign and another phrase. However, this argument can be turned

Text – Empfänger in der Ausgangssprache (source language = SL) mit der Kette Übersetzer – Text – Empfänger in der Zielsprache (target language = TL), so dass sich folgendes Bild ergibt:

Autor – Text – Empfänger = Übersetzer – Text – Empfänger

Der Übersetzer ist gleichzeitig Empfänger in der SL-Kette und Sender in der TL-Kette und nimmt dort die gleiche Position ein wie der Autor in der Ausgangssprache. Die Bezeichnung „Text“ gilt hier sowohl für das Original als auch für die Übersetzung.<sup>134</sup> Deutlich wird hier, dass jeder Text – auch das Original – nicht nur einen Autor benötigt, der eine „Botschaft aussendet“, sondern auch einen Leser, der den Inhalt „empfängt“ und rezipiert. Ohne einen solchen Empfänger kann ein Text kein Kommunikationsmittel und kein Gegenstand von Kommunikation sein. Die Rezeption des Empfängers basiert jedoch immer auf dessen individueller Persönlichkeit, seinem Alter, seiner Bildung, seinem kulturellen Umfeld etc. Der Transfer eines Textes in einen anderen Sprachraum (ob im Original oder in Übersetzung) fügt einen weiteren Einflussfaktor hinzu, da der dortige Leser nun den Text als einen fremdsprachlichen wahrnimmt. Verständnisprobleme sprachlicher wie auch kultureller Art sind wahrscheinlich (auch wenn diese nicht als solche wahrgenommen werden) und können zu Umdeutungen von Inhalten führen. Susan Bassnetts Schema zeigt, dass auch der Übersetzer zunächst Rezipient des (Original-)Textes ist. Wie jeder Leser interpretiert er das Original auf seine individuelle Weise und bemüht sich dann, den Text, bzw. seine Interpretation davon, in die andere Sprache zu übertragen. Die dadurch entstehende Übersetzung wird dann wiederum durch die Leser (der Übersetzung) rezipiert und interpretiert.

Der Unterschied zwischen dem Original und der Übersetzung besteht somit hauptsächlich in der Anzahl der Kommunikations-„Durchgänge“, denen sie unterliegen. Die „Macht“ des Übersetzers in dieser Kommunikationskette zeigt sich daran, dass er den Originaltext nicht nur rezipiert, sondern im Akt des Übersetzens auch bewusst verändern und für „eigene Zwecke“ nutzen kann. So hat Lázló Kontler in seinem Aufsatz „Translation and Comparison: Early-Modern and Current Perspectives“<sup>135</sup> für die Frühe Neuzeit bemerkt:

„During this period, what mattered in the first place was [...] rather the extent and the way in which the source text was instrumental in pursuing the agenda set by the translator or others in compliance with specific contexts.“<sup>136</sup>

---

around without losing any of its validity: all texts are original because every translation is distinctive. Every translation, up to a certain point, is an invention and as such it constitutes a unique text.“, Octavio Paz, Traducción: literatura y literalidad, Barcelona: Tusquets 1971, S. 9, zitiert nach Susan Bassnett, *Translation Studies*, 3<sup>rd</sup> ed., London: Routledge 2002, S. 44.

<sup>134</sup> Bassnett, *Translations Studies*, S. 43.

<sup>135</sup> Lázló Kontler, „Translation and Comparison: Early-Modern and Current Perspectives“, in: *Contributions to the History of Concepts*, 3 (2007), S. 71-102.

<sup>136</sup> Kontler, „Translation and Comparison“, S. 71.

Wenn der Übersetzer somit beim Verfassen seiner Übersetzung seine eigenen Ziele verfolgt und verfolgen kann, so ist er ohne Zweifel als Inhaber der Autorposition für diesen neu entstandenen Text zu sehen, nicht als bloßer Überträger des Ausgangstextes. Bourdieu/Passeron schreiben in diesem Zusammenhang: „[E]very power which manages to impose meanings and to impose them as legitimate by concealing the power relations which are the basis of its force, adds its own symbolic force to those power relations.“<sup>137</sup>

Trotz dieser von vielen modernen Wissenschaftlern vertretenen theoretischen Gleichwertigkeit wurde (und wird) das Übersetzen von Seiten der (Original-)Schriftsteller und vom Lesepublikum als minderwertig angesehen. Zu dieser verbreiteten Vorstellung vom Übersetzen als zweitrangiger Tätigkeit kommt bezüglich der Frage der gesellschaftlichen Anerkennung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch ein weiterer Aspekt hinzu: Während Übersetzungen zuvor häufig von angesehenen Gelehrten angefertigt wurden, bildete sich gegen Ende des Jahrhunderts eine neue Gruppe von Übersetzern heraus. Zunehmend nutzten auch Sprachlehrer, Bibliothekare, Studenten, Journalisten und gebildete Frauen diese Möglichkeit des Zuverdienstes, denn mit wachsendem Lesepublikum stieg auch die kommerzielle Bedeutung von Literatur. Übersetzungen, wie auch andere literarische Arbeiten, wurden dabei zunehmend nach Quantität, weniger nach Qualität, honoriert, wobei die Bezahlung gerade für diese nicht gelehrten Übersetzer sehr bescheiden blieb. Solche Übersetzer waren in zweifacher Hinsicht gesellschaftlich herabgesetzt, indem sie zum einen über wenig Kapital (aller Sorten) verfügten und zum anderen auch innerhalb des literarischen Feldes – in dem der Mangel an ökonomischem und kulturellem Kapital nicht unbedingt ein Makel gewesen wäre – wegen ihrer vermeintlich weniger künstlerischen und somit „minderwertigen“ Arbeit kein hohes Ansehen erlangen konnten.

In der vorliegenden Arbeit werden ausschließlich weibliche Übersetzer betrachtet. Im Gegensatz zu den meisten männlichen Übersetzern waren sie nicht universitär gebildet, hatten aber durch ihre Herkunft aus Professorenfamilien eine gute private Bildung erhalten und engen Kontakt zu Gelehrten. Damit nehmen sie eine ähnliche Zwischenposition ein wie Universitätsbuchhändler und Verleger universitärer Schriften.

Durch ihr Geschlecht waren sie jedoch noch auf andere Weise bestimmten Einschränkungen und Diskriminierungen unterworfen. So ist die Einordnung der Frauen in das Schema des sozialen Raums auch deshalb so schwierig, weil Männern und Frauen im 18. Jahrhundert gar nicht derselbe Raum zur Verfügung stand. Für Frauen des Bürgertums fand „Öffentlichkeit“ in privaten Salons statt. Der gesamte öffentliche Bereich (z. B. Universitäten) war ihnen mehr oder weniger verschlossen; wenn nicht durch offizielle Gesetze, so durch gesellschaftliche Konventionen. Zudem galten sie in der männlich dominierten Gesellschaft nicht als eigenständige

---

<sup>137</sup> Pierre Bourdieu/Jean-Claude Passeron, *Reproduction in education, society and culture*, London: Sage Publication 1977, S. 4. Vgl. auch Bassnett, „The Translation Turn in Cultural Studies“, S. 136.



Subjekte: Anders als ein Mann konnte eine Frau ihre Position kaum allein beeinflussen, denn diese war unweigerlich mit der ihres Ehemannes verbunden.<sup>138</sup>

Bourdieu's Theorie vom sozialen Raum scheint die Bedeutung der verschiedenen Kapitalsorten für Männer und Frauen zunächst nicht zu berücksichtigen, erst recht nicht für den Untersuchungszeitraum. Die Definition und soziale Stellung über den Beruf, der die Position eines Mannes sowohl in Bezug auf ökonomisches wie auch soziales Kapital maßgeblich bestimmt(e), war für die Frau aus bürgerlichem Hause lange Zeit so gut wie ausgeschlossen. Gerade die Aufklärung manifestierte dies mit ihrem Ideal der auf die häusliche Sphäre beschränkten Frau.

Ausgehend von Bourdieus Sozialraumtheorie schlägt Andrea Griesebner<sup>139</sup> vor, die Geschlechterdifferenz in die Analyse aufzunehmen und als eine der grundlegenden Differenzen zu denken, entlang derer historische Individuen „konstituiert werden wie sich selbst konstituieren“.<sup>140</sup> Die Idee vom „Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie“ soll Akteure in ihren jeweiligen Handlungsmöglichkeiten besser erfassen und eine angemessenere Betrachtung historischer Zusammenhänge ermöglichen.

Bourdieu selbst hat sich mit der Position der Frau später gesondert beschäftigt und beschreibt in „La domination masculine“ (1998) die männliche Herrschaft als universelles Prinzip, das sich in der sozialen Welt niedergeschlagen habe und im Habitus aller präsent sei. Am Beispiel der Gesellschaft der Berber der Kabylei (Algerien) erklärt er:

„Das Prinzip der Unterlegenheit und des Ausschlusses der Frau, das vom mythisch-rituellen System ratifiziert und derart in seinem Geltungsbereich ausgeweitet wird, daß es zum Einteilungsprinzip des ganzen Universums wird, ist nichts anderes als die fundamentale Asymmetrie von *Subjekt und Objekt, von Akteur und Instrument*, die zwischen dem Mann und der Frau auf dem Gebiet des symbolischen Tauschs, der Produktions- und Reproduktionsverhältnisse des symbolischen Kapitals entsteht, auf denen die ganze soziale Ordnung basiert und deren zentraler Mechanismus der Heiratsmarkt ist: Die Frauen können dort nur als Objekte oder, besser, als Symbole in Erscheinung treten, deren Sinn außerhalb ihrer selbst konstituiert wird und deren

---

<sup>138</sup> Auf die gravierenden Ausmaße, die eine Entscheidung zur Eheschließung insbesondere für Frauen mit sich brachte, weist bspw. Rebekka Habermas hin: Rebekka Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums: eine Familiengeschichte (1750–1850)*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 284 ff.

<sup>139</sup> Andrea Griesebner, „Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie. Methodologische Anmerkungen aus der Perspektive der Frühen Neuzeit“, in: Veronika Aegerter (u. a.) (Hrsg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte*. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998, Zürich: Chronos 1999, S. 129-137.

<sup>140</sup> Griesebner, „Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie“, S. 134.

Funktion es ist, zur Erhaltung oder Mehrung des den Männern gehörenden symbolischen Kapitals beizutragen.“<sup>141</sup>

Zwar bezieht er sich hier auf eine spezielle muslimische Gesellschaft, doch sieht Bourdieu in der kulturellen Tradition der Kabylei „eine paradigmatische Realisation der mediterranen Tradition“, an der „die ganze europäische Kultur unzweifelhaft [partizipiere]“.<sup>142</sup> Hier wiederum bezieht sich Bourdieu auf das späte 20. Jahrhundert. Ganz ohne Frage lässt sich die im Zitat beschriebene Situation auch auf die europäische Gesellschaft des späten 18. Jahrhunderts übertragen: Betrachtet man z. B. Jean-Jaques Rousseaus Ausführungen zur Rolle der Frau, so sind die Gemeinsamkeiten offensichtlich: Die Frau sei „besonders dazu geschaffen [...], dem Mann zu gefallen [...] und sich zu unterwerfen“, daher müsse sie sich „dem Mann angenehm machen“.<sup>143</sup> Wenn auch mit positivem Anstrich – Rousseau gesteht den Frauen an anderer Stelle ein hohes Maß an „heimlicher“ Macht über die Männer zu – versehen, so kommt hier doch ganz deutlich das patriarchalische Weltbild zum Ausdruck, das sich in seinen Grundannahmen kaum von dem der kabyllischen Bauern bei Bourdieu unterscheidet: Das Sein der Frau ist immer abhängig von dem des Mannes. Auch Joachim Heinrich Campe (1746–1818), bedeutender Schriftsteller des Philanthropismus und Pädagoge der Aufklärung, bemüht für das Verhältnis von Mann und Frau ein eindeutiges Bild: „Er ist die Eiche, sie der Efeu“.<sup>144</sup>

Damit befanden sich die Übersetzerinnen, wie im Übrigen auch die Buchhändlerin Anna Vandenhoeck, als Frauen grundsätzlich in einer abhängigen Position. In der Untersuchung der Arbeit dieser Frauen wird sich zeigen, inwiefern ihre Position im sozialen Raum von den Männern in ihrem persönlichen Umfeld abhängig war und vor allem, was diese Position (und Abhängigkeit) für ihre Übersetzungsarbeit bedeutete.

<sup>141</sup> Pierre Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2012, S. 78 f. Kursivsetzung übernommen.

<sup>142</sup> Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*, S. 15.

<sup>143</sup> „Die ganze Erziehung der Frauen muß sich also auf die Männer beziehen. Ihnen gefallen, ihnen nützlich sein, sich von ihnen lieben und ehren lassen, sie aufziehen, solange sie jung sind, sie umsorgen, wenn sie groß sind, ihnen raten, sie trösten, ihnen das Leben angenehm und süß machen, das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, und das muß man sie von Kindheit an lehren.“ Zitiert nach Pia Schmid, „Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800“, in: Kleinau/Opitz, *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, S. 329.

<sup>144</sup> Schmid, „Weib oder Mensch – Wesen oder Wissen?“, S. 331. Monika Wienfort weist für das 19. Jahrhundert auf ein zusätzliches Machtgefälle innerhalb der Ehe durch den besonders im Bürgertum oftmals gravierenden Altersunterschied zwischen den Eheleuten hin. So beschrieben sich bürgerliche Ehemänner häufig selbst als Erzieher und Lehrer ihrer jungen Frauen (Monika Wienfort, *Verliebt, verlobt, verheiratet: Eine Geschichte der Ehe seit der Romantik*, München: Beck 2014, S. 78).

## 1.4 Quellen

Um Zusammenhänge zwischen der sozialen Position der betrachteten Akteure und ihrer Rolle im Wissens- und Literaturtransfer feststellen und aufzeigen zu können, werden hauptsächlich Primärquellen wie Ego-Dokumente, Literaturjournale und Geschäftskorrespondenzen ausgewertet. Im Falle der Buchhändler wird dabei zunächst – soweit möglich – das Ausmaß des Imports von englischsprachigen Texten bestimmt. Die Titeltkataloge des Vandenhoeck-Verlags stellen in diesem Zusammenhang eine wertvolle Quelle dar. Zudem sind zahlreiche andere verlegerische Geschäftsunterlagen erhalten, die die Arbeit von Abraham und Anna Vandenhoeck sowie ihr Verhältnis zu den Angehörigen der Universität Göttingen beleuchten können. Vom Verlag Johann Christian Dieterichs sind solche Dokumente leider nicht überliefert, dafür aber kann die Korrespondenz Georg Christoph Lichtenbergs Einblicke in die Zusammenarbeit mit Johann Christian Dieterich und dessen Bedeutung für den Transfer englischer Texte gewähren. Von den drei Übersetzerinnen Caroline Michaelis, Therese Heyne und Meta Wedekind sind zum Teil sehr umfangreiche, hauptsächlich private Korrespondenzen überliefert, aus denen sich auf die Übersetzungsarbeit schließen lässt. Dazu werden Literaturjournale und die damit verbundene Korrespondenz, Übersetzervorworte und handschriftliche Übersetzungsmanuskripte ausgewertet.



## 2 Göttinger Universitätsbuchhändler

Im folgenden Kapitel soll die Rolle dreier Göttinger Universitätsbuchhändler im britisch-deutschen Kulturtransfer näher beleuchtet werden. Zuerst wird die Arbeit von Abraham Vandenhoeck betrachtet, der bereits kurz nach der Gründung der Universität aktiv angeworben wurde. Danach folgen Untersuchungen zu Anna Vandenhoeck, die nach dem Tod ihres Mannes den Verlag fortführte, sowie zu Johann Christian Dieterich, der sich später als weiterer Universitätsbuchhändler in Göttingen ansiedelte.

### 2.1 Abraham Vandenhoeck (1698–1750)

Der Verlag Vandenhoeck & Ruprecht ist heute ein angesehener Wissenschaftsverlag, dessen Geschichte eng mit der der Universität Göttingen verbunden ist. Der Verlagsgründer Abraham Vandenhoeck wurde bereits vor der offiziellen Gründung der Universität als erster Universitätsbuchdrucker nach Göttingen angeworben. Nach seinem Tod führte seine Witwe Anna den Verlag und die Buchhandlung weiter und vererbte ihn 1787 Carl Friedrich Günther Ruprecht, der bereits 1749 als Lehrbursche zu den Vandenhoecks gekommen war. Bis ins Jahr 2004 blieb der Verlag unter der Leitung der Familie Ruprecht.

So bekannt der Verlag ist, so gering ist die Forschungslage zum Verlagsgründer Abraham Vandenhoeck. Das wichtigste Werk zur Geschichte des Verlags liefert das

1935 erschienene „Väter und Söhne“ von Wilhelm Ruprecht.<sup>145</sup> Er zeichnet darin die Verlagsgeschichte von Abraham Vandenhoecks Berufung zum Universitätsbuchdrucker nach, widmet sich aber zum größten Teil der Geschichte des Verlags nach dem Eintritt Carl Ruprechts 1758. Der Verfasser stützt sich dabei neben Quellen aus dem Universitätsarchiv vor allem auf das Verlagsarchiv, das jedoch bis zur Schenkung an die Staatsbibliothek zu Berlin<sup>146</sup> aus einer weitestgehend ungeordneten und nicht inventarisierten Sammlung von Dokumenten bestand. Leider sind Ruprechts Quellenangaben sehr vage und auch so manche Transkription weist Ungenauigkeiten und Verwechslungen auf.

Die Arbeit des ersten Göttinger Universitätsbuchdruckers näher zu beleuchten ist daher ein Forschungsdesiderat, das mit vorliegender Arbeit verringert werden soll. Vor dem Hintergrund der internationalen Erfahrung, die Vandenhoeck mitbrachte, kann die genauere Betrachtung seiner Anwerbung nach Göttingen und seine Arbeit daselbst Aufschluss über seine Beziehung zur Göttinger Gelehrtenwelt und seine Rolle beim Transfer von britischen Texten und Büchern geben.

### 2.1.1 Vorerfahrungen im internationalen Buchhandel

Um Abraham Vandenhoecks Arbeit als Universitätsbuchhändler an der Georgia Augusta adäquat einschätzen zu können, ist es hilfreich, auf seine buchhändlerischen Tätigkeiten in der Zeit vor seiner Anwerbung nach Göttingen zu blicken. Bisher bestand hier eine Forschungslücke, die jedoch mithilfe der Quellen aus dem Verlagsarchiv zum Teil geschlossen werden kann.

Über Abraham Vandenhoeck ist bekannt, dass er gebürtiger Niederländer war. Während Wilhelm Ruprecht das Geburtsjahr 1700 vermutet, gibt ein niederländisches Lexikon aus dem Jahre 1937 an, er sei 1698, vermutlich in der Grote Kerk (auch: Sint-Jacobskerk) in Den Haag (= 's-Gravenhage), getauft worden und bereits 1715 als Siebzehnjähriger als Buchhändler in London tätig gewesen.<sup>147</sup> Die Schreibweise des Namens in den frühen englischen Urkunden variiert zwischen „Vandenhoeck“ und (seltener) „Vanderhoeck“. In den deutschen Quellen ist auch von „Herrn von Hoeck“ die Rede.<sup>148</sup> Eine englische Urkunde von 1731, die die geschäft-

<sup>145</sup> Wilhelm Ruprecht, *Väter und Söhne. Zwei Jahrhunderte Buchhändler in einer deutschen Universitätsstadt*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1935.

<sup>146</sup> Dort ist der Bestand bis dato noch nicht erschlossen. Meine Einsicht ins Verlagsarchiv erfolgte bereits vor der Schenkung an die Bibliothek und die Erschließung durch diese, daher erhielten die Quellen von mir eine eigene Nummerierung. Die relevanten Quellen sind in Transkription im Anhang zu finden.

<sup>147</sup> Ernst Ferdinand Kossmann, *De Boekhandel te 's-Gravenhage tot het eind van de 18de eeuw*, 's-Gravenhage [Den Haag]: Nijhoff 1937, S. 161 („Groenewegen, Johannes“) und S. 181 („Hoeck, Isaac van den“). Bei seiner Anwerbung nach Göttingen 1734 wird berichtet, Abraham Vandenhoeck sei „etwa 34 Jahre alt“. (Universitätsarchiv Göttingen, Kur. 8496, f. 4/5).

<sup>148</sup> „Van den Hoeck“ ist ein typischer niederländischer Herkunftsname und bedeutet in etwa „von der Ecke“. Die Bildung mit dem Akkusativ-Artikel „den“ ist typisch für Region „Zuid-Holland“ (Netzwerk

liche Partnerschaft zwischen Abraham und seinem Bruder Isaac Vandenhoeck<sup>149</sup> festsetzt, unterschreibt Isaac mit „van Den Hoeck“, während Abraham die zusammengezogene Schreibweise „Vandenhoeck“ benutzt.<sup>150</sup> Die Zusammenziehung der eigentlich drei Namensteile fand höchstwahrscheinlich erst in London statt, da ein dreigliedriger Name der englischen Namenbildung fremd ist. So ist davon auszugehen, dass sich Abraham zu diesem Zeitpunkt schon länger in London aufhielt, während sein Bruder möglicherweise erst kurz zuvor aus den Niederlanden zugezogen war.

Die älteste im Verlagsarchiv überlieferte Urkunde stammt aus dem Jahr 1726 und bestimmt die Auflösung einer geschäftlichen Partnerschaft zwischen Abraham Vandenhoeck und dem Buchhändler John (Johannes) Groenewegen.<sup>151</sup> In der Urkunde wird Bezug genommen auf einen Vertrag zur Aufnahme der Partnerschaft mit Groenewegen und Peter (Pierre) Gosse<sup>152</sup> im Jahr 1721. Sowohl Groenewegen als auch Gosse stammten ebenfalls aus Den Haag. Aus Anlass von Groenewegens Übersiedelung nach London, wo Vandenhoeck bereits lebte und als Buchhändler arbeitete, einigten sich Groenewegen und Gosse auf eine Partnerschaft, in die sie kurz darauf Abraham Vandenhoeck mit aufnahmen. Damals war der gemeinschaftliche Buchverkauf auf acht Jahre festgelegt worden, die Auflösung erfolgte 1726 also vorzeitig. Im Auflösungsvertrag überträgt Vandenhoeck seine Anteile am Geschäft an Groenewegen, im Gegenzug erhält Vandenhoeck Anteile am Copyright für zwei Bücher. Dabei handelt es sich um „The History of the Knights of Malta“, von dem Groenewegen die Hälfte seines Anteils von einem Sechstel an Vandenhoeck verkauft, und „The Hero“ von Lorenzo bzw. Balthasar Gracian,<sup>153</sup> von dem Vandenhoeck das gesamte Copyright überlassen wird.<sup>154</sup> Groenewegen erklärt in dem Vertrag weiterhin seinen Verzicht auf ein Werk namens „Treatise of Beauty by Monsieur [nicht lesbar]“, das leider nicht mehr nachweisbar ist. Vandenhoeck

---

Naamkunde [Seite des Meertens Instituut Amsterdam], Variatie in familienamen, Vormvariatie, URL: [http://www.naamkunde.net/?page\\_id=164](http://www.naamkunde.net/?page_id=164) [27.03.2020]), deren Hauptstadt Den Haag ist. Die niederländische Aussprache des letzten Namentails lautet [huk]; zahlreiche Quellen aus Deutschland, die den Namen „Vandenhöck“ schreiben, deuten allerdings darauf hin, dass spätestens in Göttingen die deutsche Aussprache mit „ö“ üblich wurde.

<sup>149</sup> Getauft am 11. 12.1701 (Kossmann, *De Boekhandel te 's-Gravenhage*, S. 181).

<sup>150</sup> V.-Archiv Nr. 598/599.

<sup>151</sup> V.-Archiv Nr. 641-645. Vgl. auch Kossmann, *De Boekhandel te 's-Gravenhage*, S. 161.

<sup>152</sup> Vgl. Kossmann, *De Boekhandel te 's-Gravenhage*, S. 144-150.

<sup>153</sup> Der Verfasser wird in der Quelle mit „Lorenzo Gracian“ angegeben. Tatsächlich handelt es sich um Baltasar Gracián y Morales. Der mit Gracián befreundete Vincencio Juan de Lastanosa hatte dessen Aphorismen unter dem Pseudonym „Lorenco Grancián“ veröffentlicht. Dieser Autorennamen wurde dann wohl mitunter auch für die anderen Werke Gracián übernommen. Der ersten englischen Übersetzung „The Hero“ von 1652 wird sogar lediglich „of Lorenzo“ beigefügt.

<sup>154</sup> Während in der 1728 erschienenen Veröffentlichung der „Knights of Malta“ tatsächlich Vandenhoecks Name – unter vielen anderen – erscheint, ist „The Hero“ im gleichen Jahr des Vertrags, also 1726, von gleich mehreren anderen Buchhändlern in London und Dublin herausgebracht worden. Vandenhoecks Name allerdings erscheint nicht. Möglicherweise hat er sein erworbenes Copyright schnell weiterverkauft oder es handelt sich um Raubdrucke.

verpflichtet sich zusätzlich, weder einen „open shop“ in den Städten London und Westminster mehr zu betreiben noch in eine Partnerschaft mit einem anderen Buchhändler einzutreten, der dieses tut. Im Falle eines Vertragsbruchs drohen 500 Pfund Strafe. Nichtsdestotrotz scheint Vandenhoeck schon kurze Zeit später wieder mit dem Buchhandel in London begonnen zu haben. Bereits 1727, ein Jahr nach Auflösung des Vertrags mit Groenewegen, beschlossen er und der Buchhändler George Richmond, zukünftig gemeinsam den bisherigen Buchladen Vandenhoecks zu führen.<sup>155</sup> Die Partnerschaft war auf eine Dauer von sieben Jahren angelegt, wurde jedoch offenbar erneut vorzeitig beendet, denn nur vier Jahre später befand Vandenhoeck sich bereits in einer Partnerschaft mit dem Buchhändler Alexander Gordon.<sup>156</sup> 1731 wurde Abraham Vandenhoecks Bruder Isaac in die Partnerschaft mit aufgenommen.<sup>157</sup> Isaac Vandenhoeck<sup>158</sup> war ebenfalls als Buchhändler und Verleger tätig und scheint noch bis mindestens 1741 in London gearbeitet zu haben.<sup>159</sup>

Etwa in die Zeit der Partnerschaft mit Alexander Gordon fielen auch Abraham Vandenhoecks erste eigene Verlagswerke.<sup>160</sup> Der erwähnte Erwerb des Copyrights für zwei Bücher von Groenewegen einige Jahre zuvor deutet darauf hin, dass Vandenhoeck bereits früh Pläne für einen eigenen Verlag entwickelt hatte. Insgesamt lassen sich mindestens 14 Werke heute noch nachweisen, darunter ein englisches, acht französische und fünf lateinische.<sup>161</sup> 1730 erschien beispielsweise das französö-

---

<sup>155</sup> V.-Archiv Nr. 629-633. Der Buchladen befand sich laut Vertrag im Strand, gegenüber dem Exeter Exchange, in der Gemeinde St Mary le Savoy/Strand. Nachdem die erste Kirche St Mary le Strand 1549 zerstört worden war, nutzten die Gemeindemitglieder fortan die Savoy Chapel, sodass die Gemeinde den Namen „Mary le Savoy“ erhielt. Die neue Kirche St Mary le Strand wurde 1723 eingeweiht. In den Urkunden Abraham Vandenhoeck betreffend findet sich noch bis 1727 teilweise der Name „St Mary le Savoy“.

<sup>156</sup> V.-Archiv Nr. 598/599.

<sup>157</sup> Ebd.

<sup>158</sup> Er selbst unterschreibt „van Den Hoeck“; siehe oben.

<sup>159</sup> Dafür spricht unter anderem das Werk „L’apothéose du beau-sexe“, das die Verlegerangabe „Londres: chez Van der Hoek“ trägt. Dabei kann es sich allerdings auch um eine falsche Angabe handeln. Auch der Katalog *Bibliotheca Boerhaaviana; being a catalogue of curious and valuable books, bought out of the library of the very learned Professor Boerhaave... To be sold by Isaac van den Hoeck on Monday the 10th of December 1739* spricht für eine Tätigkeit in den Niederlanden. Mindestens 1750, als er mit seiner Schwägerin Anna Vandenhoeck anlässlich des Todes Abrahams schriftlich kommunizierte, hielt sich Isaac Vandenhoeck in den Niederlanden auf (siehe Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 58).

<sup>160</sup> 1728 erschien *The history of the knights of Malta*, vom Abbé de Vertot, das die Angabe „London: printed for G. Strahan; F. Gyles; Mess. Woodman and Lyon; D. Browne; Mess. Groenewegen, Prevost, and Vanderhoeck“ enthält.

<sup>161</sup> Dabei handelte es sich um:

- *The history of the knights of Malta*. By Mons. L’Abbé de Vertot. Illustrated with LXXI. heads of the Grand Masters, & c. In two volumes. London: printed for G. Strahan; F. Gyles; Mess. Woodman and Lyon; D. Browne; Mess. Groenewegen, Prevost, and Vanderhoeck; C. Davis; and T. Osborne, 1728.



sische Werk „Histoire des révolutions de Portugal“ vom Abbé de Vertot. In der Verlagsangabe „A Londres: Chez Abraham Vandenhoek Libraire François“ bezeichnet sich Vandenhoek selbst als „französischen Buchhändler“. „Französisch“ ist hier nicht als Nationalität zu verstehen, sondern deutet darauf hin, dass Vandenhoek auf den Handel mit ausländischen, besonders französischen, Büchern spezialisiert war. Fast sämtliche frühen Verlagswerke Vandenhoeks erschienen auf Französisch, wobei ab 1732 als Verlagsort meist Hamburg angegeben wurde. Sicher scheint, dass Vandenhoek etwa ab 1731 begann, eine Druckerei in Hamburg anzusiedeln. Aus diesem Jahr 1731 stammt ein in Hamburg unterzeichneter Anstellungsvertrag zwischen Vandenhoek und dem holländischen Setzer Jacobus Mirgelberg.<sup>162</sup> Die Werke zwischen 1731 und 1733 erschienen größtenteils in Hamburg, teilweise aber auch in London. In der 5. Edition der „Œuvres d’Horace en Latin et

- 
- Histoire des révolutions de Portugal. Par M. L’Abbé de Vertot, de L’Academie Royale des Inscriptions & Medailles. A Londres: Chez Abraham Vandenhoek Libraire François la Tête de Virgile dans le Strand, MDCCXXX [1730].
  - La liturgie, ou formulaire des prières publiques: selon l’usage de l’Eglise Anglicane. Amsterdam: Et se vend à Londres, chez A. van den Hoek 1731.
  - Jean de La Fontaine: Fables Choisies. Mises En Vers. Hambourg: Londres Vandenhoek 1731.
  - Jean de La Fontaine: Contes Et Nouvelles En Vers. Hambourg: Vandenhoek 1731.
  - Les Comedies de Terence, avec la traduction et les remarques de madame Dacier. Nouvelle edition.[...] Tome premier [-troisieme]. A Hambourg, de l’imprimerie d’A. Vandenhoek, libraire à Londres, MDCCXXXII [1732].
  - Les aventures de Telemaque, fils d’Ulysse. Par Messire François de Salignac de la Mothe-Fenelon. Nouvelle éd[ition] [...]. Hambourg: de l’Imprimerie d’A. Vandenhoek 1732.
  - Histoire de Charles XII, roi de Suède. Par M. de V\*\*\*. Quatrième édition [...]. Tome premier [-second]. Publication: À Londres: chez Abraham Vandenhoek 1732.
  - Œuvres d’Horace en Latin et en François. Avec des remarques critiques et historiques par Monsieur Dacier. A Hambourg: de l’imprimerie d’A. Vandenhoek, libraire à Londres, cinquieme edition 1733.
  - Poemata/Q. Horatius Flaccus. Michel Guyot de Merville [erm. Hrsg.]. Hamburgi: [Drucker:] Vandenhoek 1733.
  - Sapphus, poetriae lesbiae, fragmenta et elogia: quotquot in auctoribus antiquis graecis et latinis reperiuntur. Cura et studio Jo. Christiani Wolfii [...]. Londini: apud Abrahamum Vandenhoek 1733.
  - Prosperi Alpini De praesagienda vita et morte aegrotantium libri septem [...]: Cum praefatione Hermanni Boerhaave [...]. Hamburgi: sumptibus A. Vandenhoek, litteris Jo. Georgii Piscatoris 1734.
  - Bibliotheca Aprosiana, liber rarissimus... jam ex lingua italica in latinam conversus. Praemissit praefationem notasque... addidit Johan. Christoph. Wolfius. Hamburgi: literis A. Vandenhoek 1734.
  - Gemma antiqua sistens Europae raptum imagine pronus singulari adum beatum illustrata dissertatione epistolari, qua ... Johanni Anderson, liberae reip. Hamburgensis consuli ... nuptiale festum quod Johannes Otte, ... cum ipsius filia ... Ilsabea Anderson .../celebrabat, gratulatur M. Julius Carolus Schlaeger. Hamburgi: apud A. Vandenhoek et I. Mirgelberg 1734.

<sup>162</sup> V.-Archiv Nr. 588.

en François, avec des remarques critiques et historiques par Monsieur Dacier“ aus dem Jahr 1733 findet sich die Angabe „A Hambourg: de l'imprimerie d'A. Vandenhoeck, libraire à Londres“. Vandenhoeck scheint also eine Weile mehr oder weniger parallel in Hamburg und London tätig gewesen zu sein. Das belegt auch ein Vertrag mit dem Londoner Buchhändler John Wilcox von Dezember 1732,<sup>163</sup> der Wilcox zu Vandenhoecks „Agentor Factor in Selling of Books and such other Wares and Merchandizes“ macht, „as he shall from time to time consign to him for that purpose during the Term of One Year“. Der Grund wird ebenfalls angegeben: „Abraham Vandenhoecke Intends to go and Reside abroad beyond the Seas“. Zwei Monate später regelte ein weiterer Vertrag den Kommissionsverkauf und die Abtretung von Anteilen an in Hamburg gedruckten Büchern an John Wilcox in London.<sup>164</sup> Anscheinend ist also der Zeitpunkt der endgültigen Übersiedlung Vandenhoecks nach Hamburg im Winter 1732/33 anzusetzen.

Erstaunlicherweise berichtet eine Quelle vom November 1732 vom Verkauf der Vandenhoeck'schen Druckerei in Hamburg an „Jean Vandenhoeck son Père“.<sup>165</sup> Bereits drei Monate zuvor hatte Vandenhoeck einen Vertrag mit dem Hamburger Buchdrucker Piscator<sup>166</sup> abgeschlossen, in dem Vandenhoeck lediglich als Verleger auftritt und bei Piscator drucken lässt – wobei er das Papier allerdings selbst besorgen muss. Vom „17. Februar 1732/33“ stammt ein Auftrag für die Lieferung von 13 Ballen Papier aus London nach Hamburg für Abram. Vandenhoeck.<sup>167</sup> Der Verdacht liegt nahe, dass Vandenhoeck in finanziellen Problemen steckte, die es ihm nicht möglich machten, seine Druckerei weiter zu betreiben. Der Verkauf der Druckerei an seinen eigenen Vater – und damit der Verbleib in der Familie – erwies sich dabei als geschickter Schachzug; so konnte er zwei Jahre später bei der Übersiedlung nach Göttingen eine eigene Presse mitbringen.

Die Gründe für Vandenhoecks finanzielle Nöte sind vielfältig. Bereits die wechselnden geschäftlichen Partnerschaften können als Hinweis auf geschäftliche Probleme verstanden werden. Möglicherweise war die Strafzahlung für den Vertragsbruch mit Groenewegen ein erster Einschnitt. Jeder Händler, den Vandenhoeck als

---

<sup>163</sup> V.-Archiv Nr. 554.

<sup>164</sup> V.-Archiv Nr. 661.

<sup>165</sup> V.-Archiv Nr. 592. Ruprecht schreibt in *Väter und Söhne* von einem Verkauf an einen „Jean Vons“ – dies ist aber klar auf einen Irrtum bei der Transkription der Quelle zurückzuführen.

<sup>166</sup> V.-Archiv Nr. 585.

<sup>167</sup> V.-Archiv Nr. 584. Die doppelte Jahresangabe ist auf die unterschiedliche Übernahme des Neujahrstages nach der Julianischen Kalenderreform zurückzuführen. Während im größten Teil des west- und mitteleuropäischen Festlandes bereits Ende des 16. Jahrhunderts der Neujahrsanfang am 1. Januar gefeiert wurde, erfolgte die Übernahme in Britischen Empire (außer Schottland) erst 1752. Zwischen 1155 und 1751 lag der Neujahrstag dort auf dem 25. März. Demnach gehörte in diesem Fall der 17. Februar in London noch zum Jahr 1732, während in Hamburg bereits das Jahr 1733 angebrochen war. Im Folgenden wird in solchen Fällen nur das „europäische“ Jahr genannt.

Partner in seine Handlung nahm, musste einen gewissen Geldbetrag einbringen.<sup>168</sup> So erfuhr das Geschäft immer wieder eine „Finanzspritze“. Doch auch auf andere Weise bemühte sich Vandenhoeck um Geld. Im Mai 1731 schloss er einen Vertrag mit Sir Archibald Grant (1696–1778)<sup>169</sup> ab, der ihm jedoch kein Glück bringen sollte. Grant, zu dieser Zeit Parlamentsmitglied für Aberdeenshire<sup>170</sup>, ließ ihm 200 Pfund, die in 50 Pfund-Raten im Laufe des folgenden Jahres an Vandenhoeck ausbezahlt und innerhalb von vier Jahren zurückgezahlt werden sollten. Dafür bekam Grant ein Drittel des Profits aus dem Verkauf von zwei Büchern zugesichert, die in Hamburg gedruckt werden sollten.<sup>171</sup> Vermutlich begann Vandenhoeck ca. Mitte 1731 in den Verlag der Bücher zu investieren. Sir Archibald Grant allerdings war zu dieser Zeit bereits tief in einen Fall von Spekulationen und Veruntreuung von Geldern rund um die „York Buildings Company“ verstrickt, die schließlich zu seinem Ausschluss aus dem House of Commons am 5. Mai 1732 führte.<sup>172</sup> Grant hatte zwischen Januar und September 1731 bereits mehr als 30 000 Pfund verloren und war der Insolvenz nahe.<sup>173</sup> Es ist also recht wahrscheinlich, dass Abraham Vandenhoeck mindestens einen Teil des Geldes, das er von Grant zu bekommen hoffte, nie erhalten hat. Möglicherweise behinderte dies auch die Publikation der im Vertrag erwähnten Werke Molières. Zweifelsohne sah sich Vandenhoeck im folgenden Jahr gezwungen, seine eigene Druckerei aufzugeben und von da an in anderen Pressen drucken zu lassen. Als im Zuge der möglichen Anwerbung Vandenhoecks an die neue Universität Göttingen 1734 von der Hannoverschen Regierung Erkundigungen über ihn eingeholt wurden, wusste der Hamburger Pastor Schlosser (1702–1754)<sup>174</sup> zu berichten,

„daß derselbe [Vandenhoeck], nachdem er zuerst Holl- und Engell. Bücher in commission von dortigen Buchführern zu verkauffen gefunden habe, her-

<sup>168</sup> Vgl. Vertrag mit George Richmond 1727, V.-Archiv Nr. 629-33. Richmond musste Ware im Wert von 500 Pfund einbringen. 1731 wurde von Isaac Vandenhoeck 100 Pfund verlangt (V.-Archiv Nr. 598/599).

<sup>169</sup> V.-Archiv Nr. 602-606.

<sup>170</sup> A. J. G. Cummings, „The Business Affairs of an Eighteenth Century Lowland Laird: Sir Archibald Grant of Monymusk, 1696–1778“, in: T. M. Devine (Ed.), *Scottish Elites: proceedings of the Scottish Historical Studies Seminar, University of Strathclyde 1991–1992*, Edinburgh: Donald 1994, S. 43-61, hier S. 46.

<sup>171</sup> Es handelte sich dabei um *Œuvres d'Horace en Latin et en François* (nachweisbar ist die 5. Aufl. 1733) und eine Ausgabe von Molières Werken, deren Erscheinen nicht mehr nachzuweisen ist. Eine genaue Rechnung auf der Urkunde gibt an, wieviel Gewinn Vandenhoeck mit dem Verkauf der Bücher zu machen hoffte: 454 Pfund für Horaz, bei einer Auflage von 1 500 Kopien, 252 Pfund für Molières Werke, bei einer Auflage von 2 000 Kopien.

<sup>172</sup> Näheres dazu in Cummings, „The Business Affairs of an Eighteenth Century Lowland Laird“.

<sup>173</sup> Cummings, „The Business Affairs of an Eighteenth Century Lowland Laird“, S. 56.

<sup>174</sup> Johann Ludwig Schlosser war an der Hannoverschen Neustädter Kirche als Prediger tätig gewesen und 1733 Diakon an die Hamburger Katharinenkirche geworden, vgl. Otto Beneke, „Schlosser, Johann Ludwig“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, (1890) [Onlinefassung], URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd129802727.html?anchor=adb> [09.03.2020]. Er hatte noch immer Verbindungen nach Hannover, das er in einem Brief auch als sein „zweites Vaterland“ bezeichnet (Universitätsarchiv Göttingen, Kur. 8496, Buchhandel in Göttingen, f. 14/15).

nach mit einem hiesigen Buchhändler Namens Marveille<sup>175</sup> in Compagnie getreten sey, welcher ihm denn alle seine Bücher oder Piècen gedruckt habe, da sonst erster keine eigenthümliche Druckerey für sich gehabt hätte.“<sup>176</sup>

Für den Kommissionsverkauf gibt es keine anderen Belege, es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass Vandenhoeck nicht nur seine Hamburger Verlagswerke in London verkaufte bzw. verkaufen ließ, sondern – wie er es wohl bereits in London getan hatte – auch in Hamburg weiterhin mit ausländischen Büchern handelte.

Für Vandenhoecks Londoner und Hamburger Zeit ist somit eine starke internationale Ausrichtung festzustellen. Die vermutlich erste geschäftliche Partnerschaft ging er mit zwei weiteren Niederländern ein, von denen einer, John Groenewegen, ebenfalls in London ansässig war. Der dritte Mann, Peter Gosse, verblieb in Den Haag, versorgte aber höchstwahrscheinlich von dort aus das Londoner Geschäft mit fremdsprachigen bzw. im Ausland gedruckten Büchern. Die Niederlande waren zu dieser Zeit ein großer Umschlagplatz für Bücher aus ganz Europa. Ein Bestandskatalog von John Groenewegen, der 1729 in London unter dem Titel „Bibliotheca Groenewegeana“ veröffentlicht wurde, trägt den Zusatz „being a catalogue of the stock of John Groenewegen; Containing Several scarce Books collected in France, Italy, Germany and Holland“. Dies belegt Groenewegens internationalen Buchhandel, in den Vandenhoeck bis 1726 als Partner einbezogen war. Auch die bereits erwähnte Selbstbezeichnung Vandenhoecks als „libraire François“ und die Tatsache, dass der größte Teil seiner eigenen Verlagswerke französischsprachige Veröffentlichungen waren, zeigen, dass seine Kompetenzen besonders in diesem Bereich lagen. Während seiner Partnerschaft mit Merville in Hamburg scheint er ebenfalls hauptsächlich mit fremdsprachigen Büchern gehandelt zu haben.

Auch unterhielt er bereits in dieser Zeit offenbar Kontakte zu Gelehrten. Ein Brief, den Vandenhoeck am 4. August 1733 schrieb, beweist eine Verbindung zu oder zumindest Bekanntschaft mit dem Präsidenten der britischen Royal Society, Sir Hans Sloane (1660–1753). Vandenhoeck schreibt darin:

„Selon vos orders je prens la Liberté de vos faire, Scavoir, mon arrivé a Hambourg, ou j'esSpere etre en etat de vous rendre mes petit Services, Si vou Jugez apropos de me honorer de vos Commandemens, en me recommandent a vos bonne graces, Je Suis avec un profonds respect“.<sup>177</sup>

Worin genau die „petit services“ bestanden, wird leider nicht genannt, offenbar war Vandenhoeck aber bereits in London in irgendeiner Weise für Sloane tätig gewesen.

<sup>175</sup> Bei dem hier erwähnten „Marveille“ handelt es sich um Michel Guyot de Merville, mit dem Abraham Vandenhoeck 1733 gemeinsam Horaz' „Poemata“ herausgab. Merville war später auch schriftstellerisch und journalistisch tätig und verfasste unter anderem Berichte über seine Reisen durch Europa. Vgl. Gilot, Michel, „Guyot de Merville“, in: *Dictionnaire des journalistes* (1600–1789), URL: <http://dictionnaire-journalistes.gazettes18e.fr/journaliste/382-michel-guyot-de-merville> [21.01.2020].

<sup>176</sup> UniA Gö, Kur. 8496, f. 14/15.

<sup>177</sup> British Library, Sloane 4053, f. 21. Abram Vandenhoeck, of Hamburg: Letter to Sir H. Sloane: 1733.

Obwohl Vandenhoeck in erster Linie mit anderen Buchhändlern zusammenarbeitete, bestand bereits zu dieser Zeit Kontakt zur gelehrten Welt, der sich mit Beginn seiner verlegerischen Tätigkeit stetig mehrte. Dieses Verhältnis vertiefte sich, als Abraham Vandenhoeck Universitätsbuchdrucker an der Universität Göttingen wurde.

### 2.1.2 Anwerbung nach Göttingen

1734 begann man sich in Hannover beziehungsweise in Göttingen Gedanken über die Anwerbung eines offiziellen Buchdruckers für die neu gegründete Universität zu machen. Dass tatsächlich eine aktive Anwerbung nötig war, um Handwerker nach Göttingen zu holen, betrubte so manchen Verantwortlichen, doch die Hoffnung auf eine Änderung der Lage war groß:

„Es fällt zwar im Anfange schwehr dergleichen Leuchte an einen fremden Ort zu ziehen; Ich hoffe aber die Zeit und der Ruff, worin soviel in Göttingen zusammen kommende gelehrte und Berühmte Leuthe denort setzen, werden das Werck so erleichtern daß man in Kurtzem keinen Handwercks Mann oder Künstler zu invitiren und zu bitten mehr nöhtig haben wird.“<sup>178</sup>

Die Verantwortlichen waren durch einige von Vandenhoeck in Hamburg verlegte Werke, beispielsweise die „*Poemata Sapphus graece et latine*“, die offenbar von sehr guter Qualität waren, auf ihn aufmerksam geworden. Zunächst wurden ortsansässige Bekannte gebeten, unauffällige Erkundigungen einzuholen, ohne ihren eigentlichen Auftraggeber zu nennen. So berichtet ein Verfasser namens Meyer am 24. Mai 1734, Gerlach Adolph von Münchhausen (1688–1770), kurhannoverscher Minister und erster Kurator der Göttinger Universität, habe befohlen,

„den Hn. Secretarium Voigt, [...] zu ersuchen, durch seinen Correspondenten in Hamburg den Buchführer Abraham von Hoeck, jedoch ohne sich merken zu laßen, daß es auf Veranlaßung oder mit Wißen der [...] Ministerii geschehe, zu sondiren, ob er nicht, in Hofnung einigen zu Göttingen zu findenden Verlags, [...] daselbst sich nieder zu laßen Lust hätte.“<sup>179</sup>

Auf demselben Bogen befindet sich in anderer Handschrift die Antwort:

„Abraham von Hoeck befindet sich alhier in Hamburg, es soll derselbe kein Buchdrucker, sondern ein Buchhändler seyn, hat aber ein Buchdruckerey aus Engelland mit hergebracht, die nebenstehende Bücher har Er drucken laßen und ist Er der Verleger,  
 2.de So ist derselbe kein Schriftgießer  
 3.de So ist er 34 Jahr etwa alt, und die Nahrung ist wohl nur schlecht, Er ist gekommen sich alhier fest zu setzen, Er hat jetzo keinen Compagnon in der

<sup>178</sup> UniA Gö, Kur. 8496, f. 47/48. Kein Verfasser genannt.

<sup>179</sup> UniA Gö, Kur. 8496, f. 4/5.

Handlung mehr, vormahls hat Er einen Compagnon gehabt, der ein Frantose war mit Nahmen Merveille, So ein Zeitlang vonhier ist gewesen, jetzt aber wieder hier, ob Er mit demselben wieder in Compagnie gehet, weis man nicht, Er hat ein Frau, nebst ein Alten Vater aber kein Kinder, bey sich, sonst ist von seinen Zustand eben nicht viel zu sagen.“<sup>180</sup>

Diese Antwort dürfte für die Verantwortlichen insgesamt positiv gewesen sein. Zwar zeigte es sich, dass Vandenhoeck die vielgelobten Bücher nicht selbst gedruckt hatte, doch besaß er offensichtlich eine eigene Druckerei, die er nach Göttingen mitbringen konnte. Von dem Verkauf an Vandenhoecks Vater ist hier keine Rede. Auch dass Vandenhoeck in Hamburg aktuell nicht in einer „Compagnie“ gebunden war und keine große Familie besaß, konnte als begünstigende Umstände betrachtet werden, wenn es darum ging, ihn von einem Umzug nach Göttingen zu überzeugen. Vandenhoeck hatte am 27. Februar 1728 in der Temple Church in London die damals 20-jährige Engländerin Anne, geb. Parry,<sup>181</sup> Tochter eines „Perfumer“s,<sup>182</sup> geheiratet. Die Ehe blieb kinderlos (oder zumindest ohne überlebende Kinder). In Hamburg lebte das Paar offenbar mit Vandenhoecks „altem Vater“ zusammen, besagtem Jean Vandenhoeck, an den die Druckerei offiziell verkauft worden war.

Am 14. Juli ging auch das Antwortschreiben des bereits erwähnten Pastors Schlosser<sup>183</sup> ein. Dieser hatte wiederum seinen Bekannten Johann Klefeker (1698–1775), einen Hamburger Juristen,<sup>184</sup> beauftragt, den Kontakt zu Vandenhoeck herzustellen. Leider sei dieser gerade nach London verreist, heißt es, aber der Bekannte habe die Gelegenheit genutzt und die Frage Vandenhoecks Drucker, „als jetzigen Besitzer der Presse und gantzen Druckerey vorgetragen, welcher sich darauf 14 Tage Bedenkzeit ausgebethen hätte.“ Besagter Drucker sei „ein ehrlicher fleissiger Mann [...], dem Mr. van den Hoeck seine bißherige Conservation meistens zu danken habe.“<sup>185</sup> Klefeker muss angenommen haben, Vandenhoeck habe seine Druckerei an den für ihn arbeitenden Drucker, der hier leider nicht namentlich genannt wird, verkauft. Für einen solchen Verkauf – sei es durch Abraham Vandenhoeck oder durch seinen Vater – lassen sich jedoch keinerlei Quellen finden. Da Vandenhoeck jedoch eine Druckerei aus Hamburg nach Göttingen mitbrachte, muss die Druckerei zu diesem Zeitpunkt im Besitz der Familie gewesen sein.<sup>186</sup>

<sup>180</sup> Ebd.

<sup>181</sup> Geb. vermutlich 1707, getauft am 24.05.1707 (Westminster Archives, St Martin-in-the-Fields Register of Baptisms, Volume 10 (Accession 419)). Vgl. auch Fußnote 246.

<sup>182</sup> V.-Archiv Nr. 307.

<sup>183</sup> Vgl. Fußnote 174.

<sup>184</sup> W. von Melle, „Klefeker, Johann“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, (1882) [Onlinefassung], URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd120662639.html?anchor=adb> [22.01.2020].

<sup>185</sup> UniA Gö, Kur. 8496, f. 14/15.

<sup>186</sup> Die Bemühungen um die Anwerbung eines Buchdruckers liefen von Seiten der Hannoverschen Regierung allerdings nicht nur eingleisig. Auch andere Buchdrucker, wie beispielsweise Reiher aus Gotha, wurden – in diesem Fall von Professor Gesner (Uni A Gö, Kur. 8496, f. 42.) – ins Gespräch

Im Januar berichtete Pastor Schlosser, er habe den Eindruck, Vandenhoeck „wolle gerne genöthigt sein“.<sup>187</sup> Er habe auch bereits „durch Hn Prof. Kohl seine resolution an Hn Hofrath Gebauer unter gewissen Bedingungen gegeben“, sich allerdings noch nicht zu einer abschließenden Zusage überreden lassen. Kurz darauf meldete sich Vandenhoeck selbst zu Wort und nahm das Angebot an, Universitäts-Buchdrucker der Universität Göttingen zu werden.<sup>188</sup> Vom 12. Februar 1735<sup>189</sup> stammt eine Version des Vertrags, der Abraham Vandenhoeck offiziell zum Universitäts-Buchdrucker bestellte. Am 28. Februar wurde ihm auf sein Verlangen hin zusätzlich zugestanden, „daß die Inaugural-Disputationes unter diejenigen Sachen mit gehören und gerechnet werden sollen, deren Abdruckung nach dem 3ten §pho besagter Convention ihm als Universitäts-Buchdrucker allein zugesaget worden“.<sup>190</sup> Kurz nach Abschluss des Vertrags am 22. Februar 1735 verhandelte Georg Christian Gebauer (1690–1773) mit Vandenhoeck die Druckpreise; außerdem versprach die Universität, zunächst keine weiteren Druckereien in Göttingen zu etablieren, vorbehaltlich eines stark gestiegenen Bedarfs.<sup>191</sup> Wichtig war auch die Zusicherung, die Göttinger Universitätsbibliothek werde ihre Bücher „vorzüglich“ von Vandenhoeck beziehen, sofern dieser die gewünschten Werke anbiete.<sup>192</sup> Offenbar war die Universität Vandenhoeck beim Vertragsabschluss in einer Weise entgegengekommen, die Münchhausen veranlasste, kurz nach Vertragsabschluss zu bemerken: „Inmittelst sind die conditions, welche wir dem van den Hoeck machen, zu cachiren,

---

gebracht. Auch gingen Bewerbungen ein, so zum Beispiel von Johann Augustin Enax aus Rinteln (UniA Gö, Kur. 8496, f. 2.) oder von Johann Friedrich Hager (UniA Gö, Kur. 8496, f. 45/46.). Mit dem Helmstedter Buchdrucker Johann Drimborn gingen die Verhandlungen sogar so weit, dass dieser konkrete Forderungen einreichte (UniA Gö, Kur. 8496, f. 16.). Aufgrund unterschiedlicher Vorstellungen konnte man sich aber nicht auf eine Zusammenarbeit einigen (UniA Gö, Kur. 8496, f. 21/22.). Ende November 1734 stand offenbar Hofrath Georg Christian Gebauer in Verhandlung mit Vandenhoecks Drucker, der im Falle der Zustimmung zweiter Universitäts-Buchdrucker werden sollte (UniA Gö, Kur. 8496, f. 47/48.). Er wird hier nicht mit seinem Namen genannt, auch war die Anwerbung offenbar nicht erfolgreich. Professor Gesner übernahm Ende des Jahres 1734 die Verhandlungen sowohl mit Reiher aus Gotha als auch mit Vandenhoeck (UniA Gö, Kur. 8496, f. 49/50.).

<sup>187</sup> UniA Gö, Kur. 8496, f. 54/55.

<sup>188</sup> UniA Gö, Kur. 8496, f. 56. Die Hannoversche Regierung drang auf eine baldige Reise Vandenhoecks nach Hannover und Göttingen (UniA Gö, Kur. 8496, f. 62.), bei der die Einzelheiten weiterverhandelt werden sollten (UniA Gö, Kur. 8496, f. 54/55.). Vandenhoeck allerdings war noch durch eine anstehende Auktion in Hamburg gebunden, sodass er erst zwei Wochen später aufbrechen konnte (UniA Gö, Kur. 8496, f. 62. und f. 63.). Während noch über die Übernahme der Reisekosten diskutiert wurde (UniA Gö, Kur. 8496, f. 65.-68.), begann man bereits, einen Vertrag zu entwerfen (UniA Gö, Kur. 8496, f. 71.).

<sup>189</sup> Ruprecht (*Väter und Söhne*, S. 13) nennt den 13. Februar; unter der hier zitierten Urkunde im V-Archiv (Nr. 534-544) hat eine unbekannt Hand – vermutlich Ruprecht im Zuge seiner Recherchen – vermerkt, eine andere Kopie des Vertrages nenne deutlich den 13. Februar. Besagte Urkunde liegt mir allerdings nicht vor. Münchhausen nennt in seiner Bestätigung der Zusätze zu der „Convention“ ebenfalls den 12. des Monats als Vollzugsdatum (V.-Archiv Nr. 552).

<sup>190</sup> V.-Archiv Nr. 552.

<sup>191</sup> V.-Archiv Nr. 548-551.

<sup>192</sup> Vandenhoeck & Ruprecht (Hrsg.), *Auf den Spuren von Forschung und Lehre. 275 Jahre Verlag Vandenhoeck & Ruprecht (Festschrift)*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010, S. 9.

damit sie nicht kund werden, und andere Leuthe auf gleiche postulate zu bringen veranlassen.“<sup>193</sup>

Am 30. August 1736 wurde Abraham Vandenhoeck offiziell unter der Matrikelnummer 25 als „Universitätsverwandter“ registriert. Als Buchdrucker bzw. -händler gehörte er dabei zu den „Universitätsverwandten im weiteren Sinne“. Sie genossen einige Vorteile, wie das Anrecht auf ein zinsloses Darlehen zur Geschäftseinrichtung und die Befreiung vom Zunftzwang, der Steuerpflicht, von Postgebühren, dem Bürgereid und der Einquartierungslast, und unterstanden nicht der Gewerbeordnung und der Gerichtsbarkeit der Stadt, sondern der der Universität. Diese Rechte konnten an Kinder und Witwen vererbt werden.<sup>194</sup>

Vandenhoeck musste, neben der Einrichtung seines Ladens und der Druckerei, nun schnell beginnen, eigene Verlagswerke herauszubringen. Da der Buchhandel noch überwiegend als Tauschhandel organisiert war, konnten Werke anderer Verlage auf den Messen nur erworben werden, wenn eigenes Tauschmaterial vorhanden war. Wollte Vandenhoeck in seiner Buchhandlung ein umfangreiches Sortiment anbieten, war er gezwungen, rasch eigene Werke zu verlegen. Bei seinem ersten Besuch der Leipziger Messe 1735 konnte er nur zwei eigene Werke anbieten, danach aber steigerte sich seine Produktion, sodass er in seinem Todesjahr 1750 mit 34 Novitäten zur Messe reiste.<sup>195</sup>

Bereits kurz nachdem Abraham Vandenhoeck seine Arbeit in Göttingen aufgenommen hatte, begann eine wachsende Zahl an Konkurrenten seinen Stand in Göttingen zu gefährden.<sup>196</sup> Anfang 1744 war die Situation für ihn offenbar derart schwierig geworden, dass er ernsthaft über eine Aufgabe seiner Druckerei und Buchhandlung und den Fortgang aus Göttingen nachdachte. Münchhausen schlug daraufhin vor, Vandenhoeck solle den Handel mit deutschen Büchern aufgeben und sich auf seine Druckerei sowie den Handel mit englischen und französischen Büchern konzentrieren.<sup>197</sup>

Bereits 1736 hatte man auf Seiten der Universität begonnen, Pläne für eine privilegierte Gelehrtenbuchhandlung zu schmieden, ein Projekt, das letztlich aus nicht

---

<sup>193</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 13.

<sup>194</sup> Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 14.

<sup>195</sup> Vandenhoeck & Ruprecht, *Auf den Spuren von Forschung und Lehre*, S. 10.

<sup>196</sup> Der Buchdrucker Johann Christoph Ludolph Schultze wurde Anfang 1737 neben Vandenhoeck zum Universitäts-Buchdrucker ernannt. Im gleichen Jahr bekam der Buchhändler Christian Heinrich Cuno aus Jena eine Konzession zur Niederlassung in Göttingen. Um dem Wettbewerb zu entgehen und in Hoffnung auf mehr Kapital, willigte Vandenhoeck in eine Teilhaberschaft ein, die allerdings 1743 vorzeitig beendet wurde, weil Cuno sich nicht an Vertragsvereinbarungen hielt (Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 29 f.). 1738 eröffnete Michael Turpe aus Leipzig die dritte Universitätsbuchhandlung in Göttingen, die später zunächst von Hofrat v. Meiern aus Hannover übernommen und schließlich den Gebrüdern Schmid übertragen wurde (Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 35 und 37).

<sup>197</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 45.



mehr nachzuvollziehenden Gründen scheiterte.<sup>198</sup> Aufgrund der zu erwartenden Monopolstellung der Buchhandlung<sup>199</sup> rechnete man mit beträchtlichen finanziellen Gewinnen für die Universität.<sup>200</sup> In den Diskussionen um einen „Faktor“ oder „Verweser“ kam Abraham Vandenhoeck ins Gespräch, der außer seiner Druckerei auch in Göttingen weiterhin einen Buchhandel betrieb. Für ihn sprachen „Korrespondenzen nach Holland, Engelland und Frankreich, absonderlich auch nach Geneve“.<sup>201</sup> Dies kam der jungen Universität und den Bedürfnissen ihrer Gelehrten, die an der neuesten internationalen Forschungsliteratur interessiert waren, sehr entgegen. Seine europäischen Verbindungen werden auch im folgenden Schreiben Vandenhoecks erwähnt:

„Monsieur

En voulant aller a La faire de  
Leipzig, j'ai été renversé avec le Chariot de Poste, et  
tellement blessé a l'épaule & bras droit, qu'il m'a été  
absolument impossible de poursuivre mon voyage, Sela  
est un grande perte pour moi, que je tacherai de  
reparer, en faisant un voyage en France, en Hollande &  
en Angletterre, j'ai des affaires dans tout ces pays, y  
ayant encor beaucoup des Livres que j'ai envoyé la en  
commission, il y a plus de deux An, & de quoi je n'ai pas  
encor raison; j'ai outre cela plusieurs commissions,  
entre autre de Monsieur le Conseiller Grube, pour la  
Bibliotheque Royale a Hanover, que je trouverai difficile-  
ment, au moins de les aller chercher moi-même, enfin  
mon Cher Monsieur, il vaut la peine que je fasse le voyage;  
meme il est necessaire a mes affaires, pour en tirer tout le  
fruit, il me foudra deux cents, que j'Espere qu'on  
me refusera pas, ou que selon mon accord, il m'en  
doivent etre encor avancé huit cent, ou moins que  
ma mauvaise conduite y mette obstacle; ce que j'Espere  
n'être pas le cas. Si faute d'argent je dois rester  
Ici cet Eté, je ferai un triste figure, car on me demande  
bien des Livres nouveaux de France, de Hollande & l'Angletterre,  
que je n'ai pas. Si vous vous lassé pas de faire on bien a un  
personne a qui vous n'avez aucune obligation, je vous prie de  
vouloir contribuer qu'on m'accorde ma priere, pour Sureroit de bien

<sup>198</sup> Ebd. S. 18 und 24. Mehr dazu siehe auch Wilhelm Ruprecht, „Göttinger Gelehrtenbuchhandlungen. Pläne aus der Frühzeit der Georg August-Universität“ in: *Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels*, XXI (1930), S. 195-231.

<sup>199</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 21.

<sup>200</sup> Ebd. S. 19.

<sup>201</sup> Ebd. S. 20.

faits, faite moi avoir un ordre, pour recevoir ici ce qui m'est  
due de l'accise, Je vous Salue tres humblement, & en  
vous Souhaitant les bonnes Festes, je Suis avec tout le  
respect possible

Monsieur

Gottinge le 14. de May  
1736

Votre tres humble  
tres obeissant & tres obligé  
Serviteur  
Abram. Vandenhoeck<sup>202</sup>

Da er aufgrund eines Unfalls die Leipziger Messe nicht besuchen konnte, bittet er darum, stattdessen persönlich nach Frankreich, Holland und England reisen zu dürfen, um dort neue Bücher zu erwerben und solche, die er auf Kommission dort deponiert hatte, wieder abzuholen. In einem Protestschreiben vom 3. März 1750 gegen die Niederlassung einer weiteren Buchhandlung in Göttingen unterstreicht er erneut seine Überlegenheit in der Beschaffung englischer und französischer Literatur, die besonders für die Akademie in Göttingen äußerst wichtig sei.<sup>203</sup>

Abraham Vandenhoecks Verbindungen ins europäische Ausland und der damit verbundene Zugang zum internationalen Buchhandel waren sein entscheidender Vorteil gegenüber seinen Konkurrenten. Diese Kernkompetenz wurde, wie die obigen Beispiele zeigen, auch von den Göttinger Gelehrten gesehen und geschätzt. Neben dem Handel mit fremdsprachiger Literatur begann der Buchhändler in den 1740er-Jahren zusätzlich mit dem Verlegen von Übersetzungen, die sich als äußerst erfolgreich auf dem Buchmarkt erweisen sollten.

### 2.1.3 Erfolgreiche Kooperation mit Gelehrten

Der Briefroman „Clarissa“ von Samuel Richardson, der die tragischen Ereignisse beschreibt, die zum Ruin einer tugendhaften achtzehnjährigen Tochter aus reicher Familie führen, erschien in England in sieben Bänden zwischen 1747 und 1748. Noch bevor die letzten drei englischen Bände des Werkes publiziert waren, konnten bereits auf der Michaelismesse 1748 die ersten beiden Bände auf Deutsch erworben werden,<sup>204</sup> verlegt von Abraham Vandenhoeck.

Die „Vorrede des Übersetzers“ liefert einige Hinweise auf die Entstehungsgeschichte der Übersetzung:

„Es sind die Geschichte der Clarissa dem Verleger dieser deutschen Übersetzung, so bald sie in England heraus kamen, von solchen Männern angepriesen und ihm angeraten worden eine deutschen Übersetzung davon zu be-

<sup>202</sup> UniA Gö, Kur. 8496, f. 209/210.

<sup>203</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 51.

<sup>204</sup> Astrid Krake, „How art produces art“ – Samuel Richardsons „Clarissa“ im Spiegel ihrer deutschen Übersetzungen, Frankfurt am Main (u. a.): Lang 2000, S. 116.

sorgen, auf deren Urtheil er sich völlig verlassen konnte, und deren Nahmen, wenn es nöthig wäre sie bekannt zu machen, ihm und der von ihm herausgegebenen Übersetzung an statt einer Schutz-Schrift dienen könnten.

Der eine unter denen, dessen Rath er folgte, zog die Clarissa der mit so vielem Beyfall aufgenommenen Pamela vor: und weil dieser Mann von dem größten und besten Theil Deutschlands für den größten Kunstrichter unserer Zeit in den schönen Wissenschaften angesehen wird; [...]: so konnte der Verleger nicht anders als vergnügt seyn, daß ihm dieses Buch zuerst in die Hände gefallen wäre; und er sahe sich sogleich nach einem Übersetzer um, von dem er hoffen könnte, daß er das Englische genugsam verstünde, ein so schweres Buch zu übersetzen, und daß er nicht durch eine allzu matte und steiffe deutsche Schreib-Art den Leser des Vergnügens berauben würde, das er bey einer Schrift dieser Art mit dem grössten Rechte fordern kann.

Es wird nicht nöthig seyn, ausführlicher zu melden, daß sich der Verleger in Ausfindung eines solchen Übersetzers Mühe gegeben und des Rathes desjenigen Mannes dabey insonderheit bedienet hat, der ihm die Clarissa als ein Meisterstück eines wohl geschriebenen Englischen Buchs angepriesen hatte. Derselbige den er endlich ersucht hat, die Übersetzung des gantzen Buchs zu übernehmen, hat sich selbst eine geraume Zeit in England aufgehalten, und hoffet deswegen, daß sich der Leser desto eher auf seine Übersetzung werde verlassen können.<sup>205</sup>

Obleich hier keine Namen genannt werden, ist leicht zu entschlüsseln, um welche Personen es sich handelt. Hinter dem „größten Kunstrichter“ der Zeit verbirgt sich Albrecht von Haller, zu dieser Zeit Professor der Arzneykunde, Anatomie und Botanik in Göttingen.<sup>206</sup> Haller kann mit Fug und Recht als „Universalgelehrter“ bezeichnet werden, der neben seiner naturgeschichtlich-medizinischen Lehrtätigkeit an der Universität selbst Dichter war und als alleiniger Herausgeber der „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ eine große Anzahl von literarischen Werken rezensierte. Er unterhielt Korrespondenzen nach ganz Europa und hatte im Zuge seiner ärztlichen Ausbildung auch in England gearbeitet. Vermutlich waren es diese englischen Kontakte, die die ersten Bände der „Clarissa“ innerhalb von wenigen Wochen nach dem Erscheinen nach Göttingen sandten.<sup>207</sup>

Haller trat laut dieser Vorrede an Vandenhoeck als Verleger heran, um ihn von der Übersetzung dieses hochgelobten Werks zu überzeugen. Dass Haller ein gutes Verhältnis zu Vandenhoeck hatte, der viele seiner Werke<sup>208</sup> verlegte, ist in der Forschungsliteratur häufig zu lesen. Ein wichtiger Grund für die enge Beziehung wurde

<sup>205</sup> Samuel Richardson, *Clarissa, Die Geschichte eines vornehmen Frauenzimmers*, 1. Bd., Göttingen: Vandenhoeck 1748, Vorrede des Übersetzers [= Johann David Michaelis].

<sup>206</sup> Krake, „*How art produces art*“, S. 110.

<sup>207</sup> Ebd. S. 119, Fußnote 48.

<sup>208</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 52 ff.; siehe auch Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 86 ff.

allerdings bisher kaum beachtet: Abraham Vandenhoeck und seine Frau Anna waren Mitglieder der Reformierten Gemeinde Göttingen, deren prominentestes Mitglied und Mitbegründer Albrecht von Haller war. Dieser trieb die Entwicklung der Gemeinde sowie den Bau der Kirche maßgeblich voran. In den 1740er-Jahren mussten die Zusammenkünfte der Gläubigen noch in privaten Räumlichkeiten stattfinden, was die Beziehung zwischen den Mitgliedern auch über sonstige soziale Grenzen hinaus festigte. So besuchte Anna Vandenhoeck die „Hofrätthin“ Haller mitunter in deren Haus und hielt auch nach Abrahams Tod den Kontakt zu Albrecht von Haller (vgl. Kapitel 2.2). Abraham Vandenhoecks Vertrautheit mit dem europäischen Buchmarkt und der englischen Sprache dürften jedoch eine mindestens ebenso entscheidende Rolle für seine Wahl als Verleger gespielt haben.

Bei der Suche nach einem fähigen Übersetzer fiel Hallers Wahl auf Johann David Michaelis. Michaelis hatte nach seinem Studium der Theologie und Orientalistik in Halle das Jahr 1741 in England verbracht und dort Englisch nach eigenen Angaben „fast so gut als Muttersprache“ sprechen gelernt.<sup>209</sup> 1745 kam Michaelis an die Universität Göttingen und wurde im folgenden Jahr zunächst außerordentlicher, im Jahre 1750 dann ordentlicher Professor der Philosophie.

Im Dezember 1747 waren die beiden ersten Bände der „Clarissa“ im englischen Original erschienen. Bereits vom 5. März 1748 stammt ein Vertrag zwischen Abraham Vandenhoeck und dem Übersetzer Michaelis, in dem die Übersetzung des zweiten Bandes abgemacht wird:

„Da Herr Abram Vandenhoeck den Herrn Professor Johan David Michaelis angesprochen den zweyten Theil der Geschichte Clarissa Harlowe aus dem Englischen in das Deutsche zu übersetzen; letzterer auch dieses zu thun versprochen: So ist heute dato deshalb folgender Contract zwischen Ihnen verabredet und geschlossen worden. [andere Handschrift, vermutl. von Michaelis, eingefügt:] Es verspricht Herr Van den Hoeck dem Herrn Prof. Michaelis [Ausgangshandschrift:] Für jeden Bogen, den das Buch in [sic] Englischen beträgt, den Bogen zu acht Blättern netto gerechnet, obgleich das Format in 12o ist, zwey Reichs-Thaler an baarem Gelde richtig zu bezahlen, und folglich für den ganzen zweyten Theil dieses Buches, der aus 19 ½ Bogen nach dieser Art zu rechnen besteht in allen 39 Rth schreibe neun und dreißig Reichs Thaler baar zu entrichten.

Von diesen Gelde hat Herr Vandenhoeck zum voraus zehen Reichs-Thaler bereits gezahlet, und entrichtet as übrige bey Uebergebung des letzten Theils des Mscr. Wie drum der Herr Professor Michaelis berechtigt ist, folglich nach voll-

<sup>209</sup> Johann David Michaelis, „Lebensbeschreibung: Von ihm selbst abgefaßt“, Rinteln: Expedition der theologischen Annalen 1793, S. 28 f.

brachter Arbeit dieses honorarium zu fordern, die letztern zwey Bogen, das Ende seines Mscr. gestalten Sachen nach auch bis auf deßen Abtrag zu behalten. Ueber dieses giebt 3) Herr Vandenhoeck dem Herrn Professor Michaelis zwey vollständige Exemplaria des ersten und zweyten Theil dieses Buchs in der deutschen Uebersetzung annochüber das accordirte honorarium ohn-entgeltlich drein.

4) Hingegen verspricht der Herr Professor Michaelis dem Herrn Vandenhoeck mit dem Mscr. nicht aufzuhalten, sondern seine Sachen so einzurichten, daß er alle Wochen wenigstens zwey Bogen (den Bogen zu acht Blättern gerechnet) und das Ende seines Mscr. den Dienstag nach Ostern abliefern könne. Es liefert demnach gedachter Herr Prof. Michaelis

den 7ten Mart. von pag. 1-32

den 14. Mart. von pag. 33-64

den 21 Mart. von pag. 65-96

den 28 Mart. von pag. 97-128

den 4 Apr. von pag. 129-160

den 11. Apr. von pag. 161-192

den 18 Apr. von pag. 193-224

den 27 Apr. von pag. 225 bis zu Ende

Kann er mit der Uebersetzung (wie er hoffet) noch geschwin-der fertig werden, so wird der Herr Vandenhoeck es sich lieb seyn laßen, und nicht dagegen seyn, wenn er ihn auch den Beschluß der Uebersetzung einige Wochen früher überliefert, hingegen auch die Bezahlung nach geschehener Lieferung folglich verlanget und suchet.

Daß dieses also abgeredet und völlig geschlossen, auch einieder den Contract auf seiner Seite aufrichtig und sonder Gefährde zu erfüllen gesinnet sey, bekennen beyde durch ihres handeigenen Unterschrift Geschehen Göttingen: den 5 Mart. 1748

Johann David Michaelis.<sup>210</sup>

Am 28. März, noch vor der Veröffentlichung des dritten und vierten englischen Bandes, erschien eine positive Rezension Hallers in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“, in der er auf die bevorstehende Veröffentlichung in deutscher Sprache hinwies: „Dieses angenehme Buch wird hier von Personen, die der Englischen

<sup>210</sup> V.-Archiv Nr. 309-311.

Sprache vollkommen mächtig sind, übersetzt, und in Vandenhoecks Verlag auf die nächste Messe an Tag kommen“.<sup>211</sup>

Offenbar war ursprünglich eine Veröffentlichung mindestens des ersten Teils zur Jubilate-Messe Anfang Mai vorgesehen gewesen. Auch die Übersetzung des zweiten Teils sollte laut Vertragsvereinbarungen noch vor diesem Datum vollendet sein. Tatsächlich aber erschienen beide ersten Bände erst zur Michaelismesse im Herbst. Das Vorwort zum ersten Band ist auf den 20. September 1748 datiert. Darin weist Michaelis bereits auf den Fortgang der Geschichte in Band drei und vier hin, die ihm ganz offensichtlich bereits vorlagen. Sie waren im Original im April des gleichen Jahres veröffentlicht worden. Ostern 1749 erschienen die deutschen Teile drei und vier; zu diesem Zeitpunkt waren auf Englisch bereits alle sieben Bände gedruckt worden.<sup>212</sup> Der siebte Teil erschien 1751 auf Deutsch,<sup>213</sup> ein zusätzlicher achter Band mit Zusätzen und Verbesserungen drei Jahre später.<sup>214</sup> Die Veränderungen waren im Englischen in der zweiten Auflage von 1749 hinzugefügt worden.<sup>215</sup> Samuel Richardson neigte dazu, seine Texte häufig zu revidieren; erste Streichungen fanden bereits vor der Veröffentlichung der Erstausgabe statt.<sup>216</sup>

Ungewöhnlich an dieser deutschen Übersetzung eines englischen Werkes ist neben der sprachlichen Qualität und der Nähe zum Original vor allem die Kürze der Zeit zwischen der englischen und der deutschen Veröffentlichung. Noch während Richardson an den letzten Bänden seines Romans schrieb, hatte Michaelis bereits die ersten übersetzt. Dies setzt eine ungewöhnlich schnelle Übermittlung des Originals voraus, die anfangs wohl durch Hallers persönliche Kontakte und Kenntnis des englischen Literaturmarktes, bei den späteren Bänden vermutlich durch die gute Verbindung der Göttinger Universitätsbibliothek nach London zustande kam. Aufgrund der dynastischen Verbindung zwischen dem Königreich Großbritannien und dem Kurfürstentum Hannover bestanden enge Beziehungen zwischen der Regierung in Hannover und der Deutschen Kanzlei in London, die es beispielsweise ermöglichten, Bücher über die diplomatische Post schnell und unkompliziert zu transportieren.<sup>217</sup> Doch auch Abraham Vandenhoeck persönlich spielt hier eine wichtige Rolle. Als Verleger ließ er sich schnell von Hallers Idee einer deutschen Übersetzung überzeugen, was weniger an seiner Anerkennung der literarischen Qualität des Originals als vielmehr an seiner Überzeugung vom Potenzial des Werkes auf dem Buchmarkt gelegen haben dürfte. Auch bei den Vorhaben zu anderen Verlagswer-

<sup>211</sup> Göttingische Gelehrte Anzeigen, 35. Stück (28. März 1748), 274 f.

<sup>212</sup> Krake, „*How art produces art*“, S. 70.

<sup>213</sup> Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 86 ff.

<sup>214</sup> Krake, „*How art produces art*“, S. 105.

<sup>215</sup> Ebd. S. 73-76.

<sup>216</sup> Ebd. S. 70.

<sup>217</sup> Die Verbindung der Bibliothek nach London wurde ab dem Jahr 1752 besonders fruchtbar, als Dr. Wilhelm Philipp Best (1712–1785), Mitarbeiter der Deutschen Kanzlei in London, die Leitung der Londoner Buchakquisition für die Göttinger Bibliothek übertragen wurde. Vgl. Graham Jefcoate, „Wilhelm Best und der Londoner Buchhandel“.

ken – wie bei den geplanten Veröffentlichungen mit Beteiligung Sir Archibald Grants<sup>218</sup> – zeigt sich an genauen Berechnungen des zu erwartenden Gewinns Vandenhoecks Orientierung am Marktwert. Die Verkaufszahlen und zahlreichen Neuauflagen der „Clarissa“ gaben ihm im Nachhinein Recht.

„Einnahme Michaeli Messe in Leipzig 1748<sup>219</sup>“

Herr Nicolai	22	Clarissa	11
Knoch	13	dito	7
Particulier	1	dito	1
Hechtel	13	dito	7
Geißler	6	dito	3
Clanner	13	dito	7
Herold	13	dito	7
Kleyber	4	dito	2.12
Heinsins	6	dito	3.8
Particulier	3	dito	3
	1	Linner Systema	1
	1	Ludwig Institutionem – Rerum Vegetabili	16
André	13	Clarissa	7
Gesner	6	dito	3.12
	1	Icones Anatomicarum Taf[...?] 11. [...] folio	2
	1	Segners Physia	-.18
Gesner	4	Clarissa	2.8
Schwan	2	dito	1.4
Lanckisches	13	dito	7
	12	Halleri Physiologia 8	4
Bierwirth	7	Clarissa	3.12
	6	Rieß Disputations	9
	1	Clarissa 93.18	1
Martini	13	dito	7
Metzler	13	dito	7
Stöter	13	dito	7
	1	Icones Anatomicarum Taf[...] 1.11.111. folio	5
	1	Boerhaave Praelactiones Complet [?]	5
	1	Clarissa	1
Teubner	2	dito	1.4
Herold	13	dito	7
		von Herr Langenheim	22

<sup>218</sup> V.-Archiv Nr. 602-606.

<sup>219</sup> V.-Archiv Nr. 270.

Knoch	13	Clarissa		8.7
Melchior	1	dito		8.14
Richter	12	dito	164.12	6
Berger	2	dito		1.4
Merkwitz	6	dito		3.12
		Monsieur Roch Etudiant en Droit		<u>1.1</u> 76.4“

Diese Aufstellung Abraham Vandenhoecks von den Einnahmen auf der Michaelismesse 1748 zeigt, dass der erste Teil der „Clarissa“ mit insgesamt 229 Exemplaren den weitaus größten Teil der Verkäufe ausmachte. Die Verkaufsliste der Jubiläumsmesse 1749<sup>220</sup> nennt 361 verkaufte Exemplare des dritten und vierten Teils und noch einmal 44 Exemplare des ersten und zweiten Teils. Damit war die „Clarissa“-Übersetzung eines der erfolgreichsten Werke des Vandenhoeck-Verlags, für dessen Umsetzung die ökonomischen Überlegungen und Erfahrungen des europaweit tätigen Buchhändlers ebenso entscheidend gewesen waren, wie die Erkenntnis des literarischen Gehalts des Werkes durch Haller.

Auch andere Übersetzungen englischer Originale wurden zu dieser Zeit in Vandenhoecks Verlag publiziert. 1749 erschien „Des Herrn Admirals, Lord Ansons Reise um die Welt“, 1750 Henry Ellis’ „Reise nach Hudsons Meerbusen“, das von dem Göttinger Professor Johan Andreas Murray übersetzt worden war. Auch bei diesen beiden Werken fällt die Kürze der Zeit zwischen der englischen und der deutschen Erstveröffentlichung auf. So waren sowohl das Original von Lord Ansons „A voyage round the world“ als auch das von Ellis’ „A voyage to Hudson’s Bay“ erst 1748 erschienen. „Ansons Reise“ war ebenfalls ein Bestseller: Auf der Jubiläumsmesse 1749 verkaufte Vandenhoeck 472 Exemplare, mehr noch als vom dritten und vierten Teil der „Clarissa“.<sup>221</sup> Mit John Tompsons<sup>222</sup> (1693–1768) „English Miscellanies“ wurde bereits 1737 ein Lehrbuch zum Erwerb der englischen Sprache verlegt, das auf Tompsons eigenem Sprachunterricht an der Universität basierte.<sup>223</sup>

Ein Vertrag zwischen Vandenhoeck und dem „Stadtsecretarius Willig“ betrifft eine Übersetzung von Tindals „Abridgement of the History of England“, im Original 1747 erschienen. Der Vertrag stammt vermutlich von Ende desselben Jahres oder Anfang 1748, ein Erscheinen der Übersetzung kann allerdings nicht mehr nachgewiesen werden. Weitere Übersetzungen unter dem Verleger Abraham Vandenhoeck verhinderte sein früher Tod 1750. Seine Witwe Anna, die den Verlag nach dem Ableben Abrahams weiterführte, verlegte in den folgenden Jahrzehnten

<sup>220</sup> V.-Archiv Nr. 285.

<sup>221</sup> V.-Archiv Nr. 284.

<sup>222</sup> John Tompson (1693–1768) war ab 1735 *lector publicus* für englische Sprache an der Georgia Augusta, ab 1751 außerordentlicher, ab 1762 ordentlicher Professor.

<sup>223</sup> Vgl. Barbara Schaff, „John Tompson’s English Miscellanies“.



mehrere Übersetzungen und brachte 1768–70 eine weitere Auflage der „Clarissa“ heraus.<sup>224</sup>

#### 2.1.4 Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit

Während Vandenhoecks Stärken in Bezug auf fremdsprachige Literatur allgemein anerkannt waren, wurden auch seine Schwächen recht früh deutlich. Als problematisch wurde von Beginn an seine mangelnde Vertrautheit mit den deutschen Sortimenten und dem deutschen Druck bewertet.<sup>225</sup> Während seiner Tätigkeit in Hamburg hatte er hauptsächlich mit ausländischen Büchern gehandelt und ausschließlich fremdsprachlich gedruckt bzw. verlegt. In der Diskussion um einen zuständigen „Verweser“ für die geplante Gelehrtenbuchhandlung 1737 werden in einem Schreiben, das Wilhelm Ruprecht zitiert, bereits neben Abraham Vandenhoecks Vorteilen (Korrespondenzen ins Ausland, Erfahrung) auch Nachteile genannt, die sich in der kurzen Zeit seit seiner Ansiedlung in Göttingen gezeigt hatten:

„Und ob er wohl noch zur Zeit die teutschen Sortimenten sich nicht bekannt gemacht hat, so kann ihn hierinnen, weil er sonst doch einen Gehülffen würde haben müssen, dieser sublevieren. Da seine fides bisher lubrica oder dubia geschienen; so möchte ihn ein über die getreue Administration abzulegender scharffer Eyd mehr binden als alle guten Worte, die er darüber zu geben pflaget.“<sup>226</sup>

Neben Abraham Vandenhoecks Unerfahrenheit auf dem deutschen Buchmarkt, die nach Ansicht des Verfassers durch einen fähigen Gehilfen auszugleichen wäre, wird hier insgesamt seine Glaubwürdigkeit und Aufrichtigkeit angezweifelt. Auch mangelnde Deutschkenntnisse und fehlende Kenntnis der deutschen Schrift wurden ihm zuweilen vorgeworfen. Tatsächlich erfolgte die direkte schriftliche Kommunikation zumindest in den ersten Jahren ausschließlich auf Französisch.<sup>227</sup> Später schrieb Vandenhoeck zwar recht gutes Deutsch, jedoch ausschließlich in lateinischer Schrift. Alle frühen Urkunden und Vereinbarungen zwischen der Universität und Vandenhoeck, die sich im Vandenhoeck-Archiv befinden, sind zwar auf Deutsch, aber in lateinischen Buchstaben geschrieben. Vermutlich suchte man so dem Ausländer Vandenhoeck entgegenzukommen.

Dennoch bedeutete die Arbeit in Göttingen eine große Umstellung und Herausforderung. Zudem erwartete man von Vandenhoeck eine Konzentration auf seine Druckerei, die der Hauptgrund für seine Anwerbung nach Göttingen gewesen war. Von verschiedenen Seiten bestand die Befürchtung, er könne Druckerei und Buchhandel bzw. -verkauf gleichzeitig nicht bewerkstelligen. So schreibt der Jurist Johann Ludwig Uhl an Gerlach Adolph von Münchhausen am 1. Januar 1736:

<sup>224</sup> Krake, „*How art produces art*“, S. 105.

<sup>225</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 20 und 22.

<sup>226</sup> Ruprecht, „Göttinger Gelehrtenbuchhandlungen“, S. 199.

<sup>227</sup> Vgl. Zitat, S. 52.

„Wegen des Hrn. van den Hoeck sieht es sehr mißlich aus. Er hatte nicht einmal genug lettern zu meiner disputation [...]. Er will zugleich ein buchhändler seyn, ich fürchte aber es wird aus keinem nichts. Sein buchladen siehet sehr schlecht aus, sein Geld verreiseth er, und es kommt mir vor, als wenn er zwey haasen in einem Sprung fangen wollte.“<sup>228</sup>

Wiewohl Vandenhoeck die zusätzliche Genehmigung zum Betrieb einer Buchhandlung erhalten hatte, lag für die Universität und deren Angehörige das Hauptaugenmerk ganz eindeutig auf der Druckerei. Angesichts der Werke, die Vandenhoeck in Hamburg verlegt hatte, hatten ihn die Verantwortlichen bei der Anwerbung in erster Linie als einen guten Buchdrucker wahrgenommen. Offenbar hielten sich die entsprechend hohen Erwartungen an ihn, obgleich bereits im Zuge des Anwerbungsprozesses klar kommuniziert worden war, dass die vermeintlichen Werke Vandenhoecks in anderen Pressen gedruckt worden waren.<sup>229</sup> Abraham Vandenhoeck war aber in der Vergangenheit die meiste Zeit als Buchhändler tätig gewesen, der die eigene Druck- und Verlagstätigkeit erst relativ kurz zuvor begonnen hatte. Er war folglich ein erfahrener und europaweit tätiger Händler, aber kein außergewöhnlich guter Buchdrucker. Bereits kurz nach seiner Übersiedlung nach Göttingen zeichnete sich daher deutlich ab, dass die Erwartungen, die die Universität bzw. die Geheimen Räte in Hannover in Vandenhoeck setzten, und seine eigenen Interessen und Schwerpunkte teilweise weit auseinanderklafften.

Auch in finanzieller Hinsicht enttäuschte Vandenhoeck. Bereits bei seiner Ankunft in Göttingen war er mit 2 000 holländischen Gulden Schulden<sup>230</sup> belastet gewesen und selbst danach musste er immer wieder um zusätzliche Darlehen und Aufschübe bitten.<sup>231</sup> Hofrat Johann Gottfried v. Meiern berichtet, Vandenhoeck habe die „Thorheit“ begangen, die Setzer in Hamburg gemäß holländischer Sitte nach Anzahl der Buchstaben zu bezahlen, statt bogenweise, wie es in Deutschland üblich war. Das hätten nun die Gesellen in „ganz Deutschland“ mitbekommen und verlangten eine ebensolche Bezahlung von ihm. Zudem sei Vandenhoeck nicht zunftmäßig, dürfe daher keine Lehrlinge ausbilden und müsse den Gesellen mehr zahlen. „Aus alledem erfolgt“, so v. Meiern, „daß alles, was V. druckt, nothwendig teurer seyn muß als anderwärts und der arme Teufel doch nichts davon hat.“<sup>232</sup> Die höheren Preise, die Vernachlässigung der Druckerei, aber auch die angeblich mangelhafte Ausstattung seiner Buchhandlung<sup>233</sup> – dieser Vorwurf traf allerdings auch andere Göttinger Buchhändler<sup>234</sup> – waren naturgemäß vielen Professoren ein Dorn

<sup>228</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 17.

<sup>229</sup> UniA Gö, Kur. 8496, f. 4.

<sup>230</sup> Ruprecht, „Göttinger Gelehrtenbuchhandlungen“, S. 198.

<sup>231</sup> Vgl. bspw. V.-Archiv Nr. 379 und 381.

<sup>232</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 29.

<sup>233</sup> Ebd. S. 49.

<sup>234</sup> Ebd. S. 47 und 49.

im Auge, immer wieder finden sich in den Archiven Beschwerden über Vandenhoeck.<sup>235</sup>

Insgesamt scheint die Professorenschaft sich in Bezug auf Vandenhoeck in zwei Gruppen gespalten zu haben. Auf der einen Seite standen die Kritiker, die die schlechten Verhältnisse bemängelten und sich für die Anwerbung neuer Buchdrucker und -händler aussprachen. Gleichzeitig setzten sich einige Professoren aktiv für Vandenhoecks Verbleib in Göttingen und die Beibehaltung seines Privilegs ein und verteidigten ihn gegen jedwede Kritik.

„Daß van den Hoeck nicht teutsch lesen und schreiben könne, ist eine falsche Nachrede, er lieset und versteht Teutsch gedruckt, schreibt Teutsch, jedoch mit Lateinischen Lettern, wird auch, nach seinem fähigen Ingenio, mit dem er die anderen bräuchlichsten Europäischen Sprachen gefasset, hoffentlich sich bald perfectionieren. So ist auch zu glauben, daß er das Teutsche Sortiment, wenn er bey uns bleibet, bald werde kennen lernen“. (Eingabe der Professoren Gebauer, Treuer, Heumann, Köhler und Gesner vom 6.12.1736)<sup>236</sup>

Besonders Johann Matthias Gesner, Professor für Poesie und Beredsamkeit und gleichzeitig Leiter der Universitätsbibliothek, hatte guten Kontakt zu Abraham Vandenhoeck; dieser erhielt das Privileg, die von Gesner verfassten Schulbücher drucken zu dürfen.<sup>237</sup> Darüber hinaus lief die Kommunikation zwischen der Hannoverischen Regierung und Vandenhoeck meist über Gesner. Professor Ludwig Martin Kahle beschwerte sich 1743 bei Hofrat v. Meiern, einige seiner Kollegen versuchten, Vandenhoeck ein Monopol in Göttingen zu verschaffen. Gesner beispielsweise verbreite „in allen Gesellschaften“ die Ansicht, erst ein Monopol könne Vandenhoeck die finanziellen Mittel verschaffen, „große Bücher“ zu verlegen. Johann Christian Claproth (1715–1748), Professor der Rechtsgelehrsamkeit, habe sich dafür eingesetzt, Vandenhoeck zum Besitzer einer Privilegierten Universitätsbuchhandlung zu machen.<sup>238</sup> Kahle beschwert sich weiter,

„daß [Claproth] die gedachte Zeit über, den aller vertrautesten und NB t ä g l i c h e n , ja, einem Professori u n a n s t ä n d i g e n U m g a n g , so wohl mit dem Vandenhoeck und dem Schwier [ebenfalls Buchhändler] gepflogen hat, indem er sogar den Vandenhoeck, wiewohl nicht ohne Widerspruch der Studenten, bey dem Consedy zu seinem Tisch=Gesellen angenommen hat, da doch sonst niemand als Studenten dort speisen dürfen.“<sup>239</sup>

Kahle bemängelt nicht nur den Einsatz seiner Kollegen für Vandenhoecks Gewerbe, sondern zeigt sich besonders entrüstet über die Tatsache, dass Claproth Van-

<sup>235</sup> Ebd. S. 31 f. und S. 49.

<sup>236</sup> Zitiert nach ebd. S. 27.

<sup>237</sup> Ebd. S. 37.

<sup>238</sup> Ebd. S. 36.

<sup>239</sup> Zitiert (einschließlich der Anmerkungen) nach Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 36.

denhoeck in Gesellschaften mitnahm, die ansonsten nur Professoren und Studenten offenstanden. Damit hatte Claproth die gesellschaftliche Trennung zwischen den Angehörigen der Universität und den Handwerkern und Nichtakademikern unterlaufen.<sup>240</sup>

Abraham Vandenhoecks Sichtweise ist nur indirekt überliefert. Wilhelm Ruprecht zitiert einen bei Breitkopf & Härtel angestellten Buchdrucker, dem Vandenhoeck offenbar sein Leid geklagt hatte. Der Buchdrucker gab in einem Bewerbungsschreiben (1749) „eine freche und vor die Universität nachteilige und schimpfliche Rede des Herrn Vandenhoeck“ wieder. Dieser habe ihm berichtet,

„zu Göttingen wolle man einen Buchdrucker haben, der die schönsten Werke ans Licht bringen könne, aber zahlen wolle man für den Bogen Verse oder einer Dissertation 16 bis 18 ggr. [Gutegroschen] oder wohl gar nichts. Und sogar können dieselben nicht leiden, wenn der Buchdrucker ein Stück Kalbfleisch oder eine Gans frißt.“ Und wenn einer nicht nach ihrer Pfeife tanzte, zumal er noch einen Vorschuß hätte, „so laßen sie einen andern dahin kommen“. Er, der Berichterstatter, glaube das ja nicht, aber wisse aus seiner Tübinger Zeit, „wie professores und studiosi mit denen Professionsverwandten und Buchdruckern verfahren.“<sup>241</sup>

Vandenhoeck hatte offenbar den Eindruck, die Professoren forderten höchste Druckqualität beim Verlag ihrer Werke, seien aber nicht bereit, die dafür erforderlichen Preise zu zahlen und gönnten ihm keinen finanziellen Wohlstand. Am Kommentar des berichtenden Buchdruckers zeigt sich, dass die Einstellung der Gelehrten gegenüber den im Buchgewerbe Tätigen jedoch auch in anderen Universitätsstädten keine grundsätzlich andere war. Trotz der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen den beiden Personengruppen bestand gesellschaftlich offensichtlich eine tiefe Kluft zwischen ihnen. Diese Kluft zeigte sich auch bei der Einstellung zur Literatur:

„Von V. glaube ich, daß er sich noch weiter hilft, sein Buchladen und Credit hat sich merklich gebessert, ob er gleich in Wählung seiner Verlagsbücher eigene Principia und einen stärkeren Gout für Übersetzungen und Romane

<sup>240</sup> Auch Professor Gebauer, der das bereits zitierte Schreiben zur Verteidigung Vandenhoecks mit unterschrieben hatte, äußert 13 Jahre später seine negative Einstellung Buchhändlern gegenüber: „Die Buchhändler wissen alle wohl, daß sie in der Welt gar nicht von nöthen sein; daß die Gelehrten die Hunde sind, die ihnen die Hasen in die Küche jagen und davor schlecht genug gefüttert werden, wobei sie die Drucker als Knecht und Sklaven haben“ (Gebauer an Münchhausen, 1749. Zitiert nach Ruprecht, *Gelehrtenbuchhandlungen*, S. 209 bzw. ders., *Väter und Söhne*, S. 50).

Gebauer stellt die Buchhändler als insgesamt unnützlich, weil selbst untätig, dar. Die Arbeit werde von den Autoren und den Druckern verrichtet, während die Buchhändler nur eine überflüssige Zwischenposition einnähmen (der Ausdruck „Buchhändler“ umfasst hier in erster Linie die Bedeutung „Verleger“). Zudem wird der Vorwurf des Geizes erhoben; die Buchhändler bezahlten nicht nur die Autoren schlecht für ihre Bücher, sondern behandelten auch die Drucker wie Knechte oder Sklaven. Die Aussage lässt sich leider nicht mehr im Einzelnen in Kontext setzen, lässt aber auf eine gewisse Frustration Gebauers schließen.

<sup>241</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 50.

hat, als der Universität gut ist. Allein der Geschmack eines Buchführers läßt sich durch keine Vorstellung ändern.“<sup>242</sup>

Michaelis spricht die unterschiedlichen Maßstäbe an, die Buchhändler bzw. Verleger auf der einen und Gelehrte auf der anderen Seite bei der Auswahl von Büchern anlegten. Vandenhoecks „Gout für Übersetzungen und Romane“ hing wohl schlicht mit der Tatsache zusammen, dass sich diese schnell und günstig anfertigen und gut verkaufen ließen.

Interessanterweise fiel diese Aussage genau in die Zeit, in der Michaelis selbst von Vandenhoecks „Gout“ profitierte, nämlich mitten in die Zeit der Übersetzung des Romans „Clarissa“. Michaelis' eigene Einstellung zu seiner Übersetzungstätigkeit, die er in der Vorrede zu „Clarissa“ demonstriert, ist ein Musterbeispiel für seine Verwurzelung in der Gelehrtenwelt und seinen Habitus als Mitglied des literarischen Feldes:

„Derselbige den er endlich ersucht hat, die Übersetzung des gantzen Buchs zu übernehmen, [...] glaubt destoweniger, daß ihn ein vernünftiger Leser deshalb einer Unbescheidenheit beschuldigen werde, weil er seine Ehre nie darin gesucht hat, oder zu suchen gedenckt, daß er ein guter Übersetzer heiße, sondern entschlossen ist, sich durch andere Mittel ein günstiges Urtheil der Welt zu erwerben. Er würde auch, da er mit anderer Arbeit überhäuft ist, und nebst einigen eigenen Schriften die er unter der Feder hat, alle tage mehrere Stunden zu Vorlesungen auf der hiesigen Universität anwendet, diese Übersetzung nicht übernommen haben, zu welcher er die Zeit von dem Umgang mit guten Freunden abrechen mußte; wenn er nicht in der Übersetzung dieses Buchs der Welt einen wahrhaften Dienst zu leisten geglaubt hätte“.<sup>243</sup>

Michaelis macht hier seine Zugehörigkeit zur Gruppe der Gelehrten unmissverständlich deutlich. Die Übersetzung, so gibt er an, habe er lediglich angefertigt, um „der Welt einen wahrhaften Dienst zu leisten“. Wenn er auch, wie dem Vertrag mit Vandenhoeck zu entnehmen ist, durchaus gut für seine Arbeit bezahlt wurde, so ist er doch sehr darauf bedacht, jeglichen Verdacht, er habe etwa aus finanziellen Gründen gehandelt, im Keim zu ersticken.

Tatsächlich war das Unternehmen „Clarissa“ mindestens ebenso abhängig von einer kompetenten verlegerischen und buchhändlerischen Umsetzung wie von einer hochwertigen Übersetzung. Abraham Vandenhoeck war dafür verantwortlich, die ökonomische Seite des Unternehmens im Blick zu behalten und entsprechend zu handeln. Obgleich den Lesern, die mehrheitlich ebenfalls im bildungsbürgerlichen Milieu zu vermuten waren, dieser Aspekt möglichst vorenthalten werden sollte, war

<sup>242</sup> Johann David Michaelis an Gerlach Adolph von Münchhausen, 14.12.1749. Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 56.

<sup>243</sup> Richardson, *Clarissa*, Vorrede des Übersetzers [= Johann David Michaelis].

er doch entscheidend für die Umsetzung dieses außergewöhnlichen Übersetzungsprojekts.

Wilhelm Ruprecht hat in seiner Untersuchung zu Gelehrtenbuchhandlungen<sup>244</sup> mehrere Versuche zwischen 1737 und den frühen 1750er-Jahren beschrieben, von Seiten der Universität aktiv die Situation zu verbessern und eine Alternative zu den ortsansässigen privaten Buchhandlungen und Druckereien zu schaffen. Bei allen Göttinger Plänen ist jeweils ein Buchhändler als Verwalter vorgesehen, auf dessen Erfahrung großer Wert gelegt wird. Das professionelle „Know-how“ der Buchhändler wurde damit anerkannt, während man die Defizite hauptsächlich in der mangelnden (literarischen und wissenschaftlichen) Bildung und im zu starken Interesse an persönlicher Bereicherung sah. Die Verantwortlichen glaubten jedoch, diese Defizite durch Beratung und Aufsicht durch Gelehrte in den Griff bekommen zu können, während die buchhändlerische Erfahrung und Vernetzung genutzt werden sollte.

Alle diese Göttinger Pläne scheiterten, und zwar meist aus zwei Gründen. Zum einen waren die Buchhändler oft nicht gewillt, sich den Plänen der Gelehrten und Beamten zu fügen und ihnen die Führung zu überlassen. Zum anderen scheinen auch Unstimmigkeiten über die genaue Organisation der Unternehmung sowie interne divergierende Vorstellungen (z. B. darüber, welcher Buchhändler Handlungsvorsteher werden sollte) so manchen Plan vereitelt zu haben.

Neben der Bestrebung, die Buchhandelssituation in Göttingen zu verbessern, wird aus den o. g. Plänen ein weiterer Antriebsfaktor für Unternehmungen wie Gelehrtenbuchhandlungen deutlich: das eindeutig auf finanziellen Gewinn ausgerichtete Interesse der Universitätsangehörigen. Obwohl gerade die starke Gewinnorientierung einen häufigen Vorwurf an die Buchhändler darstellte, grenzten sich die Gelehrten und Räte keineswegs von diesem Prinzip ab. Da man um die (zumindest potenziell) lukrative Tätigkeit der Buchhändler wusste, wollte man an diesem Geschäft gern selbst partizipieren, um Gewinne für die Universitätskasse zu erzielen. Dennoch stellten die Gelehrten teilweise Forderungen, die den Gesetzen des Buchmarktes widersprachen, und die die Buchhändler dazu bewegten, von den äußerst risikoreichen Unternehmungen Abstand zu nehmen. Insgesamt zeigten die Verantwortlichen in Göttingen und Hannover kein großes betriebswirtschaftliches Geschick, was wiederum die Bedeutung von erfahrenen Buchhändlern für gemeinsame Unternehmungen hervorhebt.

Deutlich wird bei den Göttinger Plänen aber auch: Das Interesse an ausländischer Literatur und die Bedeutung einer internationalen Ausrichtung war in Göttingen immens. Sowohl im Jahre 1737, als man Abraham Vandenhoeck unter anderem aufgrund seiner „Korrespondenzen“ ins Ausland als Handlungsvorsteher der Gelehrtenbuchhandlung vorschlug (vgl. S. 45), als auch bei einer geplanten europaweiten Buchhandlung (um 1750) zeigt sich, dass der Anschluss an den europäischen

---

<sup>244</sup> Wilhelm Ruprecht, „Gelehrtenbuchhandlungen“.

Buchmarkt für die Göttinger von höchster Wichtigkeit war. Dabei ging es den Gelehrten bei den Überlegungen 1750 nicht nur um die Optimierung des Zugang zu ausländischer Literatur, sondern auch um bessere Möglichkeiten, ihre eigenen Werke im Ausland publik zu machen. Ihnen war jedoch bewusst, dass ein solches Unternehmen nicht ohne „Fachpersonal“ aufzubauen war.

### 2.1.5 Zwischenfazit

Abraham Vandenhoeck traf in Göttingen auf Gelehrte, die überaus stark an englischsprachiger Literatur und an einer internationalen Ausrichtung der Universität interessiert waren. Dieses besondere Interesse, das durch die royale Personalunion zwischen Hannover und Großbritannien verstärkt wurde, machte Vandenhoeck mit seiner großen Erfahrung im Handel mit fremdsprachigen Büchern zum passenden Partner der Gelehrten. In einem weniger anglophilen Umfeld hätte er sich mit seiner Kernkompetenz nur schwer gegen etablierte deutsche Konkurrenz durchsetzen können. Jedoch war man gerade in der Anfangsphase der Göttinger Universität daran interessiert, einen schnellen Zugang zu Literatur aus dem fremdsprachigen Ausland zu etablieren. In einer Zeit, in der die diplomatischen Wege noch nicht zur Beschaffung englischer Bücher genutzt wurden und man auf private Kontakte angewiesen war, war Abraham Vandenhoecks europaweite Vernetzung ein entscheidender Faktor bei der internationalen Ausrichtung der jungen Universität.

Dennoch verlief die Zusammenarbeit nicht ohne Konflikte. Abraham Vandenhoeck wurde häufig von Seiten der Gelehrten vorgeworfen, er handele zu sehr nach ökonomischen Grundsätzen, nehme zu hohe Preise und habe keinen Sinn für literarisch bzw. wissenschaftlich hochwertige Werke. Der Verleger Vandenhoeck wiederum beschwerte sich über die Gelehrten und deren unrealistische Vorstellungen und Forderungen. Diese Spannungen und das Unverständnis füreinander resultierten aus ihren unterschiedlichen Lebenswelten und ihren unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum, denen sie zugeordnet werden können. Trotz der engen Zusammenarbeit der beteiligten Akteure handelten sie aus ihren verschiedenen Positionen, nach unterschiedlichen Spielregeln und Denkmuster heraus.

Bereits die Tätigkeiten Abraham Vandenhoecks in London und Hamburg zeigen, dass er ganz und gar kaufmännisch dachte. Er ging geschäftliche Partnerschaften ein, weil er sich einen finanziellen Vorteil erhoffte; er gab Werke heraus, die finanziellen Erfolg versprachen. Er konzentrierte sich dabei auf fremdsprachige Werke, weil dies eine Nische war, die er durch seine Herkunft und seine internationalen Kontakte gut füllen konnte. Abraham Vandenhoeck war grundsätzlich den Gesetzen des ökonomischen Feldes verschrieben. Mit dem Umzug nach Göttingen und der Stellung als „Universitätsbuchdrucker“ und „Universitätsbuchhändler“ geriet er jedoch stärker als zuvor in Kontakt mit der Gelehrtenwelt, deren Angehörige nach anderen Grundsätzen handelten und folglich auch andere Ansprüche an ihn stellten. Die Gelehrten der Universität erwarteten eine reibungslose Herausgabe, den Druck und Verkauf ihrer Werke sowie die Bereitstellung einer großen Auswahl

an Verkaufsbüchern. Als Vandenhoeck aus verschiedenen Gründen dies nicht gewährleisten konnte, wurde die Hoffnung in andere Drucker und Händler gesetzt – die jedoch die Erwartungen meist ebenso wenig erfüllen konnten, da sie nach den gleichen Grundsätzen arbeiteten wie Vandenhoeck.

Wenn Johann David Michaelis den mangelhaften literarischen Geschmack Abraham Vandenhoecks beklagt oder Johann Stephan Pütter später berichtet, wie Vandenhoeck ihn als jungen Mann beim Betreten des Buchladens als erstes gefragt habe: „Haben Sie auch Geld, Herr?“<sup>245</sup> und ihn erst nach dem Vorzeigen der gefüllten Geldbörse bedient habe, so demonstriert dies eine Mischung aus Unverständnis und Belustigung, aber auch eine gewisse Überheblichkeit gegenüber Personen außerhalb der Gelehrtenwelt, deren Arbeit andere Grundeinstellungen und Werte zugrunde lagen. Im Falle der Verleger, Buchdrucker und Buchhändler bestand jedoch ein besonderes Maß an gegenseitiger beruflicher Abhängigkeit, die sie und die Gelehrten zu einer Zusammenarbeit zwang. Vandenhoecks Druckerei, Buchhandlung und Verlag hätten ohne die Gelehrten – als Autoren eines Großteils der verlegten Werke sowie als Käufer der in der Handlung angebotenen Bücher – nicht bestehen und sein ökonomisches Überleben sichern können. Ebenso waren die Professoren und Gelehrten vom Verlag und dem Verkauf ihrer Werke abhängig. Trotz der unterschiedlichen Positionen im literarischen Feld bestanden Interdependenzbeziehungen zwischen den Akteuren, in denen die erfolgreiche Zusammenarbeit zu einer Steigerung der eigenen Position führen konnte. Aus diesem Grund mussten sich beide Gruppen – Gelehrte und Buchhändler – zumindest miteinander arrangieren. Wirklich erfolgreich, wie das Beispiel „Clarissa“ zeigt, waren sie aber erst, wenn sie Hand in Hand arbeiteten und sich in ihren Stärken ergänzten.

Während die erfolgreiche Zusammenarbeit den beteiligten Gelehrten einen Gewinn an symbolischem (und nicht zuletzt ökonomischem) Kapital und somit eine Festigung oder gar Verbesserung ihrer Position im sozialen Raum einbringen konnte, hatte sie für den Buchhändler Abraham Vandenhoeck in dieser Beziehung weniger Auswirkungen. Zwar sicherte sie das Überleben des Verlags und des Buchhandels, doch blieb ihm sowohl der große wirtschaftliche Erfolg als auch eine Steigerung seines Ansehens in der Gelehrtenwelt verwehrt, die ihm bessere Arbeitsbedingungen hätte bescheren können. Insgesamt hatte die Zusammenarbeit dadurch keine entscheidende Verbesserung seiner Position zur Folge, wohl aber die Sicherung dieser im sozialen Raum.

Als „Mobilisierer“ zahlreicher Bücher aus dem englischsprachigen Raum, die er physisch nach Deutschland brachte, und als Verleger von Übersetzungen englischsprachiger Werke leistete Abraham Vandenhoeck zum britisch-deutschen Kulturtransfer einen wichtigen und Mitte des 18. Jahrhunderts einen gar außergewöhnlichen Beitrag. Die Zusammenarbeit mit den Gelehrten im Umfeld der Universität Göttingen war für seine Arbeit als Buchhändler entscheidend. Während die Zu-

---

<sup>245</sup> Johann Stephan Pütter, *Selbstbiographie: zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorsstelle zu Göttingen...*, Bd. 1, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1798, S. 180.



sammenarbeit mit einigen Akteuren sehr erfolgreich verlief, stellte der Habitus anderer Mitglieder der Gelehrtenwelt für Abraham Vandenhoecks Tätigkeit des Öfteren eine Einschränkung seiner Arbeit dar.

## 2.2 Anna Vandenhoeck (1707–1787)

Die bisher umfassendste Forschung zur Verlegerin Anna Vandenhoeck stammt von Barbara Lösel. Ihre Monografie „Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen. Dargestellt am Beispiel der Göttinger Verlegerin Anna Vandenhoeck (1709–1787)“<sup>246</sup> von 1991 widmet sich in erster Linie dem Verlagsprogramm. Sie bietet detaillierte Informationen über die unter Anna Vandenhoeck verlegten Werke, thematisiert jedoch so gut wie gar nicht Aspekte wie den Verlag von Übersetzungen, den Verkauf von fremdsprachigen Büchern oder Kommunikation mit den Gelehrten. Auch Wilhelm Ruprecht widmet in seinem Buch „Väter und Söhne“ dem Verlag unter der Leitung von Anna Vandenhoeck ein umfangreiches Kapitel. Dabei betont er besonders die Bedeutung seines Vorfahren Carl Friedrich Ruprecht und sieht diesen bereits in jungen Jahren in leitender Position: „Wann Carl Ruprecht in eine leitende Stelle im Geschäft eingerückt ist, kann mit Sicherheit nicht festgestellt werden, jedenfalls ist das aber bereits innerhalb des ersten Jahrzehnts seit seinem Eintritt als Lehrling der Fall gewesen.“<sup>247</sup> Der Verlagsersbin selbst gesteht er zwar zu, sie habe nach dem Tod ihres Mannes „die Zügel des Regiments mit fester und geschickter Hand“ ergriffen und das Geschäft weiter aufgebaut,<sup>248</sup> jedoch tritt insgesamt in den Hintergrund, dass es tatsächlich Anna Vandenhoeck war, die 37 Jahre lang die Verlagsführung innehatte – und das keineswegs nur nominell.

Im Folgenden werden einige Aspekte beleuchtet, die in der bisherigen Forschung nicht oder kaum thematisiert wurden. Dazu gehört die Frage nach der Spezialisierung auf fremdsprachige Literatur und den Verlag von Übersetzungen, die unter Abraham Vandenhoeck begonnen hatte. Vor allem soll Anna Vandenhoecks Zusammenarbeit mit den Göttinger Gelehrten ausgiebiger betrachtet werden. Während Abraham Vandenhoeck ein eher schwieriges Verhältnis zu Angehörigen der Universität hatte und immer wieder in finanzielle Nöte geriet, fand seine Witwe offenbar Wege, mithilfe der Gelehrten als Autoren und als Kunden den Verlag auszubauen und zu einem der erfolgreichsten seiner Zeit werden zu lassen. Zudem soll untersucht werden, wie o. g. Zusammenarbeit die Stellung Anna Vandenhoecks, die

---

<sup>246</sup> Barbara Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*. Tatsächlich wurde Anne, geb. Parry, wohl im Jahr 1707 geboren. Belegt ist ihre Taufe am 24.05.1707 in der Gemeinde St Martin-in-the-Fields (Eltern: Robert und Anne Parry) (Westminster Archives, St Martin-in-the-Fields Register of Baptisms, Volume 10 (Accession 419)).

<sup>247</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 73 f.

<sup>248</sup> Ebd. S. 56.

zeitgenössische Quellen als „klug und tatkräftig“, „energisch“ und „ungemein tüchtig“ beschreiben,<sup>249</sup> im sozialen Raum beeinflusste.

### 2.2.1 Erbe und Übernahme der Verlagsleitung

Als Abraham Vandenhoeck im August 1750 starb, hatte er es geschafft, Verlag, Druckerei und Buchhandel trotz schwieriger Umstände aufrechtzuerhalten und sich in den letzten Jahren durch erfolgreiche Übersetzungen wie „Clarissa“ und „Ansons Reise“ auch finanziell besserzustellen. Immerhin war seine Firma mittlerweile so stabil, dass man auch der Witwe zutraute, die Geschäfte weiterführen zu können. So schrieb Gerlach Adolph von Münchhausen an die Universitätsdeputation: „V. ist tot. Er hatte einen ziemlich starken Vorschuß... Gleichwie man aber vernimmt, daß dessen Sachen recht gut stehen sollen, so ist man nicht abgeneigt, der Wittwe das Capital auf den bisherigen Fuß in der Handlung zu lassen.“<sup>250</sup>

Die Übernahme einer Buchdruckerei durch die Witwe war grundsätzlich nicht ungewöhnlich, wie Jutta Schumann für die Augsburger Buchdrucker festgestellt hat. In den meisten Fällen jedoch war die Leitung durch die Witwe nur von kurzer Dauer, da die meisten sich zu einer baldigen Wiederheirat entschlossen.<sup>251</sup> Anna Vandenhoeck dagegen blieb unverheiratet und führte den Verlag bis zu ihrem Tod 1787 weiter. Christine Werkstetter stellt in ihrer Monografie „Frauen im Augsburger Zunft Handwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert“<sup>252</sup> fest, dass ein „umfassende[s] handwerkliche[s] Erfahrungswissen“ einen Grund dafür darstellen konnte, dass sich „Witwen nicht genötigt sahen, sich wiederum zu verheiraten“.<sup>253</sup>

Die Quellen von vor 1750 geben wenig Auskunft darüber, inwieweit Anna Vandenhoeck zu Lebzeiten ihres Mannes im Verlag, der Druckerei oder der Buchhandlung tätig und in die Geschäftsführung eingeweiht war. Allerdings scheint sie zumindest in den Zeiten von Abraham Vandenhoecks Abwesenheit den Verkaufsladen geführt zu haben. Der folgende Brief an Abraham Vandenhoeck, in dem letzterem von Personalproblemen im Laden berichtet wird, stellt eine in vielerlei Hinsicht höchst aufschlussreiche Quelle dar.

<sup>249</sup> Zitiert nach Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 18.

<sup>250</sup> Zitiert nach Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 57.

<sup>251</sup> Jutta Schumann, *Frauen im Augsburger Buchdruck des 17. und 18. Jahrhunderts* (unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Augsburg 1995), S. 54 f., zitiert nach Christine Werkstetter, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert* (Colloquia Augustana 14), Berlin 2001, S. 72; auch Jutta Schumann, „„mithin die Druckerei fortzuführen ohnvermögend?“ – Augsburger Buchdruckerinnen im 17. und 18. Jahrhundert“, in: Helmut Gier u. a. (Hrsg.), *Augsburger Buchdruck und Verlagswesen*, Wiesbaden: Harrassowitz 1997, S. 553–569, hier 559 f.

<sup>252</sup> Werkstetter, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk*.

<sup>253</sup> Ebd. S. 457.

„Hoch-Edler, Insonders Kunsterfahrener Herr!

Da mir Madame befohlen hat, an Eure Hochedlen nachfolgende Sache zu berichten; so ersuche zuforderer Eure Hochedlen, meine Schlechte Schreibart gütiger zu excusiren; Es ist nemlich folgendes: Da nemlich dero Laden-Diener Lehmann sich die vorige Woche unterstanden, in Ihrem Hause eine infame Hure zu bringen, welche zu der Zeit, da Madame nach der Frau Hofrätthin Hallern gewesen waren, selbige herein practiciret, und dieselbe die ganze Nacht bey sich behalten. Nun haben Madame ohnedem schon erfahren, dass dieses Mensch im höchsten Grade infisciret ist; folglich befürchten dieselben, dass Lehmann gleichfals dadurch angestecket worden, und dadurch Ihnen ander Unglück zuwachsen könnte. Sie, die Madame sind sonst gantz gut mit demselben zufrieden, und haben sonsten keine Klagen über ihn, weil er seine Sachen jeder Zeit in acht nimt. Sie haben es daher Herr Vandenhoeck gantzlich anheim stellen wollen, um darunter nach dero Gefallen zu disponiren. So viel sähen sie gerne dass wenn Eure HochEdlen einen andern hübschen Menschen bekommen konten, Sie es gerne sähen; denn sie befürchteten, dass sonsten derselbe die Sache offener practiciren mögte. Sie ersuchen zugleich Eur. Hochedlen mögten sich nur nichts in denen Briefen an ihm merken zu lassen, weil er Ihr sonsten weggehen mögte, bevor Madame jemanden wieder hätten, oder Eur. Hochedlen selbst kämen. Madame haben es ihm noch nicht merken lassen, dass sie etwas davon wüsten, weil sie sonsten befürchten, dass er sodann negligent in seinen Sachen würde, und Ihnen dadurch grosser Schade zuwachsen könnte. Sie könten übrigens nichts mehr thun, als dass Sie denselben hinführo die Gelegenheit benähmen, dass er Sie nicht wieder ins Haus bringen könnte, weile hinführo die Visiten bey der Frau Hofrätthin des Abends einstellen wollten. Der Herr Hofrath (welchen Madame diese occasion erzählet) haben Ihnen gleichfals gerathen, Lehmannen nichts merken zu lassen, um ihm dadurch nicht nachlässig zumachen. Indem hier mit fertig bin, so übersendet der Herr Prof. Hollmann einliegenden Zettel, welchen den zugl. mit übersende. Schliesslich lassen mit Madame ihr Compliment an Ew. Hochedlen vermelden, und

wunschen dass sich dieselben gleichfalls noch so wohl befinden mögen, als sich dieselben befänden. Ich empfehle mich in dero Gewogenheit und verharre mit aller Hochachtung Ew. Hochedlen

gehorsamster Diener  
G. L. Schultze.

Göttingen d. 1ten May 1748.<sup>254</sup>

Höchstwahrscheinlich befand sich Abraham Vandenhoeck zu dieser Zeit auf oder auf dem Weg zur Jubilate-Messe in Leipzig (der Jubilate-Sonntag fiel 1748 auf den 5. Mai), weswegen seine Frau und seine Angestellten die Geschäfte in Göttingen ohne ihn weiterführen mussten. Aus dem Brief lässt sich schließen, dass Anna Vandenhoeck zumindest so weit in die Abläufe eingebunden war, dass sie beurteilen konnte, ob der Ladendiener seine Aufgaben zufriedenstellend erledigte. Abraham Vandenhoeck wird in diesem Brief zunächst über die Vorkommnisse in Göttingen informiert; Lehmanns privates Vergehen, aber auch seine untadelige Arbeit werden dargestellt, und Anna Vandenhoeck überlässt ihrem Mann augenscheinlich gänzlich die Entscheidung darüber, wie mit Lehmann zu verfahren sei: „Sie haben es dahero Herr Vandenhoeck ganzlich anheim stellen wollen, um darunter nach dero Gefallen zu disponiren.“ Im Folgenden allerdings erhält Abraham Vandenhoeck sehr genaue Anweisungen zum weiteren Vorgehen: Lehmann gegenüber darf zunächst nichts erwähnt werden, um ihn noch so lange wie nötig bei der Arbeit zu halten. Gleichzeitig ist aber bereits nach einem anderen Mitarbeiter zu suchen. Dies dürfte in der Tat der einzige Grund dafür sein, dass Abraham Vandenhoeck überhaupt per Brief informiert wird. Da er sich zu dieser Zeit auf der Messe befindet, wo sich ein großer Teil der „Branche“ trifft, kann er die Gelegenheit nutzen, dort einen neuen Mitarbeiter anzuwerben. Andernfalls hätte es vollkommen genügt, Vandenhoeck bei seiner Rückkehr über den Vorfall zu informieren, da Lehmann ohnehin weiterarbeiten soll, bis ein Ersatz gefunden ist.

Tatsächlich hat zu diesem Zeitpunkt Anna Vandenhoeck die Angelegenheit bereits selbst geregelt. Sie hat die Entscheidung getroffen, dass der Ladendiener entlassen werden soll, dass schnell ein Ersatz zu finden ist, und Lehmann solange weiterarbeiten soll, damit dem Geschäft kein Schaden entsteht. Sie hat ihren Bekannten Albrecht von Haller informiert und sich von ihm die Richtigkeit des Vorgehens bestätigen lassen. Die Situation wird nun in dem vorliegenden Brief Abraham Vandenhoeck so geschildert, dass er de facto keine andere Entscheidung mehr treffen kann. Nachdem im Brief auf den andernfalls zu erwartenden Schaden für das Geschäft hingewiesen wird, muss er zu der Überzeugung gelangen, dass dies die richtige und einzig mögliche Vorgehensweise ist. Anna Vandenhoeck zeigt sich hier als eine kluge und taktisch agierende Frau, die in der Lage ist, Probleme selbst zu lösen und Entscheidungen zu treffen, gleichzeitig aber ihrem Ehemann das Gefühl gibt, die alleinige Entscheidungsgewalt zu haben.

<sup>254</sup> V.-Archiv Nr. 352.

Es fällt auf, dass Anna Vandenhoeck diesen Brief nicht selbst schrieb, sondern ihrem Mitarbeiter Schultze diese Aufgabe überließ. Dabei gab sie offenbar sehr genaue Anweisungen zum Inhalt. Auch sonst findet sich auf den wenigen von ihr erhaltenen Quellen nie mehr als ihre Unterschrift, die sehr „gemalt“ wirkt. Wilhelm Ruprecht erwähnt einen englischen Briefwechsel zwischen ihr und ihrem Schwager Isaak kurz nach dem Tod Abraham Vandenhoecks.<sup>255</sup> Da diese Briefe allerdings nicht vorliegen, ist nicht zu beurteilen, ob sie tatsächlich von ihrer Hand verfasst worden sind. Möglicherweise hat sie hier ebenfalls das Schreiben einer anderen Person (beispielsweise Albrecht von Haller, der des Englischen mächtig war<sup>256</sup>) überlassen und lediglich persönlich unterschrieben. Es ist nicht anzunehmen, dass Anna Vandenhoeck als Tochter eines Parfümhändlers<sup>257</sup> im frühen 18. Jahrhundert eine Schulbildung erhalten hat. Ob sie Englisch lesen und schreiben konnte, kann nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden,<sup>258</sup> jedoch scheint es angesichts der Tatsache, dass sie selbst ihrem Ehemann nicht persönlich schrieb, unwahrscheinlich. Noch unwahrscheinlicher ist, dass sie des (Lesens und) Schreibens auf Deutsch mächtig war. So sind beispielsweise Briefe von Albrecht von Haller an Anna Vandenhoeck in deutscher Kurrentschrift verfasst. Briefe an ihren Mann dagegen sind meist zwar auf Deutsch, aber in lateinischen Lettern geschrieben, um ihm das Lesen zu erleichtern. Bei seiner Frau bzw. Witwe ging man hingegen davon aus, dass ihr die Briefe ohnehin vorgelesen wurden. Wäre sie zumindest des Lesens auf Englisch mächtig gewesen, so hätte es gerade Albrecht von Haller kaum Mühe bereitet, mit ihr in ihrer Muttersprache direkt zu kommunizieren. Offenbar war aber auch diese Möglichkeit ausgeschlossen.

Bei dem Verfasser des oben besprochenen Briefes handelt es sich um Georg Ludwig Schul(t)ze,<sup>259</sup> dem Anna Vandenhoeck 1751 die Druckerei verkaufte.<sup>260</sup> Es gab bis dato keine Angaben über Schultzes Wirken vor der Übernahme der Druckerei; hier erfahren wir nun, dass er bereits zuvor für die Vandenhoecks gearbeitet hatte. Sicherlich war es für Anna Vandenhoeck einfacher, die Druckerei an einen vertrauenswürdigen Mitarbeiter zu verkaufen; auch in der Folgezeit ließ sie ihre Verlagswerke bei Schultze drucken. Wie Jutta Schumann für den Augsburgener Buchdruck feststellt, war es in den meisten Fällen einer Übernahme der Druckerei durch die Witwe des Meisters üblich, den erfahrensten Gesellen als Faktor einzusetzen.<sup>261</sup>

---

<sup>255</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 58.

<sup>256</sup> Stuber, *Hallers Netz*, S. 96.

<sup>257</sup> V.-Archiv Nr. 307.

<sup>258</sup> Ruprecht berichtet von einer Auflistung „in englischer Sprache“ von Ausgaben im Zuge einer „Vergnügungsreise“ nach Kassel 1749, die Anna Vandenhoeck „in Begleitung eines Engländers und einer Engländerin“ unternommen haben soll (Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 57). Die Existenz einer solchen Auflistung kann aus den vorliegenden Quellen nicht bestätigt werden. Vermutlich könnte sie ebenso von einer der englischsprachigen Begleitpersonen verfasst worden sein.

<sup>259</sup> Nicht zu verwechseln mit Johann Christoph Ludolph Schultze, der bereits 1737 neben Vandenhoeck zum Universitätsbuchdrucker ernannt worden war.

<sup>260</sup> Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 20.

<sup>261</sup> Schumann, „„mithin die druckerey fortzuführen ohnvermögend?““, S. 562.

Dieser war fortan besonders für die Werkstatt verantwortlich, während die Witwe andere Aufgaben, wie die Führung des Ladens, übernahm. Mit dem Verkauf der Druckerei an den Angestellten Schultze folgte Anna Vandenhoeck faktisch dieser Tendenz.

Wie der oben zitierte Brief zeigt, war Anna Vandenhoeck bereits zu Lebzeiten ihres Mannes in der Lage, die Geschäfte zumindest zeitweise allein bzw. mithilfe der Angestellten zu führen. Nur diese Tatsache machte es Abraham Vandenhoeck möglich, zweimal im Jahr persönlich zur Messe nach Leipzig zu reisen, ein äußerst wichtiger Bestandteil seiner Arbeit und unverzichtbar für sein geschäftliches Überleben. Diese Rolle ist keineswegs ungewöhnlich für eine Frau in ihrer Position. Christine Werkstetter macht deutlich, dass der Laden als typischer Arbeitsplatz von Frauen gelten kann, bei Buchhändlern und Buchdruckern ebenso wie im Bäckereigewerbe und anderen Handwerken, denen es erlaubt war, offene Läden zu führen.<sup>262</sup> Auch Jutta Schumann zeigt in ihrer Arbeit, dass die Ehefrauen von Buchhändlern und Buchdruckern in der Regel für den Verkauf zuständig waren:

„Während dem Ehemann hauptsächlich der Handel nach außen wie z. B. der Besuch von Messen oder das Besorgen eines neuen Manuskripts zugeordnet wird, kümmert sich die Ehefrau als Buchhändlerin vor allen Dingen um die Belange des Ladens. Sie verschickt Kataloge, collationiert die Waren und gibt auch ab und zu ein Manuskript zum Druck, das von ihrem Mann eingehandelt wurde.“<sup>263</sup>

Beide Teile des Arbeitspaares hatten somit ihren festen Aufgabenbereich und trugen entscheidend zum Erfolg des Geschäfts bei. Aufgrund dieser gegenseitigen Abhängigkeit konstatiert Werkstetter mit Bezug auf Heide Wunder<sup>264</sup> „eine relative Gleichwertigkeit der Eheleute, die nicht einfach nur in den Bereich der Arbeit hineinreichte, sondern sich vielmehr aus diesem nährte.“<sup>265</sup>

Als Abraham Vandenhoeck 1750 recht plötzlich verstarb, war es für Anna Vandenhoeck zweifelsfrei ein großer Schritt, alleinverantwortlich den Verlag, die Buchhandlung und zunächst auch noch die Druckerei zu führen. Dennoch verfügte sie offensichtlich über einige Erfahrung und hätte wohl ohne diese auch kaum die Entscheidung getroffen, die Geschäfte ihres Mannes selbst weiterzuführen. In der bisherigen Forschung wurde oftmals der Eindruck erweckt, Ruprecht sei seit Abraham

<sup>262</sup> Werkstetter, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk*, S. 71 f.

<sup>263</sup> Schumann, *Frauen im Augsburger Buchdruck des 17. und 18. Jahrhunderts*, S. 52, zitiert nach Werkstetter, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk*, S. 72.

<sup>264</sup> Heide Wunder, „Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert“. Zur geschlechtsspezifischen Teilung und Bewertung von Arbeit in der Frühen Neuzeit“, in: Karin Hausen (Hrsg.), *Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1993, S. 19–39. Wunder geht von einer „Egalität“ und gemeinsamen „Herrschaft im Haus“ aus, die Werkstetter allerdings nur in begrenztem Umfang sieht, da der „relativ gleichwertige[n] Beziehung“ „Elemente der Unterordnung keineswegs fremd“ gewesen seien (Werkstetter, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk*, S. 504).

<sup>265</sup> Werkstetter, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk*, S. 505.

Vandenhoecks Tod der eigentliche Leiter des Verlags gewesen, während Anna Vandenhoeck die Firma nur nominell führte. Richtig ist, dass Carl Ruprecht Anna Vandenhoeck bei der Geschäftsleitung sehr unterstützte und wichtige Aufgaben übernahm. Wenn Anna Vandenhoeck tatsächlich nicht oder nur schlecht lesen und schreiben konnte, so benötigte sie allein aus diesem Grund einen fähigen Assistenten. Carl Friedrich Günther Ruprecht, geb. am 6. Januar 1730, hatte am Gymnasium zu Schleusingen eine gründliche Schulbildung erhalten<sup>266</sup> und konnte somit den Schriftverkehr der Firma übernehmen. Ebenso übernahm er die wichtigen Fahrten zu den Buchmessen und unterschrieb dort abgeschlossene Verträge in Anna Vandenhoecks Namen.<sup>267</sup> Er selbst war jedoch bei Abraham Vandenhoecks Tod gerade 21 Jahre alt und hatte erst zwei Jahre im Buchgewerbe gearbeitet, nachdem er Anfang 1748 die Lehre bei Vandenhoeck begonnen hatte.<sup>268</sup> Er besaß 1750 kaum genug eigene Erfahrung, um den Verlag allein zu führen. Nur gemeinsam mit der geschäftstüchtigen Witwe konnte die Fortführung des Verlags und Buchhandels gelingen. So wurden die im obigen Zitat erwähnten typischen Aufgaben des Mannes – der Besuch von Messen und das Besorgen neuer Manuskripte –, die auch Abraham Vandenhoeck bisher ausgeführt hatte, nach dessen Tod aufgeteilt zwischen Carl Ruprecht und der Witwe. Der junge Angestellte besuchte die Messen und übernahm die wichtigen Verhandlungen und Geschäfte mit anderen Buchhändlern, während sich Anna Vandenhoeck um das Beschaffen neuer Werke für den Verlag kümmerte. Im Laufe der Zeit fiel Ruprecht vermutlich zunehmend auch diese Aufgabe zu; so schreibt Albrecht von Haller in einem Brief vom 22. Februar 1775, er werde eine bestimmte verlegerische Angelegenheit mit Ruprecht persönlich klären.<sup>269</sup>

## 2.2.2 Verlagsprogramm und Verkauf von Übersetzungen

1785 veröffentlichte Anna Vandenhoeck das sogenannte „Vollständige Verzeichniß der Bücher, welche um beygesetzte Preise zu haben sind bey sel. Abraham Vandenhoecks Witwe, Universitätsbuchhändlerin zu Göttingen“.<sup>270</sup> Der „Vorbericht“ gibt Aufschluss über Zweck und Genese des Katalogs. Anna Vandenhoeck erwähnt

<sup>266</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 59.

<sup>267</sup> V.-Archiv Nr.483.

<sup>268</sup> Professor Segner, damaliger Prorektor der Universität und Verwandter der Familie Ruprecht, hatte den Lehrvertrag mit Vandenhoeck abgeschlossen und die Kosten für dessen Verpflegung und Kleidung übernommen (Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 59 f.).

<sup>269</sup> Albrecht von Haller an Anna Vandenhoeck, 22.2.1775, Bern (UB Bonn, Autogr.), hier führt Hallers schwer entzifferbare Handschrift dazu, dass keine näheren Angaben über die betreffende Angelegenheit gemacht werden können. Selbst Hallers Zeitgenossen beklagten sich über seine Handschrift; so beschwerte sich 1763 der schweizerische Gelehrte Charles Bonnet bei Haller, dessen Brief sei, statt nach „Genève“ (Genf), irrtümlich nach „Gènes“ (Genua) gesandt worden (Stuber, *Hallers Netz*, S. 62 f.).

<sup>270</sup> [Anna Vandenhoeck], *Vollständiges Verzeichniß der Bücher, welche um beygesetzte Preise zu haben sind bey sel. Abraham Vandenhoecks Witwe, Universitätsbuchhändlerin zu Göttingen*, 2 Bde., Göttingen: Vandenhoeck 1785.

einen 1746 gedruckten „Hauptcatalogus“ der Handlung, der aber „schon lange fehlte“. Auch heute lässt er sich nicht mehr nachweisen. Sie habe schon längere Zeit den Plan gehabt, einen neuen Katalog zu veröffentlichen, doch

„verschiedene Handlungsgeschäft und Verhinderungen verzögerten den Abdruck, bis ich vor einigen Jahren einen Handlungsbedienten Ge. Will. C. Rud. Wizezky,<sup>271</sup> aus Düsseldorf, erhalte, der zu dieser Arbeit Fähigkeit und Lust hatte, die fehlenden Jahre zu ergänzen, zu berichtigen und zu vollenden.“

Das Verzeichnis enthalte ausschließlich Bücher, die in der Handlung seit Beginn bis zum Jahr 1783 zum Verkauf gestanden haben. Eine Lücke wird allerdings aufgezeigt: So sei es der Herausgeberin nicht gelungen, ein Verzeichnis der Verlagsbücher ihres „Nachbarn, Herrn Dieterichs“ zu bekommen. Auch auf mehrmalige Anfrage, so berichtet sie, habe sie keinen Verlagskatalog mit Preisen erhalten können. Der „Vorbericht“ nennt auch die Adressaten des Katalogs: „Einem hochgeschätzten litterarischen Publikum habe also die Ehre, diesen meinen Catalogus zu übergeben, und ich schmeichle mir, sowohl denen Herren Gelehrten als Herren Buchhändlern keinen unangenehmen Dienst dadurch erwiesen zu haben.“

Das Verzeichnis richtete sich zum einen an die privaten Bücherkäufer, die in Göttingen zum größten Teil aus „Gelehrten“ bestanden. Damit dürfte sie in erster Linie das Lehrpersonal der Universität gemeint haben; von Studenten ist hier nicht die Rede. Doch nicht nur potenzielle Leser sollten ihren Katalog nutzen, sondern auch ihre Buchhändler-Kollegen. Dazu schreibt sie:

„Zur Bequemlichkeit, besonders der Herren Buchhändler, habe ich bey jedem Buche die Verleger, oder die es in Kommission gehabt, beygesetzt, so viel ich aus den Verlagscatalogen habe leisten können: bey einigen durch Auction verkauften Handlungen habe die alten Verleger hinsetzen müssen.“

Kataloge verschiedener Art waren besonders Mitte des 18. Jahrhunderts ein beliebtes Werbemittel. Messsortimentskataloge wurden nach dem Besuch der Messe zusammengestellt und enthielten sowohl eigene Verlagswerke als auch die auf der Messe erworbenen Bücher. Diese Kataloge wurden dann an Kunden, persönlich oder mittels Korrespondenz, verteilt. Verlagskataloge dagegen dienten hauptsächlich als Handelsbasis der Buchhändler untereinander. Bei dem hier vorliegenden Verzeichnis handelt es sich um einen dritten Typus, nämlich einen Universalkatalog, der die Lagerbestände enthält. Diese Kataloge sollten in erster Linie zur „Lagerbereinigung“ beitragen.<sup>272</sup> Gegen Ende des Jahrhunderts blieben die Kataloge zwar

<sup>271</sup> Christoph Ferdinand Rudolph Wizezky war Hof-Buchführer in Düsseldorf. Ab ca. 1786 ist der Name Wizezky auch in Verbindung mit dem Verlagsort Leipzig zu finden. Bei dem hier genannten „Handlungsbedienten“ handelt es sich vermutlich um einen Sohn oder Bruder Chr.F.R. Wizezkys.

<sup>272</sup> Marie-Kristin Hauke, „Die Kunst des Klimperns. Buchhändlerische Werbestrategien und die Kommerzialisierung des Buchmarktes am Ende des 18. Jahrhunderts“, in: *Das achtzehnte Jahrhundert*, 32:2 (2008), S. 226-239, hier S. 228.



ein wichtiges Informationsmittel, sukzessive erlangten allerdings Buchanzeigen immer mehr Bedeutung, denn diese waren weniger aufwendig und hatten eine wesentlich höhere Reichweite als Bücher.<sup>273</sup>

Das Verzeichnis Anna Vandenhoecks umfasst zwei Bände mit zusammen über 2 000 Seiten. Insgesamt enthält der Katalog mehr als 30 000 Titel.<sup>274</sup> Bei etwa 800 davon handelt es sich um Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche,<sup>275</sup> sie machen damit etwa 2,6 % des Gesamtbestandes aus. Das früheste dieser Werke stammt von 1704, ab 1731 finden sich meist mehrere pro Jahr. Die meisten Übersetzungen – 42 an der Zahl – stammen aus dem Jahr 1776, ab 1772 sind es durchgängig mehr als 20.

Der Gesamttrend auf dem Buchmarkt des 18. Jahrhunderts spiegelt sich hier wider: Ab Mitte des Jahrhunderts nahm nicht nur die Gesamtbuchproduktion, sondern auch die Zahl an Übersetzungen stark zu. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts waren indirekte Übersetzungen üblich gewesen, d. h., englische Werke wurden meist über den Umweg des Französischen in Deutsche übersetzt. Dies lag vor allem an den noch wenig verbreiteten Kenntnissen des Englischen in Deutschland.<sup>276</sup> Die Gesamtzahl an Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche und deutschen Nachdrucken englischer Werke beziffert Bernhard Fabian auf ca. 10 000 im gesamten 18. Jahrhundert. Davon erschienen die meisten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, insbesondere nach 1770.<sup>277</sup> Die genaue Zahl der Übersetzungen ist schwer zu bestimmen, da ein Teil der englischen Werke viele Male übersetzt wurde.<sup>278</sup>

Es zeigt sich auch, dass die erfolgreichsten Übersetzungen des Vandenhoeck-Verlags, „Clarissa“ und „Ansons Reise“ (vgl. Kapitel 2.1.3), in eine Frühphase fielen, in der Übersetzungen, besonders direkte Übersetzungen aus dem Englischen, noch nicht im großen Stil auf den Buchmarkt drängten. Auch die „belles lettres“ erfuhren ihren großen Aufschwung erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Abraham Vandenhoeck war somit seiner Zeit voraus; der Verlag von Übersetzungen aus dem Englischen war zu dieser Zeit noch durchaus riskant, so erlitt der Verleger Nicolai z. B. mit seiner vielbändigen Pope-Ausgabe einen Fehlschlag.<sup>279</sup>

---

<sup>273</sup> Hauke, „Die Kunst des Klimperns“, S. 228 f.

<sup>274</sup> Raabe, *Bücherlust und Lesefreuden*, S. 47.

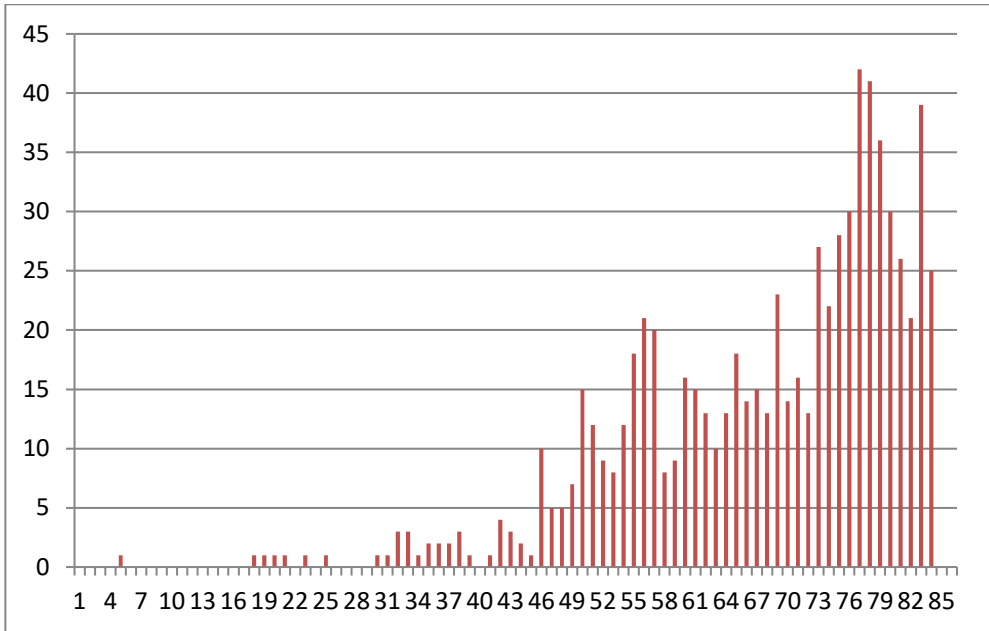
<sup>275</sup> Berücksichtigt wurden lediglich Werke, die im Verzeichnis den Zusatz „aus dem Englischen“ tragen. Nicht berücksichtigt wurden Werke ohne diese Angabe, Übersetzungen aus dem Englischen ins Lateinische und „Musicalia“.

<sup>276</sup> Fabian, *The English book in Eighteenth-Century Germany*, S. 43.

<sup>277</sup> Fabian, „Englisch-deutsche Kulturbeziehungen“, S. 21.

<sup>278</sup> Fabian, *The English book in Eighteenth-Century Germany*, S. 52.

<sup>279</sup> Fabian, „Englisch-deutsche Kulturbeziehungen“, S. 24.



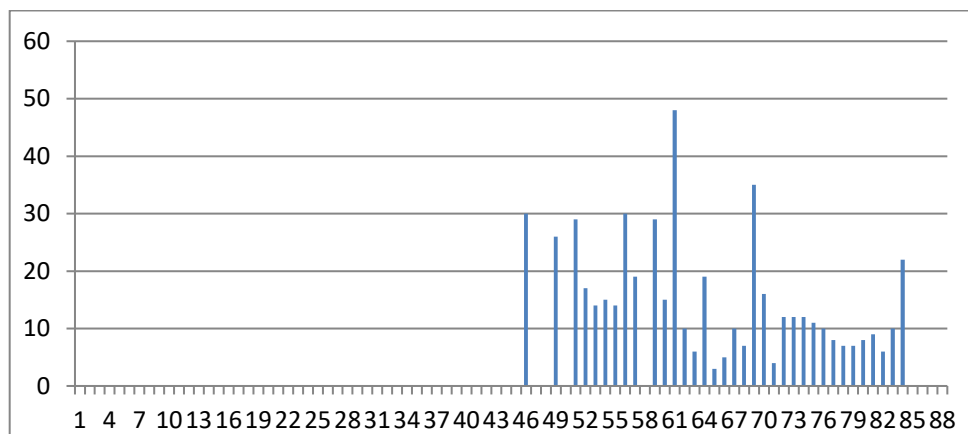
**Abb. 1:** Gesamtzahl an Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche im „Vollständige[n] Verzeichniß der Bücher, welche um beygesetzte Preise zu haben sind bey sel. Abraham Vandenhoecks Witwe, Universitätsbuchhändlerin zu Göttingen“ von 1785

Insgesamt ist nur eine sehr geringe Anzahl der Übersetzungen bei Vandenhoeck selbst verlegt, lediglich neun Werke, wenn die Reihe „Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen“ als ein Werk betrachtet wird. Die Sammlung besteht aus elf Teilen, die zwischen 1750 und 1764 erschienen. Es handelt sich ausnahmslos um Übersetzungen, allerdings nicht nur aus dem Englischen. Zudem ist beispielsweise die „Beschreibung der Insel Minorca, worin von ihrem gegenwärtigen und natürlich und politischen Zustande, ihren Alterthümern und andern Merkwürdigkeiten, auch den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner ausführlich gehandelt wird“, die 1754 erschien, eine Zusammensetzung aus den Werken John Armstrongs („The history of the island of Minorca“, 1752) und George Cleghorns („Observations on the epidemical diseases in Minorca, from the year 1744 to 1749. To which is prefixed a short account of the climate, productions, inhabitants and endemical distempers of that island“, 1751). Schon in Bezug auf Originalwerke wurden „Geisteswerke“ bis in die 1770er-Jahre hinein als Allgemeingut betrachtet, das vom Verleger nach Belieben verändert, gekürzt, erweitert oder neu bearbeitet werden konnte, ohne dass dafür eine Genehmigung des Autors vonnöten war.<sup>280</sup> Erst gegen Ende des Jahrhunderts, im Kampf gegen den grassierenden Nachdruck, wurde auf das Recht vom

<sup>280</sup> Kiesel/Münch, *Gesellschaft und Literatur*, S. 141.

„Geistigen Eigentum“ zurückgegriffen.<sup>281</sup> In Übersetzungen ging man ähnlich frei mit den Originalwerken um; Kürzungen, Erweiterungen und „Anpassungen“ an das deutsche Publikum waren durchaus üblich.

Auch ein anderer Trend lässt sich aus den erhobenen Daten erkennen. Der Versuch, die Anzahl an Jahren zwischen der englischen Erstveröffentlichung und der Veröffentlichung der hier aufgelisteten Übersetzung zu ermitteln, glückte zwar nur bei einem Teil der Werke (zudem handelte es sich nicht immer um die Erstübersetzung bzw. erste Auflage) – somit sind die Zahlen selbstverständlich nicht repräsentativ –, dennoch wird die Tendenz deutlich: Es wurden nicht nur zunehmend mehr Werke übersetzt, sondern auch mit immer kürzerem Abstand zur Veröffentlichung des Originals. Während noch Mitte des Jahrhunderts mindestens zehn, aber oft weit über zwanzig Jahre vergingen, ehe ein englisches Werk übersetzt wurde und so den Weg auf den deutschen Buchmarkt fand, waren es in den Siebzigerjahren meist deutlich weniger.



**Abb. 2:** Durchschnittliche Zeit in Jahren zwischen englischer Erstveröffentlichung und der aufgelisteten deutschen Übersetzung im „Vollständige[n] Verzeichniß der Bücher, welche um beygesetzte Preise zu haben sind bey sel. Abraham Vandenhoecks Witwe, Universitätsbuchhändlerin zu Göttingen“ von 1785<sup>282</sup>

Ordnet man nun die Übersetzungen Themengebieten zu, so ergeben sich folgende Zahlen:<sup>283</sup>

- Theologie: 255
- Medizin: 128

<sup>281</sup> Ebd. S. 142; siehe auch Pütter, *Büchernachdruck*.

<sup>282</sup> Der jeweils höchste und niedrigste Wert wurde aus der Berechnung herausgenommen.

<sup>283</sup> Da sich ein Teil der Werke zwei Themengebieten zuordnen lässt (bspw. „Medizin“ und „Ratgeber“), ergeben die hier aufgeführten Zahlen zusammengerechnet nicht die Gesamtzahl der Übersetzungen.

- Geschichte/Politik: 95
- Philosophie: 85
- Schöne Literatur (Belles Lettres): 70
- Reiseliteratur/Geografie: 61
- „Naturwissenschaften“:<sup>284</sup> 54
- Ratgeber: 47
- Landwirtschaft/Ökonomie: 28
- Sprachlehre: 1

Damit führt das Themengebiet Theologie deutlich vor der Medizin die Liste an. Verglichen mit den statistischen Materialien bei Kiesel/Münch<sup>285</sup> ist diese Verteilung eher unüblich. Zwar stellte die Theologie sowohl 1740 (mit 38,54 %) als auch 1770 (mit 24,47 %) die größte Zahl der Werke im Gesamtbüchermarkt,<sup>286</sup> bei den Übersetzungen aus dem Englischen, die auf der Ostermesse zu erwerben waren, werden allerdings für die Jahre 1765, 1775, 1785, 1795 und 1805 nur insgesamt sechs Werke aufgelistet (zwei 1765, drei 1775, eins 1805).<sup>287</sup> Die Medizin hingegen nimmt in dieser Liste mit insgesamt 20 Werken einen deutlich vorderen Platz ein, ist aber noch hinter den Romanen mit insgesamt 24 Werken (davon zehn auf der Ostermesse 1775) zu finden. Bei der Gesamtproduktion ist die Medizin 1740, 1770 und 1800 durchgehend auf dem vierten Platz.

Die Forschung ist sich uneins über den Schwerpunkt im Vandenhoeck'schen Verlagsprogramm. Während Paul Raabe<sup>288</sup> die Theologie als Hauptgebiet ansieht, liegt es für Barbara Lösel eindeutig in der Rechtswissenschaft.<sup>289</sup> In ihrer Auswertung belegt die Theologie nur den dritten Rang, noch hinter der Geschichtswissenschaft. Die beiden Hauptvertreter der theologischen Literatur im Vandenhoeck-Verlag, Gottfried Less und Johann David Michaelis verkörperten unterschiedliche Strömungen, die als typisch für das 18. Jahrhundert angesehen werden können.<sup>290</sup> Während Less die konservativ-pietistische Seite darstellte,<sup>291</sup> stand Michaelis für die liberale, aufgeklärte Theologie.<sup>292</sup> Auch bei den übersetzten Werken finden sich Autoren unterschiedlicher Konfessionen (Anglikaner, Nonkonformisten wie Presby-

---

<sup>284</sup> Der Begriff „Naturwissenschaften“ existierte im 18. Jahrhundert nicht. Die Einordnung orientiert sich an der heutigen Bedeutung. Im 17. und 18. Jahrhundert war der Begriff „Naturgeschichte“ geläufig, er umfasste Studien und Forschungen über Phänomene der Lebewesen, der Botanik und Zoologie, der Mineralogie, Geologie, Physik etc.

<sup>285</sup> Kiesel/Münch, *Gesellschaft und Literatur*.

<sup>286</sup> Ebd. S. 200 f.

<sup>287</sup> Ebd. S. 197.

<sup>288</sup> Paul Raabe, „Der Verleger Friedrich Nicolai, ein preussischer Buchhändler der Aufklärung“, in: Ders., *Bücherlust und Lesefreuden*, S. 141-164, hier S. 74.

<sup>289</sup> Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 51.

<sup>290</sup> Ebd. S. 63.

<sup>291</sup> Ebd.

<sup>292</sup> Ebd. S. 64.

terianer oder Puritaner, auch vereinzelt Katholiken). Münchhausen hatte, ganz im Sinne der „Aufklärungsuniversität“, von den Göttinger Theologen gefordert,

„weder zum Atheismus und Naturalismus noch zum Enthusiasmus anzuleiten noch auch ein ‚evangelisches Pabstthum‘ zu behaupten, sondern die ‚articuli fundamentalis religionis‘ zu lehren. Das heißt zugleich, daß sie ‚die Libertatem conscientiae samt der Tolerantz‘ gelten lassen müssen.“<sup>293</sup>

Der Vandenhoeck-Verlag scheint den unterschiedlichen Strömungen der Theologie gegenüber, sowohl bei den eigenen Verlagswerken als auch beim Erwerb von Übersetzungen, offen gestanden zu haben.

Insgesamt stellten Übersetzungen aus dem Englischen nur einen sehr geringen Teil der bei Vandenhoeck käuflich zu erwerbenden Bücher dar. Selbst wenn man Übersetzungen aus anderen Sprachen mitzählte, wäre die Anzahl im Verhältnis zu den deutschen Büchern gering. Anna Vandenhoeck kündigt im Vorwort ihres Katalogs von 1785 an, demnächst ein Verzeichnis ausländischer Bücher veröffentlichen zu wollen: „binnen einem Jahre hoffe ich noch einen Band von meinen Englischen, Französischen, Italiänischen etc. Büchern zu liefern.“<sup>294</sup> Nicht eindeutig ist hier zum einen die genaue Definition „Englischer“, „Französischer“ etc. Bücher. Es könnten damit sowohl Bücher in der jeweiligen Sprache (dann wären auch beispielsweise französische Übersetzungen englischer Bücher inbegriffen) als auch Werke von Autoren des jeweiligen Landes gemeint sein. In diesem Fall wären auch Übersetzungen dazuzuzählen. Zudem wirft die Reihenfolge der Auflistung Fragen auf. Würde Anna Vandenhoeck die Sprachen nach Anzahl der verfügbaren Werke auflisten, so würde das bedeuten, dass sie mehr englische Bücher als französische zum Verkauf anbot. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass hier schlicht die alphabetische Reihenfolge eingehalten wurde, denn die Anzahl der französischen Bücher dürfte die der englischen weit übertroffen haben. Das angekündigte Verzeichnis ist nicht mehr nachweisbar, vermutlich ist es nie veröffentlicht worden.

Die insgesamt 22 Teile des „Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger [Oster-/Michaelis]-Messe und von andern Ländern angeschaffet worden und um beygesetzte (billige) Preise zu bekommen sind zu Göttingen bey der Wittve Vandenhöck/bey Vandenhök & Ruprecht“, die die Zeit zwischen 1784 und 1794 umfassen,<sup>295</sup> geben ebenfalls einen Eindruck von der Anzahl und Herkunft der fremd-

<sup>293</sup> Walter Sparr, „Vernünftiges Christentum. Über die geschichtliche Aufgabe der theologischen Wissenschaften im 18. Jahrhundert in Deutschland“, in: Rudolf Vierhaus (Hrsg.), *Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1985, S. 18–57, hier S. 39.

<sup>294</sup> [Vandenhoeck], *Vollständiges Verzeichniß*, Vorwort.

<sup>295</sup> [Anna Vandenhoeck], *Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger [Oster-/Michaelis]-Messe und von andern Ländern angeschaffet worden und um beygesetzte billige Preise zu bekommen sind zu Göttingen bey der Wittve Vandenhöck*, Band I (1.1784–6.1786), Göttingen [: Vandenhoeck] 1784–1786; [Dies.], *Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger [Oster-/Michaelis]-Messe und von andern Ländern angeschaffet worden und um beygesetzte Preise zu bekommen sind zu Göttingen bei Vandenhök und Ruprecht*, Band II (7.1787–22.1794), Göttingen [: Vandenhoeck & Ruprecht] 1787–1797.

sprachigen Werke wieder, wenn auch der größte Teil die Zeit nach Anna Vandenhoecks Tod betrifft. In der vorangestellten „Nachricht“ des Konvoluts liefert Anna Vandenhoeck zunächst genaue Angaben zum Vorgang der Bücherbestellung:

„Dem hochgeehrten Publikum und Bücherfreunden übergeb dieses Verzeichnis als die erste Fortsetzung meines Hauptcatalogus, welcher anjetzo unter der Presse ist, und den ich g... mit Anfang des künftigen Jahrs 1785 zu liefern hoffe.

Die resp. Bücherliebhaber, die mit ihren Aufträgen mich beehren wollen, bitte ich ihre Briefe in hiesigen Ländern unfrankiert an mich abzuschicken, ich werde die verlangten Bücher aufs baldigste, so viel möglich, frey übersenden, und der geschwindesten Bedienung und billigsten Preise mich bestreben.

Die Bezahlung geschiehet in Louisd'or à 5 [Reichsthaler] und in Ducaten à 2 [Reichsthaler] 20 [Gutegroschen] was aber unter ½ Louisd'or beträgt, in hiesiger Landes-Münze.<sup>296</sup>

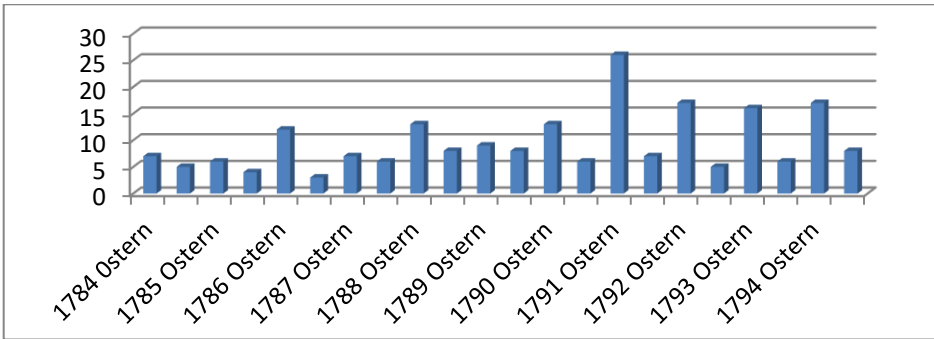
Von einem solchen „Versandhandel“ berichtet auch Georg Forster, der zu diesem Zeitpunkt in Wilna (heute Vilnius) arbeitete:

„Bis nach der Ostermesse sehe ich es noch mit Spener an, alsdann aber warte ich keinen Augenblick länger, sondern wende mich geraden Wegs an Vandenhoecks, die mich immer prompt und ehrlich nach Cassel hin bedient haben. Da ich jährlich doch gegen 100 Dukaten für Bücher ausgabe [...], so denke ich, muß das Object für einen Buchhändler sein, das nicht zu verachten ist.“<sup>297</sup>

Da Forster mit dem Bücherversand nach Kassel zufrieden gewesen war, traute er nun Anna Vandenhoeck zu, bestellte Bücher sogar bis Wilna zu schicken. Forsters Überlegungen zeigen, dass der Service der Bestellung und Zusendung von Büchern per Post ein wichtiges Mittel war, um auch Kunden außerhalb Göttingens zu erreichen. Dabei konnten nicht nur neu akquirierte, sondern auch bereits bekannte Kunden über räumliche Entfernungen hinweg gehalten werden.

<sup>296</sup> [Vandenhoeck], *Verzeichnis neuer Bücher*, Bd. I, „Nachricht“.

<sup>297</sup> Georg Forster an Samuel Thomas Sömmering, 29.4.1786, Wilna, in: *Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, Bd. 14, Briefe 1784 bis Juni 1787, Berlin: Akademie-Verlag, 1978. Nr. 158, S. 471 f.



**Abb. 3:** Erwerbungen „englischer“ Bücher (aus dem „Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger [Oster-/Michaelis]-Messe [1784–1794] und von andern Ländern angeschaffet worden [...] sind“)

Betrachtet man die auf den Messen erworbenen „englischen“ Bücher, so fällt zunächst auf, dass es einen kleinen, wenn auch nicht signifikanten Anstieg an englischsprachigen Büchern innerhalb von zehn Jahren gibt. Gleichzeitig wird der Unterschied zwischen den auf den Ostermessen erworbenen Büchern und denen von den Michaelismessen im Herbst deutlich größer. Im Allgemeinen war die Leipziger Jubilate-Messe die größere, sie zählte mehr Besucher und stellte entsprechend den Erscheinungstermin der meisten Neuerscheinungen dar.<sup>298</sup>

Besonders auffällig ist allerdings, dass nur ein geringer Teil der englischsprachigen Bücher tatsächlich im englischen Sprachraum erschienen ist. Nur 30<sup>299</sup> von insgesamt 209 Werken tragen die Druckort-Angabe London bzw. Edinburgh, alle anderen stammen aus dem deutschsprachigen Raum. Es handelt sich wohl zum allergrößten Teil um Nachdrucke. Der Nachdruck von Büchern aller Art stellte zum Ende des Jahrhunderts ein immer größer werdendes Problem für viele Verleger aus dem Norden und Nordwesten Deutschlands dar. Nach der Verlagerung der Buchproduktion vom Südwesten in den Nordosten und der zunehmenden Bedeutung der Leipziger Messe gegenüber der Frankfurter hatten die Reichsbuchhändler einen grundlegenden Nachteil, da sie höhere Reisekosten tragen mussten. Als ab den 1760er-Jahren in Leipzig der Nettohandel durchgesetzt wurde, verschlechterte sich ihre Lage zusätzlich. Der Vandenhoeck-Verlag gehörte zu den ersten, die sich vom Tauschhandel abwandten, und er zog damit den Unmut der süddeutschen Buchhändler auf sich.<sup>300</sup> Auf den faktischen Ausschluss der Reichsbuchhändler von der Leipziger Messe reagierten diese mit vermehrtem Nachdruck, der auch fremdsprachige Werke betraf. Johann Stephan Pütter bemerkte dazu in seiner Abhandlung „Der Büchernachdruck nach ächte Grundsätzen des Rechts geprüft“ (Göttingen

<sup>298</sup> Kiesel/Münch, *Gesellschaft und Literatur*, S. 128.

<sup>299</sup> Davon entfallen 16 auf die 26 „englischen“ Bücher zu Ostern 1791. Fast alle im englischsprachigen Raum erschienenen Werke entfallen auf Oster-Termine.

<sup>300</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 96.

1774), es sei „lößlich“, „wenn ein Englisches Buch in Teutschland, oder ein Teutsches in England nachgedruckt wird, oder überhaupt wenn dergleichen zwischen entfernten Nationen, die in keinem BÜcherverkehr miteinander stehen, vorgehet“.<sup>301</sup> Der Nachdruck konnte in diesem Fall einen beträchtlichen finanziellen Vorteil für die Kunden bedeuten. Einer der größten Nachdrucker war die Basler Firma Johann Jacob Thurneysen, deren Ausgaben britischer Werke nur etwa ein Viertel dessen kosteten, was für englische Originale auf dem Kontinent verlangt wurde.<sup>302</sup> Als einer der größten Verlage im deutschsprachigen Raum war auch der Vandenhoeck-Verlag vom Nachdruck betroffen. Um ihren Verlag davor zu schützen, bemühte sich Anna Vandenhoeck um Privilegien, die den Nachdruck des betreffenden Buches zumindest innerhalb eines gewissen Territoriums untersagte.<sup>303</sup> Verhindern konnte dies den Nachdruck in anderen Teilen Deutschlands jedoch nicht.

Mit dem noch nicht etablierten Begriff und Konzept des geistigen Eigentums ging auch eine vergleichsweise schlechte und nicht geregelte Bezahlung der Autoren einher. Stiegen die Autorenhonorare in der zweiten Jahrhunderthälfte auch auf etwa das Sechsfache ihrer Ausgangshöhe an,<sup>304</sup> so herrschte doch die tradierte Vorstellung vom Verfassen eines Buches als „nebenberufliches und unentgeltbares ‚nobile officium‘“ vor.<sup>305</sup> Mit zunehmender Kommerzialisierung des literarischen Marktes Mitte des Jahrhunderts wurde auch die Arbeit der hauptberuflichen Schriftsteller zunehmend wichtiger, es gab allerdings noch keine Normen für eine adäquate Bezahlung.<sup>306</sup> Die Autoren waren unzufrieden, klagten über geizige Verleger und suchten nach Möglichkeiten, deren Beteiligung am Verlag eines Buches zu vermeiden. Neben dem Subskriptionsverfahren bot auch der Selbstverlag eine Möglichkeit für die Autoren, höhere Gewinne zu erzielen. Gleichzeitig bestand jedoch die Gefahr großer Verluste, denn der Autor musste sein Manuskript auf eigene Kosten drucken lassen und trug dadurch das gesamte finanzielle Risiko.<sup>307</sup> Zudem musste er sich gegen Verlage und Verlagshändler durchsetzen, die durch weitgehende Boykottierung der Selbstverlagsbücher auf der Messe den Autoren das Geschäft erschweren.<sup>308</sup> In diesem Zusammenhang ist wohl der folgende Vertrag zwischen Johann David Michaelis und Anna Vandenhoeck zu betrachten:

„Folgender Contract ist heute dato zwischen dem Herrn Profeßor Joh. Dav. Michaelis und Mad. van den Hoeck über des vorhin benannten Herrn Prof. Michaelis Beurtheilung der Mittel, welche man anwendet die ausgestorbene Hebräische Sprache zu verstehen, geschlossen worden.

<sup>301</sup> Pütter, *Büchernachdruck*, S. 40.

<sup>302</sup> Wittmann, *Buchmarkt und Lektüre*, S. 80.

<sup>303</sup> Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 35.

<sup>304</sup> Kiesel/Münch, *Gesellschaft und Literatur*, S. 147.

<sup>305</sup> Ebd. S. 144.

<sup>306</sup> Ebd. S. 145.

<sup>307</sup> Ebd. S. 149.

<sup>308</sup> Ebd. S. 150.



Madame van den Hoeck erlaubt dem Herrn Prof. Michaelis, auf den Titel dieses Buchs, so er auf seine eigene Kosten hat drucken laßen, ihren Nahmen als Verlegerin zu setzen, damit das Buch auf der Meße desto mehr Abnahme von den Buchführern zugewarten haben möge: Die bezeuget aber hiedurch, daß sie an das Buch nicht den geringsten Anspruch habe, und zu dem Abdruck oder honorario nichts hergegeben habe, und zu dem Abdruck oder gedruckten Exemplarien einzig und allein dem H Prof. Michaelis gehören, auch ihn allein das Recht einer neuen Auflage zusteht.

Madame van den Hoeck verspricht, die Exemplarien besagten Buchs, welche ihr der H Prof. Michaelis zukommen laßen wird, auf der Leipziger Meße und fast so gut zu vertreiben, als wenn es ihr eigenes Verlagsbuch wäre: auch solche Exemplarien 14 Tage nach Endigung derjenigen Leipziger Oster-Meße dem H. Prof. baar zu bezahlen, vor welcher sie abgesetzt sind, das ist, derjenigen die auf der Oster-Meße jedes Jahrs, und in der Zwischen Zeit, wie auch auf der Michaelis-Meße, und nach derselben bis vor Ostern abgesetzt sind, 14 Tage nach der Oster-Meße die darauf folget.

Der H Prof. setzt den Preis des Buchs auf 10 [Gutegroschen] überläßt es aber mit 40 Procent Rabat an Mad. van den Hoeck: dagegen sie alle Kosten von Fracht, Nichtbezahlung, Niederlage, und wie sie sonst Nahmen haben mögen, übernimmt, und ihn, ohne den geringsten Abzug, an guter [...] Münze vor jedes Exemplar 6 [Gutegroschen] oder 9 [...] baar bezahlt.

Göttingen d 10. Septembr. 1756.

Joh. David Michaelis“

Anna Vandenhoeck erlaubt hier Johann David Michaelis, sie als Verlegerin in einem von ihm selbst gedruckten Buch zu nennen, damit sich das Buch auf der Messe besser verkauft. Sie übernimmt den Messeverkauf samt Transport und bekommt dafür das Buch um 40 % günstiger, d. h., sie zahlt nur 6 Gutegroschen, während sie 10 dafür verlangen darf. Dieses Arrangement hatte für beide Seiten Vorteile. Michaelis konnte auf einen sehr viel besseren Absatz hoffen, wenn sein Buch als Verlagswerk verkauft wurde. Denn die Firma Vandenhoeck genoss einen guten Ruf und Michaelis entging einem möglichen Boykott seines Werkes durch andere Händler. Anna Vandenhoeck schloss sich hier also nicht dem Grundsatzkampf der Verlage gegen den Selbstverlag an, sondern war offenbar an einem weiterhin guten Verhältnis zu Professor Michaelis interessiert. Zum Zeitpunkt dieses Vertrags hatte

dieser bereits zwei Übersetzungen angefertigt, die im Vandenhoeck-Verlag erschienen waren. Dabei handelte es sich um „Agamemnon. Ein Trauerspiel“ von James Thomson (1750) sowie um den Erfolgsroman „Clarissa“ (ab 1751) (vgl. auch Kapitel 2.1.3).<sup>309</sup> Zudem hatte er ein Jahr zuvor in Anna Vandenhoecks Auftrag mit Hofrat Best in London bezüglich zweier möglicherweise zur Übersetzung geeigneter Bücher korrespondiert (vgl. S. 89). Das Verhältnis war seit Jahren gut, produktiv und vorteilhaft für den Verlag. Auch war J. D. Michaelis ein Freund Albrecht von Hallers,<sup>310</sup> zu dem die Vandenhoecks ebenfalls ein enges Verhältnis pflegten. Michaelis und Haller waren zusammen die Gründer der „Societät der Wissenschaften“, die die „Göttingische Zeitung von gelehrten Sachen“ (später umbenannt in „Göttingische Gelehrte Anzeigen“) herausgab. Nach Hallers Weggang aus Göttingen wurde Michaelis 1753 Redakteur der „GGA“ und übertrug den buchhändlerischen Vertrieb zeitweise der Firma Vandenhoeck.<sup>311</sup> Auch für die Zukunft sollte es sich für den Verlag lohnen, das Verhältnis zu Michaelis gepflegt zu haben: So ließ er zwischen 1755 und 1787 insgesamt 12 Werke, oft in vielen Teilen und mehreren Neuauflagen, bei Vandenhoeck verlegen.<sup>312</sup> Doch nicht nur auf lange Sicht brachte das Arrangement für Anna Vandenhoeck Vorteile. Zum einen war durch den gewährten Rabatt pro Verkauf ein guter Gewinn zu erwarten. Zum anderen bedeutete der Name auf dem Titelblatt auch Werbung für den Verlag, ohne dass die normalerweise mit dem Verlegen verbundene Arbeit angefallen war. Werbung wurde für die Buchhändler Ende des Jahrhunderts zunehmend wichtiger und war eine Reaktion auf den wachsenden Konkurrenzdruck auf dem förmlich explodierenden Buchmarkt seit Mitte des Jahrhunderts, mit dem auch eine starke Zunahme der Anzahl an Buchhändlern und Verlegern einherging. In Brandenburg-Preußen beispielsweise versechsfachte sich die Anzahl an Buchhandlungen innerhalb von vierzig Jahren.<sup>313</sup>

Nicht nur der angekündigte, wenn auch offenbar nie veröffentlichte, Katalog fremdsprachiger Bücher zeigt das Bemühen Anna Vandenhoecks, einen Schwerpunkt auf diesem Gebiet zu setzen. In einem Protestbrief an Münchhausen etwa gegen die Berufung Johann Christian Dieterichs (vgl. Kapitel 2.3) als weiteren Universitätsbuchhändler<sup>314</sup> weist sie auf ihre Kompetenzen in der Beschaffung fremdsprachiger Literatur hin: „Von letzterem [d. h. italienische Bücher, K. E.] trifft

<sup>309</sup> Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 86 ff.

<sup>310</sup> Michaelis war Hallers wichtigster Korrespondent in Göttingen nach seiner Rückkehr in die Schweiz (Stuber, *Hallers Netz*, S. 87).

<sup>311</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 35, Fußnote 1.

<sup>312</sup> Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 86 ff.

<sup>313</sup> Hauke, „Die Kunst des Klimperns“, S. 226.

<sup>314</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 82.

diesen Frühjahr ein Transport von mehr als 1 000 Thlr. ein, wie mein nächster Katalog ausweisen wird.<sup>315</sup>

1781 berichtet Georg Christoph Lichtenberg von einem Lesezirkel, den Ruprecht – vermutlich im Namen der Firma Vandenhoeck – betrieb:

„Die englische Zeitung, welche Ew. Wohlgebohren bey mir gesehen haben, hielt ich eigentlich nicht ordentlich, sondern ein junger Engländer, der bey mir wohnte, bekam viertheljährig einen Transport von seinen Eltern zugesickt. [...] Indessen bin ich aber auch schon damals in einer Gesellschaft gewesen, die eine englische Zeitung hielt und noch auf diese Stunde hält. Sie wird durch Herrn Ruprecht, den Erben der reichen Madam Vandenhoeck besorgt, der so geitzig ist, daß er die Leipziger Messe zu Fuß besucht, und die Gesellschaft aus gleichem Trieb, ohne den Beytrag zu vermindern, so hat anwachsen lassen, daß ich die Blätter würcklich zuweilen geviertheilt erhalte. In diese Gesellschaft, wovon jedes Mitglied des Jahrs 3 Thaler 8 Groschen Cassenmünze bezahlt, und die meines Wissens hier die eintzige ist, rahte ich Ihnen nicht zu treten.“<sup>316</sup>

Lichtenbergs Spott darf natürlich nicht immer ganz wörtlich genommen werden (dass Ruprecht die etwa 190 Kilometer bis Leipzig tatsächlich komplett zu Fuß zurücklegte, ist doch recht unwahrscheinlich), dennoch liefert seine Aussage einen Beweis für eine „Gesellschaft“, in der unter anderem eine englische Zeitung zirkulierte. Auch scheint dieser Lesezirkel über einen längeren Zeitraum existiert und sich dabei mindestens bis 1781 deutlich vergrößert zu haben. Das Jahr, auf das sich Lichtenberg hier mit „damals“ bezieht, lässt sich nicht exakt rekonstruieren, doch wohnte er bereits 1767 mit einem englischen Studenten zusammen.<sup>317</sup> Andere Quellen, die den Lesezirkel erwähnen, scheinen nicht (mehr) zu existieren; auch sagen Lichtenbergs Worte kaum etwas über die Anzahl der zu Verfügung stehenden Literatur sowie über Medienarten, Sprachen, Genres oder thematische Schwerpunkte des Lesezirkels aus. Aus der belegten Anwesenheit einer einzigen englischen Zeitung kann nicht auf eine Spezialisierung auf englischsprachige Literatur geschlossen werden.

Dass sich Anna Vandenhoeck – besonders in ihrer Anfangszeit – immer wieder darum bemühte, Übersetzungen von englischen Büchern herausgeben zu können, wird im folgenden Kapitel deutlich.

<sup>315</sup> Zitiert nach Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 82. Ob dies auf einen direkten Kontakt nach Italien schließen lässt, ist fraglich. Möglich ist auch, dass die Lieferung von einem anderen deutschen Buchhändler ausging, bei dem sie die Bücher bestellt hatte.

<sup>316</sup> Lichtenberg an L.F.G. von Goecking, 25.01.1781, in: Albert Leitzmann/Carl Schüddekopf (Hrsg.), *Lichtenbergs Briefe*, Bd. 1, 1766–1781, Leipzig: Dieterich 1901, Nr. 277, S. 370.

<sup>317</sup> Lichtenberg an Hermann Freiherr von Riedesel, Göttingen, 18.07.1767, in: Ulrich Joost/Albrecht Schöne (Hrsg.), *Briefwechsel. Georg Christoph Lichtenberg*, Bd. 1, München: Beck 1983, S. 8.

### 2.2.3 Kooperation mit den Universitätsangehörigen

Der bereits zitierte Brief des Mitarbeiters Schultze an Abraham Vandenhoeck (siehe S. 63 f.) ist aus einem weiteren Grunde interessant: Er gibt zusätzlich Aufschluss über das Verhältnis der Vandenhoecks zu Hofrat Haller bzw. zum Ehepaar Haller. Offenbar suchte Anna Vandenhoeck zum einen Rat bei Albrecht von Haller, wenn ihr Mann verreist war. Dass sie in einer Situation, die die „inneren Angelegenheiten“ des Verlags bzw. der Buchhandlung betraf, seine Meinung einholte, zeugt von einem recht engen Verhältnis. Zum anderen besuchte sie regelmäßig seine Frau, die hier genannte „Hofrätthin“. Wie bereits im Kapitel zu Abraham Vandenhoeck erwähnt, waren beide Paare Mitglieder der Reformierten Gemeinde Göttingens. Bis November 1753 stand der etwa 30 Familien zählenden Gemeinschaft kein fester Versammlungsort zur Verfügung.<sup>318</sup> Zunächst traf man sich in Privathäusern, bis 1737 Anton Rougemont, der als Professor und Lehrer für französische Sprache an die Universität Göttingen berufen worden war, die Erlaubnis erhielt, Gottesdienste auf Französisch abzuhalten. Dafür wurde ihm die Nutzung des Auditoriums der philosophischen Fakultät gestattet. Rougemont hatte durch den Hinweis auf einige adlige reformierte Studenten der Universität gegenüber überzeugend dargelegt, dass dies auch für die Institution einen Vorteil darstellen würde. Zudem war durch die Verwendung der französischen Sprache ein Ausbreiten der reformierten Konfession unter den Bürgern nicht zu befürchten.<sup>319</sup> Tatsächlich aber bestand der größte Teil der Reformierten Gemeinde aus deutschen Kaufleuten und Handwerkern, die dem französischen Gottesdienst nicht oder kaum folgen konnten, und somit existierte diese Einrichtung letztlich nicht lange; zum Abendmahl mussten die Göttinger Reformierten sogar bis nach Bovenden reisen.<sup>320</sup> Über diese Umstände beklagte sich Albrecht von Haller und bat um Erlaubnis zum Bau einer eigenen Kirche. Nach einigen Schwierigkeiten erfolgte schließlich 1751 die Grundsteinlegung auf einem ehemaligen Obstgartengelände gegenüber dem Wohnhaus der Hallers. Die Einweihung der Kirche am 11. November 1752 erlebte Haller allerdings nicht mehr, da er im Sommer des Jahres Göttingen verlassen hatte und in seine Heimatstadt Bern übersiedelt war.<sup>321</sup>

Zu Anna Vandenhoecks Engagement innerhalb der Gemeinde gibt es keine direkten Quellen. Als sie jedoch am 6. März 1787 starb, hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu vererben. In dem vom 17. November 1778 datierten Testament hinterließ sie den Verlag Carl Friedrich Günther Ruprecht als Haupt- und Universalerben. Darüber hinaus gingen kleinere Summen an eine Reihe anderer Erben, wie

<sup>318</sup> Ulfert Herlyn (Hrsg.), *250 Jahre Evangelisch-Reformierte Gemeinde Göttingen: Festschrift*, Göttingen: Evangelisch-Reformierte Gemeinde 2003, S. 18.

<sup>319</sup> *Protokolle über die Sitzungen des Vereins für die Geschichte Göttingens*, Göttingen, 1893–1907, hier 94. Sitzung (1903–04), S. 3.

<sup>320</sup> Ebd. S. 4.

<sup>321</sup> Herlyn, *250 Jahre Evangelisch-Reformierte Gemeinde Göttingen*, S. 18.

Hausangestellte und Freunde.<sup>322</sup> Größere Summen hingegen erhielten die Professoren-Witwen-Kasse (3 000 Taler<sup>323</sup>) und die Reformierte Gemeinde. Letztere bekam neben 1 000 Talern zur Tilgung von Bauschulden<sup>324</sup> etwa 6 Pfund Silber, um daraus eine Weinkanne für das Abendmahl, einen Kelch und einen Brotteller herstellen zu lassen.<sup>325</sup> Zudem sollte der Gemeinde nach Carl Ruprechts Tod das Wohnhaus der Vandenhoecks (in der Langen Geismarstraße) zufallen und dem Geistlichen als Dienstwohnung dienen. Als noch wertvoller erwies sich aber die folgende Regelung: Sollten Ruprecht oder seine Nachkommen ohne Erben sterben, so sollte die Buchhandlung der Reformierten Gemeinde und der Professoren-Witwen-Kasse zufallen. Aufgrund dieser möglichen Erbschaft sollten der reformierte Prediger und ein Bausachverständiger bereits zu Carl Ruprechts Lebzeiten dessen ebenfalls durch das Testament verfügten Hausbau sowie den ordnungsgemäßen Betrieb der Buchhandlung überwachen. Um die volle Kontrolle und Verfügungsgewalt über die Buchhandlung zu erhalten, bot Ruprecht jedoch der Reformierten Gemeinde und der Universität einen Vergleich an. Für 30 000 Taler ging die unbeschränkte Verfügungsfreiheit an Ruprecht über, der die Firma fortan unter dem Namen „Abraham Vandenhoeck & Ruprecht“ weiterführte.<sup>326</sup> Der Professoren-Witwen-Kasse wie auch der Reformierten Gemeinde brachte das Testament Anna Vandenhoecks somit jeweils etwa 18 000 Taler ein. Für beide bedeutete dieses Geld eine enorme Entlastung. Die Professoren-Witwen-Kasse hatte seit ihrer Gründung 1739 einen Zuwachs an zu versorgenden Mitgliedern erfahren – 1743 waren es zwei, 1778 sechzehn – und dabei die Pensionen stetig erhöht, sodass das Geld aus der Erbschaft äußerst willkommen war.<sup>327</sup> Auch die Reformierte Gemeinde war tief verschuldet und hätte ohne die Erbschaft kaum weiter existieren können. 1772 beispielsweise standen den Ausgaben von 400 Talern (für Zinsen und Entlohnung von Angestellten) Einnahmen von nur 120 Talern entgegen, dazu summierten sich ausstehende Bauschulden.<sup>328</sup>

Verfasst und geschrieben wurde Anna Vandenhoecks Testament von Lüder Kulenkamp (1724–1794), dem Prediger der Reformierten Gemeinde und zugleich Professor der Theologie und Prorektor der Universität.<sup>329</sup> Dass Anna Vandenhoeck

---

<sup>322</sup> Über die genauen Bestimmungen berichtet Ruprecht in *Väter und Söhne* sehr ausführlich, siehe dort S. 99 ff.

<sup>323</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 100; in den *Protokollen* ist von etwa 18 000 Talern die Rede. Dies ist die Summe aus Erbschaft und Geld aus dem Vergleich mit Ruprecht.

<sup>324</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 100; in den *Protokollen* wird auch hier die Summe von etwa 18 000 Talern genannt. Auch hierbei handelt es sich um den Betrag, der der Gemeinde insgesamt, nach dem Vergleich mit Ruprecht, zufiel.

<sup>325</sup> *Protokolle*, S. 36 f.

<sup>326</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 100 ff.

<sup>327</sup> Wilhelm Ebel, „Die Professoren-Witwen-und-Waisenkasse“, in: Ders., *Memorabilia Göttingensia: elf Studien zur Sozialgeschichte der Universität*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1969, S. 73–100, hier S. 89.

<sup>328</sup> *Protokolle*, S. 37.

<sup>329</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 101.

von dem Prediger der Gemeinde ihr Testament aufsetzen ließ, dass sie nicht nur eine große Summe Geld, Ruprechts Wohnhaus und die Aufsicht über die Buchhandlung der Gemeinde hinterließ, sondern auch explizit die Anfertigung der Abendmahl-Utensilien festlegte, zeigt ihre Verbundenheit mit der Reformierten Gemeinde und lässt auf ein aktives Engagement schließen. Beide Vandenhoecks waren protestantischer Herkunft, Abraham Vandenhoeck als gebürtiger Niederländer war reformiert, Anna Vandenhoeck höchstwahrscheinlich anglikanisch. Geheiratet hatten sie in der anglikanischen Temple Church in London. Als die Vandenhoecks 1734 nach Göttingen gezogen waren, fremd in sprachlicher wie kultureller Hinsicht, hatten sie wohl in der Reformierten Gemeinde, der einzigen Göttinger Alternative zur Lutherischen Kirche, zuerst Anschluss gefunden. Somit entwickelten sich neben privaten Kontakten auch geschäftliche Beziehungen innerhalb der Gemeinde. Neben Haller, der mindestens acht Schriften<sup>330</sup> bei Vandenhoeck verlegen und drucken ließ und auch bei der Vermittlung von zu übersetzenden Werken eine wichtige Rolle spielte (mehr dazu unten), findet sich in der Liste der Verlagswerke auch der Name Isaac de Colom du Clos (1708–1795), der drei Werke<sup>331</sup> bei Vandenhoeck verlegen ließ. Colom du Clos war außerordentlicher Professor, Sekretär und Bibliothekar der Königlich-deutschen Gesellschaft und wurde zudem 1751 in den Ältestenrat der Gemeinde gewählt.<sup>332</sup>

Dass der Professoren-Witwen-Kasse eine große Summe aus Anna Vandenhoecks Testament zugesprochen wurde, ist interessant, denn es ist nicht bekannt, in welchem Verhältnis sie persönlich zu dieser Einrichtung stand und warum sie sich zu dieser Verfügung veranlasst sah. Diese Kasse versorgte allein die Witwen von ordentlichen sowie besoldeten außerordentlichen Professoren,<sup>333</sup> sie selbst kann demzufolge kein Mitglied gewesen sein. Ebel<sup>334</sup> stellt die Vermutung auf, dass

<sup>330</sup> Hier handelt es sich um „Disputationum anatomicum selectarum“ (17?), „Primae lineae physiologiae in usum praelectionum academicarum“ (1747), „Versuch schweizerischer Gedichte“ (1.–3. Aufl. Bern, ab 4. Aufl. (1748) bei Vandenhoeck), „Iconum anatomicarum quibus aliqua partes corpore humani delineatae continentur“ (17?), „Index septem voluminum disputationum anatomicarum selectarum“ (1752), „Enumeratio plantarum horti regii et agri Göttingensis“ (1753?), „Alfred König der Angelsachsen“ (1773), „Fabius und Cato, ein Stück der Römischen Geschichte“ (1774) (Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 86 ff.). Zudem listet Lösel noch zwei Werke unter „Nur bedingt dem Verlag zuzuschreibende Titel“ (d. h., sie werden in mindestens einem Katalog als Verlagswerk angegeben, auf dem Titelblatt aber nennen sie andere Drucker- oder Verlegernamen): „Sammlung kleiner Hallerischer Schriften“, Bern (1772) und „Elementa physiologiae corporis humani“, 8 Bde., Lausanne, Bern (1759–66).

<sup>331</sup> Dabei handelte es sich um „Reflexions sur le stile, et particulier sur le manier d’écrire des lettres, sur les regles particulier du stile, et sur la versification francois“ (17?), „Principes de la Lngues francoise“ (17?) und „Modelles de Lettres sur toutes sortes de sujets pour en seigner à apliquer les regles du stile“ (1760). Vgl. Lösel, S. 86, 101, 106. Lösel listet unter „Titel, deren Existenz nicht nachgewiesen werden konnte“ noch ein viertes Werk auf: „Le Genie, la politesse, l’esprit etc. de la langue francoise“ von 1756 (Lösel, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen*, S. 195).

<sup>332</sup> *Protokolle*, S. 7.

<sup>333</sup> Ebel, „Die Professoren-Witwen-und-Waisenkasse“, S. 75.

<sup>334</sup> Ebd. S. 90.

sie bei ihren „Kaffeekränzchen“ genug über die Vermögensverhältnisse der Göttinger Professorenwitwen erfahren hatte und um die Not der Kasse wusste. Aus dem anfangs zitierten Brief ist ersichtlich, dass sie regelmäßig die Ehefrau des Hofrates Albrecht von Haller besuchte. Möglicherweise lernte sie über diese weitere Professorenfrauen und Witwen kennen und erlangte auf diesem Wege Einsicht in die prekäre Lage der Witwenkasse. Die Quellen- wie auch Sekundärliteraturlage zu Frauennetzwerken des 18. Jahrhunderts ist sehr dürftig und betrifft ausschließlich adlige Frauen bzw. Briefnetzwerke. Die persönlichen und direkten Kontakte von Frauen anderer Bevölkerungsschichten, wie in diesem Fall einer Unternehmerin, sind äußerst schwierig nachzuvollziehen. In der Causa Anna Vandenhoeck kann nur gemutmaßt werden, dass sie ihre beruflich wichtigen Kontakte zu Göttinger Gelehrten zumindest teilweise über ihren Kontakt zu deren Frauen aufbaute.

Ihr Kontakt zu Albrecht von Haller blieb auch nach dessen Rückzug nach Bern bestehen. Noch bis kurz vor seinem Tod im Jahr 1777 reichte ihr Briefwechsel, der sich sowohl mit Werken Hallers beschäftigte, die bei Vandenhoeck verlegt oder neu aufgelegt wurden, als auch mit unternehmerischen Problemen Anna Vandenhoecks, bei denen Haller ihr als Berater half. In den Anfangsjahren ging es auch um die Übersetzung und Veröffentlichung neuer Reiseberichte:

„Hochwohlgebohrner Herr,  
Hochgelahrter Herr,

Insonders Hoch[...] Gönner!

Ew. Hochwohlgebohrnen haben die Gewogenheit gehabt, mir den Armstrong zu übersenden; ich habe selbigen Hrn Tozze zum übersetzen gegeben, welcher auch bereits ziemlich weit damit gekommen ist.[...] erhielt ich vor einiger Zeit Nachricht, daß von der so lang vermutheten Kalmischen Reise der 1te Theil herausgekommen sey, weilen ich nun bereits durch Ew. Hochwohlgeb. geneigte recommendation ein Sächsisches Privilegium darüber genommen habe, so schrieb sogleich an verschiedene Orte dieses auch zu bekommen: der Hr. Mag: Murray aber hatte es bereits in Händen, so ich kurtz darauf erfuhr und da es auf keine andere Weise von Ihm erhalten konnte, als daß es derselbe selbst übersetzen wollte so habe mich dieserhalb mit Ihm eingelaßen, es bis zu anfang des Februarii fertig zu liefern. Ich gedenke also den Armstrong zuerst abdrucken zu laßen und den Kalm hinten nach, der Band wird zwar etwas stärker als gewöhnlich werden, so ich mir aber muß gefallen laßen, ich hoffe daß Ew. Hochwohlgeb. diese Einrichtung mit dero gütigen Beyfall beehren werden, da mich die Kürtze der Zeit gehindert hat, nach meiner Schuldigkeit zuvor deroselben Gutachten darüber mir unterthänigst auszubitten.

Ew. Hochwohlgeb. sende hiermit zugleich ein Paket Bücher, so der Herr Prof. Zinn<sup>335</sup> nach und nach vor dieselben bezahlet haben und ist die nota davon hierbey befindlich.

Zugleich folgen auch noch 2. Abdrucke der hintern Platte des ganzen Menschen, und ein paar Abdrucke<sup>336</sup> von den Augen. He. Fritzsches<sup>337</sup> hat des öftern Erinnerns ohnerachtet, doch wieder vergeßen, die Zeichnungen dabey zu überschicken, die ich also noch erst verschreiben muß und künftig nachkommen sollen.

Von Hrn. van der Spyc<sup>338</sup> habe erst vor etlichen Tagen einen Brief gehabt, daß er schwerlich eher als vor Ausgang des Februarii mit der vordern großen Platte würde fertig werden können, indem er sich nach seiner gewöhnlichen Art über die mühsame Arbeit, über das dunkle Wetter und kurzen Tage bey dieser Jahreszeit beschwert. Meine Hofnung wird dadurch ziemlich klein den 8ten Facsimile zugleich mit dem 7ten auf die Ostermeße zu liefern, welches mir sehr wehe thun sollte, und da zumahl H van der Spyc die Platte so lange in Händen gehabt hat.

Herr Luzac hat nunmehr vermuthlich seinen Endzweck erreicht, er wird auchhoffentlich die Praelectiones jetzo nicht noch drucken wollen, da er einen Laden hier in Goettingen anlegt, wozu er alles meines Wiedersetzens ohnerachtet, von Königl. Regierung die Erlaubnis erhalten hat, weil er die Commentarii und Relationes die ich, aufgesaget[?] fortsetzen will, wie weit er mir nun Schaden wird, solches muß ich ruhig erwarten, indeßen ist bey der Bekanntmachung diese Etablierung des Hrn Luzacs sehr hart mit mir verfahren, und habe ich dabey besonders Ew. Hochwohlgeb. mir jederzeit so großmüthig verliehenen Schutz und geneigte Fürsprache vermißt. Es wurden mir verschiedene Punkte zur Wahl fast aufgedrungen, worunter der schlimmste und unerhörteste war, ich sollte der Königl. Regierung meine gantze Handlung überliefern und davor einen jährlichen Gehalt auf Lebenszeit annehmen. Ich habe mich dabey noch so ziemlich durchgefochten, bis auf einen Punct welchen ich angenommen habe, nemlich Hrn Luzac die Commentarii und [R?]elationes welche ich gedruckt vor die gehabte Kosten wieder zu überlaßen. Ubrigens will hoffen, daß sich Ew. Hochwohlgeb. nebst dero Frau Gemahlin und samtlichen werthen Angehörigen zeithero bey erwünschten Wohlseyn

<sup>335</sup> Johann Gottfried Zinn (1727–1759), ab 1753 Direktor des Botanischen Gartens, 1755 Prof. der medizinischen Fakultät.

<sup>336</sup> Dies betrifft vermutlich Hallers „Iconum anatomicarum quibus alicue partes corpores humani delineatae continentur“. 1753 war der 6. Teil erschienen, 1754 folgte der 7. Teil, 1756 der 8. Teil.

<sup>337</sup> Christian Friedrich Fritzsches (1719–1774), Universitätskupferstecher.

<sup>338</sup> Wahrscheinlich Jacobus van der Spijk (1696–1763), Graveur und Drucker aus Leiden (RKD – Nederlands Instituut voor Kunstgeschiedenis [Niederländischen Institut für Kunstgeschichte], Collections, Explore, RKDartists, Jacobus van der Spijk, URL: <https://rkd.nl/explore/artists/419589> [27.03.2020]).



befinden haben mögen, wovon eine glückliche und ununterbrochene Fortsetzung aufrichtigst wünsche. Die ich mit allem respect jederzeit verbleibe

HochWohlgebohrner Herr,  
Hochgelahrter Herr,  
Insonders Hochzuverehrender Gönner.

Ew. HochWohlgebohren

Goettingen den 12. Dec,  
1753.

unterthänige Dienerin  
Vandenhoecks seel. W.<sup>339</sup>

Der vorliegende Brief entstand drei Jahre nach dem Tod Abraham Vandenhoecks. Anna Vandenhoeck hatte den Verlag übernommen und führte ihn mithilfe ihres Angestellten Ruprecht allein weiter. Die Druckerei hatte sie da schon verkauft, aber den Verkaufsladen besaß sie noch neben dem Verlag. Bereits der erste Satz ihres Briefes ist in Bezug auf Übersetzungen des Verlages unter Anna Vandenhoeck aufschlussreich. Bei dem hier erwähnten „Armstrong“ handelt es sich um John Armstrong bzw. sein Werk „The history of the island of Minorca“, das 1752 in London erstveröffentlicht wurde. 1754 erschien es im Vandenhoeck-Verlag unter dem Titel „Beschreibung der Insel Minorca, worin von ihrem gegenwärtigen natürlichen und politischen Zustande, ihren Alterthümern und anderen Merkwürdigkeiten gehandelt wird“. Das deutsche Werk trägt den Zusatz „aus d. Engl. d. Herren Johann Armstrongs u. Georg Cleghorns übersetzt“, es handelt sich folglich um eine Kompilation aus dem oben genannten Werk von Armstrong und „Observations on the epidemical diseases in Minorca: From the year 1744, to 1749. To which is prefixed, a short account of the climate“ von George Cleghorn, veröffentlicht 1751 in London. Anna Vandenhoecks Brief zeigt, dass sie das englische Original von Armstrongs Werk von Albrecht von Haller geschickt bekommen hatte, der es zuvor vermutlich direkt aus England erhalten hatte.<sup>340</sup> Dies ist ein weiterer Hinweis auf die große Rolle, die Haller für die Veröffentlichungen von Übersetzungen aus dem Englischen im Vandenhoeck-Verlag spielte, denn er hatte schon den Erfolgsroman „Clarissa“ erfolgreich vermittelt und nun ein Werk der Reiseliteratur empfohlen.

Mit der Übersetzung hatte Anna Vandenhoeck „Herrn Tozze“ beauftragt. Eobald Toze (auch: Totze) (1715–1789) war 1747 zum Universitätssekretär ernannt worden und wurde später außerordentlicher Professor. Er hatte bereits „Des Herrn Admirals, Lord Ansons Reise um die Welt“, Göttingen 1749 (englisches Original: „A voyage round the world in the years 1740–1744“, von George Anson, London

<sup>339</sup> Brief Anna Vandenhoeck an Albrecht von Haller vom 12.12.1753. Bürgerbibliothek Bern, N Albrecht von Haller 105.67, Vandenhoeck, Anna, S. 1-3.

<sup>340</sup> Albrecht von Hallers Korrespondent in London war der schottische Arzt Sir John Pringle (1707–1782) (Stuber, *Hallers Netz*, S. 55). Möglicherweise hatte dieser das Buch besorgt.

1745), für Abraham Vandenhoeck übersetzt.<sup>341</sup> Die Zusammenarbeit zwischen den Vandenhoecks und Totze war offenbar zufriedenstellend, wie auch Anna Vandenhoecks Kommentar bestätigt, er sei mit der Übersetzung „bereits ziemlich weit“ gekommen. Auch bei dem zweiten hier erwähnten Werk hätte sie sich wohl den Übersetzer gern selbst ausgesucht. Doch der erste Teil der „Kalmischen Reise“, für den sie bereits ein sächsisches Privileg erhalten hatte, befand sich in Händen von „Magister Murray“ und war für Anna Vandenhoeck nur zu bekommen, wenn Murray auch selbst mit der Übersetzung betraut wurde. Hier handelt es sich um Johann Philipp Murray (1726–1776), den älteren Halbbruder des bekannteren Göttinger Professors Johann Andreas Murray (1740–1791).<sup>342</sup> Johann Philipp Murray hatte bereits in Königsberg und Uppsala studiert, bevor er 1747 nach Göttingen kam, wo er 1748 Magister, 1755 außerordentlicher Professor und 1762 ordentlicher Professor der Philosophie wurde. Er beschäftigte sich vor allem mit nordischer und englischer Geschichte.<sup>343</sup> Vermutlich hatte Murray den ersten Teil des Originals „En resa til Norra America“, der 1753 in Stockholm erschienen war, entweder von einer Reise dorthin selbst mitgebracht oder über seine schwedischen Kontakte erhalten. Er bestand offenbar darauf, das Werk selbst zu übersetzen, und Anna Vandenhoeck blieb, wollte sie die Übersetzung schnell herausbringen, keine andere Wahl, als ihn zu beauftragen. Es war ihr zu ihrem Ärger nicht möglich gewesen, das Original auf anderem Wege zu bekommen. Sie schreibt, sie habe an „verschiedene Orte“ geschrieben; leider lässt sich nicht abschließend klären, um welche Orte bzw. welche Personen es sich hier handelt. Die Zusammenarbeit mit Murray sollte sich jedoch als erfolgreich herausstellen: „Des Herren Peter Kalms Beschreibung der Reise, die er nach dem nördlichen Amerika unternommen hat“, Teil 1, erschien im folgenden Jahr 1754.

Anna Vandenhoeck entschuldigt sich im Anschluss an ihren Bericht über ihre Planungen zu den neuen Reiseberichten bei Haller, weil sie nicht zuvor sein „Gutachten“ erbeten habe. Sie habe jedoch aufgrund der Kürze der Zeit selbst entscheiden müssen. Der Satz demonstriert zum einen die noch immer enge Verbindung zu Haller, der ihr seit dem Tod ihres Mannes eine wichtige Stütze gewesen war und sie offenbar in geschäftlichen Dingen beraten hatte (wie auch bereits zuvor in Zeiten der Abwesenheit Abraham Vandenhoecks). Zum anderen zeigt sich hier deut-

---

<sup>341</sup> Auch für andere Verlage fertigte er später noch einige Übersetzungen an, so z. B. „J. Campbells Leben und Thaten der Admirale und anderer berühmter Britannischer Seeleute“, Göttingen (Luzac) und Leipzig 1755, „Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten. Aus dem Holländischen (J. Wagenaar's) übersetzt“, 8 Theile, Leipzig 1756–1765 und „Schottländische Briefe, oder merkwürdige Nachrichten von Schottland, und besonders dem Hochlande, aus dem Englischen übersetzt“, 2 Theile, Hannover 1760 (Johann Stephan Pütter, *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen*, Theil 1, Göttingen: Vandenhoeck 1765, S. 107 f.).

<sup>342</sup> Johann Andreas Murray übersetzte allerdings mindestens den 3. Teil der Reise, der 1764 erschien (V.-Archiv Nr. 320).

<sup>343</sup> Schwedisches biographisches Lexikon (Svenskt biografiskt lexikon), Bd. 26 (1987–1989), S. 84, „Murray, släkt“, URL: <https://sok.riksarkivet.se/sbl/artikel/8574> [28.01.2020].

lich – wie schon in dem anfangs besprochenen Brief an Abraham Vandenhoeck –, dass Anna Vandenhoeck durchaus in der Lage war, geschäftliche Angelegenheiten selbst zu entscheiden und zu organisieren. Eine Absprache mit Haller hätte eine Bestätigung dargestellt, auch hätte sie seine Unterstützung ihres Geschäfts weiter gefestigt, wirklich nötig war sie jedoch nicht. Das wird auch im letzten Teil des Briefes deutlich, als sie Haller von der Konkurrenz durch Luzac berichtet. Der niederländische Buchhändler Elie Luzac siedelte sich 1754 trotz Anna Vandenhoecks Widerspruch in Göttingen an, ging jedoch bereits 1756 zurück nach Leiden.<sup>344</sup> Anna Vandenhoeck schreibt, sie habe die Fürsprache Hallers in dieser Angelegenheit vermisst. Sicherlich hätte sich Haller, wäre er vor Ort gewesen, für ihre Belange eingesetzt und vielleicht ein für sie noch besseres Ergebnis erreichen können. Doch gelang es Anna Vandenhoeck auch ganz ohne seine Unterstützung, mit der Hannoverischen Regierung einen für sie akzeptablen Kompromiss auszuhandeln. „Ich habe mich dabey noch so ziemlich durchgefochten“, schreibt sie und macht damit erneut deutlich, dass sie sich ohne Unterstützung männlicher Fürsprecher durchsetzen kann. Von ihrem Angestellten Ruprecht ist hier keine Rede. Sicherlich hat Ruprecht im Laufe der Zeit und mit zunehmendem Alter mehr Aufgaben übernommen, doch zum Zeitpunkt dieses Briefes hatte Anna Vandenhoeck solche „Gefechte“ mit der Regierung und ihren Konkurrenten ganz offensichtlich selbst zu führen. Auch Wilhelm Ruprecht bemerkt in „Väter und Söhne“ in Bezug auf eine Auseinandersetzung Anna Vandenhoecks mit der Universitätsdeportation 1751, es gehe daraus „deutlich hervor, daß Anna V. damals persönlich das Geschäft geführt und sich furchtlos und mit Erfolg vertheidigt hat.“<sup>345</sup>

Ihre Empörung über das Angebot der Regierung, den Laden zu übernehmen und ihr stattdessen eine lebenslange Rente zu zahlen, zeigt auch, dass sie den Verlag und die Buchhandlung nicht lediglich aus der Not, ihr Einkommen sichern zu müssen, weiterführte. Vielmehr scheint ihr das Geschäft am Herzen gelegen zu haben; vermutlich wollte sie einerseits das Lebenswerk ihres Mannes weiterführen und andererseits erfüllte die Arbeit sie höchstwahrscheinlich. Als kinderlose Witwe stellten der Verlag und die Buchhandlung ihren Lebensmittelpunkt dar, sie verliehen ihr Ansehen und Respekt.

Interessant ist ihr Bericht vom Angebot der Regierung noch aus einem anderen Grund. Wie Wilhelm Ruprecht berichtet,<sup>346</sup> hatte die Regierung Anfang der 1750er-Jahre die Idee entwickelt, eine Gelehrtenbuchhandlung in Göttingen einzurichten

---

<sup>344</sup> Ruprecht, *Väter und Söhne*, S. 71 f.

<sup>345</sup> Ebd. S. 62. Anna Vandenhoecks unternehmerisches Selbstbewusstsein zeigte sich auch bei einem Streit Anfang der 1760er-Jahre mit der Universitätsbibliothek. Bereits an die Bibliothek gelieferte Bücher ließ die Verlagsinhaberin wieder abholen, nachdem ihre Preisforderungen nicht erfüllt worden waren. Elisabeth Willnat urteilt, Anna Vandenhoeck habe offenbar geglaubt, „es sich leisten zu können, einmal auf die Belieferung der Bibliothek zu verzichten, um die Regierung auf diese Art zu erpressen und damit zu erreichen, daß sie sich ihren Preisforderungen langfristig fügte“ (Willnat, *Dieterich*, S. 15).

<sup>346</sup> Ruprecht, *Gelehrtenbuchhandlungen*, S. 220 ff.

(vgl. Kapitel 2.1.4). Anna Vandenhoecks Bericht zeigt, dass die Regierung offensichtlich versuchte, entweder eine Konkurrentin für die geplante Gelehrtenbuchhandlung loszuwerden oder die Lagerbestände der Handlung als Grundstock zu nutzen – vermutlich beides. Zuletzt zeigt ein Blick auf das Manuskript, dass auch dieser Brief nicht von Anna Vandenhoeck persönlich niedergeschrieben wurde. Lediglich in einem Teil der Unterschrift, nämlich „Vandenhoecks“, findet sich ihre eigene Handschrift, der Rest des Briefes ist von anderer Hand geschrieben, sogar der letzte Teil der Unterschrift „seel. W.“.

Ein Brief vom 18. September 1754, den Albrecht von Haller aus Bern an Anna Vandenhoeck schrieb, lassen sich weitere Einzelheiten zu seiner Vermittlung englischer Bücher erkennen:

„Madame,

Ob ich wohl ganz neulich geschrieben, so drückt mich doch ein buch, das ich in der Englischen Zeitung gesehen habe, von der wichtigkeit, dass ich gerne das port sacrificire. Es wird eben so ein gutes buch als Anson werden, und ich schreibe mit heutiger post an den[?] [?] v. Munchhausen, dass er die gnade haben und es schicken möge. Hier ist der [durchgestrichen]vollständige[durchgestrichen] titel Clive, Description of the Eastindies, wird bey Cooper u. [durchgestrichen]von[durchgestrichen] Reeve u. andern verlegt.

Ich habe mir mühe gegeben, den vollständigen titel zu erhalten, habe aber nicht dazu gelangen können. Aber es steht in der vor 14 tagen gedrukten zeitung

u. auch im Gentleman's Magazine, januar 1754.“<sup>347</sup>

Der Brief zeigt zum einen, dass Haller selbst sehr an der Vermittlung der Bücher interessiert war. Hatte er ein vielversprechendes Buch entdeckt, so meldete er dieses umgehend nach Göttingen, obwohl er vor kurzem erst geschrieben hatte und nun erneut das Porto opfern musste. Zum anderen wird deutlich, woher Haller seine Informationen über neue englische Bücher erhielt: aus Zeitschriften wie dem „Gentleman's Magazine“. Tatsächlich gibt es in der Januarausgabe von 1754 keinen Hinweis auf ein entsprechendes Buch. In der Ausgabe vom Februar aber findet sich unter „Books publish'd in February; with remarks“<sup>348</sup> unter „9.“ der Eintrag „A new history of the East Indies. N° I.“ Dies ist vermutlich das Werk, auf das sich Haller bezieht. Es erschien 1754 in London bei Cooper/Reeve/Sympson unter dem vollen Titel „A new history of the East Indies. With brief observations on the religion, customs, manners and trade of the inhabitants“. Allerdings irrte Haller auch in Bezug auf den Autor, denn verfasst wurde dieses Werk von „Captain Cope“. Dass

<sup>347</sup> Albrecht von Haller (Bern) an Anna Vandenhoeck (Göttingen), 18.09.1754. Bürgerbibliothek Bern, AvH an Vandenhoeck-Parry, Anna: 1.

<sup>348</sup> Gentleman's Magazine, Februar 1754, S. 97, „Books publish'd in February; with remarks“.

Haller das Werk „Clive“ zuschrieb, liegt möglicherweise an einer in diesem Fall falschen Assoziation Indiens mit Robert Clive (1725–1774), einem britischen General und Staatsmann, der eine Schlüsselrolle bei der Begründung der britischen Macht in Indien spielte.<sup>349</sup>

Leider lässt sich nicht abschließend klären, auf welche zweite Zeitung Haller sich hier bezieht („es steht in der vor 14 tagen gedrukten zeitung“). Möglicherweise enthielt dieser Eintrag nähere Informationen, z. B. eine Rezension, die Haller das Werk als äußerst vielversprechend erscheinen ließen. Er versuchte, nach eigenen Angaben, über Münchhausen das Buch für Anna Vandenhoeck zu erhalten, d. h., es aus London über die offiziellen Wege nach Hannover und weiter nach Göttingen schicken zu lassen. Ob das Buch organisiert werden konnte, ist nicht belegt, eine Übersetzung zumindest ist nicht erschienen.

Es ist nicht das einzige Mal, dass der offizielle Weg über Hannover bemüht wurde, um englische Bücher für Anna Vandenhoeck zu organisieren. Johann David Michaelis, der 1761 bis 1763 auch Direktor der Universitätsbibliothek war, und der Londoner Legationsrat Wilhelm Best (1712–1785) unterhielten über Jahre einen regen Briefwechsel. Best war für die Beschaffung von Büchern für die Universitätsbibliothek zuständig. Aus Buchhandelskatalogen wurden in Hannover die Bestellungen zusammengestellt und von Best an Londoner Buchhändler weitergegeben. Die Bücher kamen dann mit der Diplomatenpost nach Hannover und von dort aus nach Göttingen.<sup>350</sup> Münchhausen überwachte dieses Prozedere höchstpersönlich, weshalb sich Haller 1754 wohl an ihn wandte. Am 23. August 1755 schreibt Michaelis an Best nach London:

„Die Frau van den Hoeck zwinget mich, noch eine neue Schuld zu machen. Auf folgendes Buch, *Britannia elucidata, A political Survey of Britain: being a Series of Reflexions on the Situation, Lands, Inhabitants, Revenues, Colonies and Commerce of this island*, by John Campbell, will sie gern 2 Guineas bey den Herrn Campbell, in Red-Lion-Street, Holborn, praenumerieren, und das Buch, so sie mit großem Vortheil zu übersetzen hofft, bogenweise unter seiner Excellenz Couvert (wiewol [...] im Lande nicht nöthig, weil sie selbst die inländische Post-Freyheit hat erhalten. Wollte EW. Wohlgeb. wol diese Mühe übernehmen? Die Erlaubnis wegen des Couverts will alsdann bey S. Excellenz unterthänigst zu be[...] [...].“<sup>351</sup>

<sup>349</sup> H. V. Bowen, „Clive, Robert, first Baron Clive of Plassey (1725–1774)“, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford University Press 2004, online edition, Jan 2008, URL: <http://www.oxforddnb.com/view/article/5697> [09.03.2020].

<sup>350</sup> Jefcoate, „Wilhelm Best und der Londoner Buchhandel“, S. 200.

<sup>351</sup> Michaelis an [Best], Göttingen, 23.08.1755, Hauptstaatsarchiv Hannover, Hann. 92, Nr. 1018.

Das Werk „*Britannia elucidata: a political survey of Britain: Being a Series of Reflections on the Situation, Lands, Inhabitants, Revenues, Colonies, and Commerce, of this Island*“ war 1755 von dem schottischen Autor John Campbell angezeigt worden<sup>352</sup> und offenbar versuchte Anna Vandenhoeck, das angekündigte Buch zu bestellen, um es dann übersetzen zu lassen. Tatsächlich erschien „*A political survey of Britain*“ erst 1774 im Selbstverlag des Autors, sodass Anna Vandenhoeck das Werk wohl niemals erhalten hat. Am 24. November des gleichen Jahres (1755) schrieb Michaelis erneut in Sachen Anna Vandenhoeck an Best:

„Den Vorschlag wegen des Ellis acceptire vor die Mad. Van den Hoeck gehorsahmst, falls die Kupfer gratis zu erhalten sind: bitte auch, auf [...]ung der Mad. v. d. Hoeck das Buch selbst an mich zu übersenden, damit ein Anfang mit der Übersetzung gemacht werden könne. Sie ist zwar jetzt verreist: allein der Vorschlag ist so [wasi?]-table, daß der Ladendiener auch bittet, ihr in die Sache [?]seine Principalie anzu[...]nicht lesbar, Fleck]. Sobald sie wieder da ist, wird sie mir au[Fleck] , ihr Dankbarkeit gegen Ew. Wohlgeb. zu [Fleck] [...].“<sup>353</sup>

Leider wird aus obigem Zitat nicht ersichtlich, auf welches Buch sich Michaelis hier bezieht; die Übersetzung „*Reise nach Hudson’s Meerbusen*“ von Henry Ellis war bereits 1750 bei Vandenhoeck veröffentlicht worden. Möglicherweise handelt es sich um ein neues Buch von Ellis: „*Considerations on the great advantages: which would arise from the discovery of the North West Passage, and a clear account of the most practicable method for attempting that discovery. By Capt. Henry Ellis*“, London 1750. Eine Übersetzung ist allerdings nicht mehr nachzuweisen.

Erneut fungierte J. D. Michaelis als Vermittler zwischen Best in London und Anna Vandenhoeck in Göttingen. Ob Michaelis auch derjenige war, der sie auf die entsprechenden Bücher aufmerksam gemacht hatte, ist ungewiss. Die Briefe an und von Haller deuten darauf hin, dass die Verlegerin auf Hinweise anderer angewiesen war. Ihr selbst war es aufgrund ihres mangelnden Lesevermögens vermutlich nicht möglich, die entsprechenden Zeitschriften selbst durchzusehen und nach geeigneten Büchern Ausschau zu halten. Auch beim Briefverkehr mit „offiziellen“ Stellen überließ sie es offenbar lieber Gelehrten, ihre Anliegen vorzutragen. So kommunizierte Haller mit Münchhausen, Michaelis mit Best, Anna Vandenhoeck selbst aber nur mit den Göttinger Professoren, die sie persönlich kannte. Aus diesen Verhältnissen lässt sich eine gewisse Abhängigkeit Anna Vandenhoecks von ihren gelehrten Kontaktpersonen und Fürsprechern deuten. Möglicherweise wusste sie jedoch

<sup>352</sup> Dies berichtet Eobald Toze in *Der gegenwärtige Zustand von Europa, worin die natürliche und politische Beschaffenheit der Europäischen Reiche und Staaten aus bewährten Nachrichten beschrieben wird*, Wismar (u. a.): Berger 1767, S. 669.

<sup>353</sup> Johann David Michaelis an Wilhelm Best, 24.11.1754, Hauptstaatsarchiv Hannover, Hann. 92 XXXIV, II Nr. 3c, Mikrofiche 114313/114314.

einfach nur geschickt ihre Kontakte zu nutzen, um den größtmöglichen Erfolg zu erzielen. Es war in jeder Hinsicht von Vorteil, einen bekannten Gelehrten ihr Anliegen vorbringen zu lassen. Diesem wurde von vorneherein nicht nur ein gewisser Respekt entgegengebracht, der verhinderte, dass das Anliegen sofort abgewiesen wurde, auch seine persönliche Bekanntschaft mit dem Adressaten war ein großer Pluspunkt. Ging es um einen Gefallen, um den sie einen ihr persönlich nicht Bekannten bitten musste, war der Umweg über einen entsprechenden Vermittler sicherlich der erfolversprechendere. Dass die Verlegerin im Notfall aber auch allein mit der Obrigkeit verhandelte, zeigt ihr Kampf um den Verlag 1753.<sup>354</sup>

#### 2.2.4 Zwischenfazit

Die Untersuchungen zu Anna Vandenhoeck lassen drei wichtige Schlüsse zu. Zunächst ist deutlich geworden, dass die Bedeutung der Reformierten Gemeinde Göttingen für den Buchhandel und den Verlag der Vandenhoecks unterschätzt wurde. Diese kleine Gemeinschaft war verantwortlich für wichtige Kontakte zwischen dem Verlegerehepaar und der Göttinger Gelehrtenwelt; so hatte die bis zu dessen Tod anhaltende Verbindung zu Albrecht von Haller hier ihren Ursprung. Haller setzte sich während seiner Zeit in Göttingen immer wieder für die Vandenhoecks ein und vermittelte ihnen Werke, deren Übersetzungen das wirtschaftliche Überleben des Verlags sicherten. Auch andere Gelehrte, die der Reformierten Gemeinde angehörten, ließen ihre Werke bei Vandenhoeck verlegen. Nicht zuletzt mag der Rückhalt durch die Gemeinde, innerhalb derer die gemeinsam ausgeübte Religion bei der Überwindung von Standes- und Sprachgrenzen half, der Grund dafür gewesen sein, dass Abraham und Anna Vandenhoeck trotz vieler Widrigkeiten in den ersten Jahren in Göttingen blieben und für ihr Geschäft kämpften. Anna Vandenhoeck dankte der Gemeinde durch eine großzügige Erbschaft, die für eine große Verbundenheit und ein ebensolches Vertrauen spricht.

Zudem zeigt sich ein deutlicher Wandel in der Geschäftspolitik und damit im Wesen der Firma Vandenhoeck. Als Anna Vandenhoeck 1750 nach dem Tod ihres Mannes die Führung des Verlags, des Buchhandels und zunächst auch der Druckerei übernahm, konnte sie die Geschäfte nicht in gleicher Weise weiterführen. Abraham Vandenhoeck war ein international vernetzter Händler gewesen, dessen besondere Kompetenz in der Beschaffung fremdsprachiger Literatur gelegen hatte. Dafür hatte er immer wieder Reisen unternommen, nicht nur zur Leipziger Messe, sondern auch nach Holland oder England, wo er direkte Kontakte zu ortsansässigen Buchhändlern gepflegt hatte. Seiner Witwe jedoch war dieses Vorgehen nicht möglich, denn für eine Frau war es undenkbar, allein Handelsreisen zu unternehmen. Ihr Angestellter Ruprecht konnte zwar die Reisen zur Messe übernehmen, besaß aber weder die Fremdsprachenkenntnisse noch die Erfahrung, um auf internationaler Ebene zu agieren. Auch eine schriftliche Korrespondenz war schwer möglich,

---

<sup>354</sup> Siehe auf S. 84 ff. zitierten Brief an Haller vom 12.12.1753.

denn Anna Vandenhoeck konnte zwar Englisch sprechen, aber offenbar nicht schreiben. Ihre Angestellten wiederum, die ihr bei der Erledigung der deutschen Korrespondenz halfen, waren des Englischen nicht mächtig. Damit war ein Aufrechterhalten bestehender Kontakte ins Ausland de facto unmöglich. Ihr blieben daher nur zwei Möglichkeiten, um an fremdsprachige Bücher zum Direktverkauf oder zur Übersetzung zu gelangen: Zum einen musste sie auf die Leipziger Messe hoffen, auf der sowohl Bücher aus dem europäischen Ausland als auch zunehmend die günstigeren deutschen Nachdrucke gehandelt wurden. Anhand des Kataloges von 1784–1794 lässt sich nachvollziehen, dass auf diesem Wege eine beträchtliche Zahl an englischsprachigen Werken den Weg nach Göttingen fand. Bei Büchern jedoch, die sie nicht als Original verkaufen, sondern in einer Übersetzung herausbringen wollte, konnte sie nicht warten, bis das Werk auf der Messe in Leipzig gehandelt wurde. So blieb ihr als zweite Möglichkeit, sich möglichst bald nach der Veröffentlichung des Originals ein Privileg zu besorgen und eine Übersetzung in Auftrag zu geben, damit ihr nicht ein anderer Verleger zuvorkam. Dies konnte nur gelingen, wenn das Original auf schnellstem Wege aus dem Ausland nach Göttingen gelangte. Da ihr andere Wege versperrt waren, versuchte Anna Vandenhoeck die offiziellen Wege über Hannover und die Deutsche Kanzlei in London zu nutzen. Die durch die Personalunion entstandene enge Verbindung zwischen London und Hannover ermöglichte einen schnellen Transport von gewünschten Büchern mit der diplomatischen Post.

Während die Aufrechterhaltung der „Kernkompetenz fremdsprachige Literatur“ schwerfiel und letztendlich auch nicht glückte, konnte sich der Verlag Abraham Vandenhoecks unter Leitung der Witwe und Assistenz des ehemaligen Lehrlings aber auf dem deutschen Markt etablieren. Das Verhältnis zu den Göttinger Gelehrten, das zu Abraham Vandenhoecks Zeiten recht zwiespältig gewesen war, verbesserte sich augenscheinlich, obwohl die Konkurrenz in Göttingen – besonders durch Johann Christian Dieterich – weiter zunahm. Dazu dürfte nicht zuletzt beigetragen haben, dass Anna Vandenhoeck sich nach dem Tod ihres Mannes weitaus besser in das Universitätsumfeld integrieren konnte. Sie pflegte ihre persönlichen Kontakte zu Gelehrten wie Haller und Michaelis, war aber auch mit einigen Ehefrauen der Gelehrten gut bekannt.<sup>355</sup> Indem sie diese Kontakte besser zu nutzen wusste als ihr Gatte, rückte sie den Buchhandel näher an die Gelehrtenwelt heran und setzte auf Kooperation statt Konfrontation. Gerade in einer Zeit des sich stark verändernden Buchmarktes, in der es zunehmend zu Unstimmigkeiten und Auseinandersetzungen

---

<sup>355</sup> Ein weiterer Faktor war möglicherweise auch, dass der Verlag mit zunehmendem Engagement Ruprechts einen weniger „fremdländischen“ Anstrich bekam. Abraham Vandenhoeck hatten viele Göttinger nie ganz über den Weg getraut; er war ein holländischer Händler gewesen, der den deutschen Buchmarkt nicht gut kannte, und der sein Bestreben, mit dem Buchhandel, -druck und -verlag schlicht Geld zu verdienen, vielleicht zu offensichtlich gezeigt hatte. Ruprecht dagegen hatte eine gute Schulbildung erhalten, war mit Professor Gesner entfernt verwandt und hatte ganz offensichtlich ein gutes Verhältnis nicht nur zu anderen Buchhändlern und Verlegern, sondern auch zur gelehrten Kundschaft.



zwischen Verlegern und Autoren kam, gelang es ihr, die Gegebenheiten und die Infrastruktur im Umfeld der durch die Personalunion geprägten Universität Göttingen zu ihrem Vorteil zu nutzen.

In den obigen Ausführungen ist deutlich geworden, dass Anna Vandenhoeck ihre Rolle sowohl als Ehefrau als auch als Witwe bewusst nutzte, um dem Verlag Vorteile zu verschaffen. Ihre Einbindung ins Geschäft zu Abraham Vandenhoecks Lebzeiten wurde bisher unterschätzt. Es hat sich gezeigt, dass sie während seiner Abwesenheit zumindest für die Buchhandlung verantwortlich war, die Aufsicht über die Angestellten hatte und diesen als Ansprechpartner diente. Anna Vandenhoeck wusste sich in der männlich dominierten Geschäftswelt des 18. Jahrhunderts gut durchzusetzen und ihre Einflussmöglichkeiten geschickt zu nutzen. Sie folgte zunächst der weiblichen Rollenerwartung, bei Problemen männliche Hilfe zu suchen. Wie die Beispiele gezeigt haben, waren diese „Hilfsgesuche“ teilweise aber nicht mehr als eine Rückversicherung pro forma; tatsächlich erwartete sie lediglich eine Bestätigung der von ihr bereits getroffenen Entscheidung. Sie nutzte somit ihre eigenen Entscheidungsmöglichkeiten aus, trug diese aber möglichst wenig nach außen. Eine Instrumentalisierung von Geschlechterdifferenzen zur Durchsetzung eigener Interessen hat Christine Werkstetter auch bei anderen Handwerkerfrauen und -witwen entdecken können.<sup>356</sup> Sie schreibt abschließend:

„Männer und – in keineswegs geringerem Umfang – Frauen konstruierten und reproduzierten ‚Geschlecht‘ auf dem Handlungsfeld Arbeit. Frauen wußten sowohl um ihre realen Handlungsfähigkeiten als auch um das Theorem der ‚weiblichen Schwäche‘ – mit beidem agierten sie sehr bewußt und zielgerichtet.“<sup>357</sup>

Anna Vandenhoeck nutzte ihre Rolle als schutzbedürftige Witwe geschickt, um einflussreiche Bekannte in ihrem Sinne agieren zu lassen. Tätigkeiten wie das Aufspüren von lohnenden englischen Werken, die sie gewinnbringend in Übersetzung herausbringen konnte, überließ sie Gelehrten wie Albrecht von Haller, da sie selbst nicht über die notwendigen Fähigkeiten und Mittel verfügte. Auch im Kontakt mit im Dienste der Regierung stehenden Personen wie Münchhausen oder Best nutzte sie nach Möglichkeit Bekannte wie Michaelis als Vermittler, die aufgrund ihrer Position ein für die Verlegerin besseres Ergebnis erzielen konnten. Gleichzeitig zeigte sich, dass sie sowohl mit Geschäftspartnern wie Übersetzern und Kupferstechern als auch – wenn es sein musste – mit der Königlichen Regierung selbst verhandeln und ihre Interessen bestmöglich durchsetzen konnte.

Innerhalb des literarischen Feldes nahm Anna Vandenhoeck eine schwache Position ein, da sie weder über institutionalisierte Bildung verfügte noch Mitglied einer gelehrten Familie war. Vielmehr lebte und arbeitete sie – ähnlich wie ihr Ehemann – nach den Regeln des ökonomischen Feldes, innerhalb dessen finanzieller

<sup>356</sup> Werkstetter, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk*, S. 483 f.

<sup>357</sup> Ebd. S. 507.

Erfolg eine hohe gesellschaftliche Position bedeutete. Interessanterweise scheint dies – anders als im literarischen Feld, das Bourdieu als Teil des Feldes der kulturellen Produktion ja auch als „economic world reversed“ bezeichnet<sup>358</sup> – auch weitestgehend für weibliche Mitglieder gegolten zu haben. Anna Vandenhoeck zumindest wurde als Geschäftsfrau allgemein anerkannt, auch wenn sie nicht in allen Belangen so agieren konnte, wie es einem männlichen Geschäftsführer möglich gewesen wäre. Bezüglich ihrer Position im sozialen Raum ergibt sich je nach Betrachtungsweise ein unterschiedliches Bild: Nach den Maßstäben des ökonomischen Feldes nahm sie aufgrund ihrer geschäftlichen Erfolge eine relativ hohe Position ein, die sie vor allem ihrer eigenen Arbeit verdankte und die sie im Laufe ihres Lebens sogar verbessern konnte. In den Augen ihrer gelehrten „Partner“, die nach den Maßstäben des literarischen Feldes urteilten, hatte sie dagegen eine relativ niedrige Position inne: Zu der grundsätzlich schwachen Stellung alleinstehender Frauen kam ihre niedere, „bildungsferne“ Herkunft, die sie vom Bildungsbürgertum unterschied.

Anna Vandenhoeck wusste diese Diskrepanz geschickt zu nutzen: Sie gab sich einzelnen Gelehrten gegenüber hilfsbedürftig und nahm deren Unterstützung gern an. Genauso konnte sie aber – wenn nötig – ihre Belange selbst vertreten und durch kluge geschäftliche Schachzüge sowie durch die erforderliche Durchsetzungskraft ihren Verlag mit Gewinn führen.

Ihre niedrige Position im literarischen Feld hatte auf ihre Arbeit als Buchhändlerin und Verlegerin kaum negativen Einfluss, vielmehr scheint Anna Vandenhoecks verhältnismäßig hohe Position im ökonomischen Feld im gelehrten Umfeld der Universität durchaus anerkannt und respektiert worden zu sein. Das Ansehen Anna Vandenhoecks stieg mit zunehmendem Erfolg ihrer Firma, die sich zum Zeitpunkt ihres Todes zu einem der erfolgreichsten deutschen Verlage entwickelt hatte.

## 2.3 Johann Christian Dieterich (1722–1800)

Anna Vandenhoeck bekam ab 1765 mit dem Verlag Johann Christian Dieterichs einen großen Konkurrenten, der sich im Laufe der Zeit zu einem der wichtigsten Verlage der Aufklärung entwickelte. Da der Verlag ab Mitte des 19. Jahrhunderts allerdings aus dem Familienbesitz in wechselnde Hände übergang und an Bedeutung verlor, ist das Interesse der Forschung lange gering gewesen. Dazu trug sicherlich auch bei, dass das Verlagsarchiv nicht mehr existiert. Ulrich Joost veröffentlichte 1984 den Briefwechsel zwischen Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg,<sup>359</sup> der eine wichtige Quellensammlung darstellt. Im Bereich der Sekundärliteratur widmete sich jedoch erst Elisabeth Willnat in ihrer 1993 erschienenen Monografie<sup>360</sup> ausführlich der Verlagsgeschichte. Diese Arbeit und insbesondere der beigelegte

<sup>358</sup> Bourdieu, *The Field of Cultural Production*, S. 29 ff.

<sup>359</sup> Ulrich Joost (Hrsg.), *Der Briefwechsel zwischen Johann Christian Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984.

<sup>360</sup> Willnat, *Dieterich*.

umfangreiche Katalog mit den Verlagswerken mitsamt ausführlicher tabellarischer Auswertung stellen wichtige Grundlagen für die vorliegende Untersuchung dar. Darüber hinaus finden sich im Briefwechsel, und zum Teil auch in den Sudelbüchern, Georg Christoph Lichtenbergs hilfreiche Hinweise zu Dieterichs Persönlichkeit, seiner unternehmerischen Führungskultur und seiner Beziehung zu Lichtenberg und anderen Mitgliedern der Göttinger Gelehrtenwelt.

Dieterichs Verlag und der Verkauf von englischen Originalen und Übersetzungen sowie die Kooperation mit Göttinger anglophilen Gelehrten werden im Folgenden ausführlicher beleuchtet. Durch sein enges Verhältnis zu G. Chr. Lichtenberg wird der Frage nachgegangen, welche Folgen diese Freundschaft nicht nur für Johann Christian Dieterichs Rolle im britisch-deutschen Kulturtransfer, sondern auch für seine Position im sozialen Raum hatte, und welche Strategien er bei der Zusammenarbeit mit seinen gelehrten Autoren anwandte.

### 2.3.1 Herkunft und Anwerbung nach Göttingen

„Sie werden in ihm einen etwas flatterhaften 3 oder 64iger antreffen, der noch immer dem Frauenzimmer gefällt, aber dabei einen redlichen Kerl, der noch alle die Tätigkeit eines 21gers besitzt, voller Feuer, und bei dem man nicht vergessen muß, daß er, wo ich nicht irre, bis in sein etliche 30tes Jahr Seidenhändler war, der gar keine Erziehung genossen und doch jetzt in die besten Gesellschaften, selbst an die Tafel der Prinzen gezogen wird, wenn die andern Buchhändler hier mit den Buchbindern in einer Klasse stehen. Mit einem Wort ich bedauere es oft, daß Dieterich nicht früher in die rechten Hände gefallen ist. Es hätte etwas aus ihm werden können.“<sup>361</sup>

Diese Beschreibung des Göttinger Buchhändlers Johann Christian Dieterich, die von seinem Freund und Autor Georg Christoph Lichtenberg stammt, sagt viel über die Person des Buchhändlers, aber auch über die Ansichten Lichtenbergs und das Verhältnis zwischen beiden aus. Zunächst berichtet Lichtenberg, dass Dieterich den Beruf des Buchhändlers verhältnismäßig spät ergriff und quasi vom Seidenhändler „umschulte“. Er sei damals bereits über 30 Jahre gewesen, so Lichtenberg. Tatsächlich trat Dieterich mit 27 in die Mevius'sche Buchhandlung in Gotha ein, vermutlich als Lehrling. Geboren in Stendal, am 15. Mai 1722, war er der Sohn eines Goldschmiedes, arbeitete selbst zunächst als Seidenhändler und führte in Berlin wohl auch ein eigenes Geschäft.<sup>362</sup> Warum er den Beruf wechselte, ist nicht bekannt. Drei Jahre nach Beginn seiner Arbeit bei Johann Paul Mevius im Jahr 1749 heiratete er dessen Tochter Christiane Elisabeth Dorothea (1735–1805) und eröffnete sich damit die Perspektive, die Buchhandlung später zu übernehmen. Tatsächlich übernahm er 1762 nach dem Tode von Johann Paul Mevius die Geschäftsführung.<sup>363</sup>

<sup>361</sup> Georg Christoph Lichtenberg an Franz Ferdinand Wolff, Göttingen, 22.04.1787. Leitzmann/Schüddekopf, *Lichtenbergs Briefe*, Bd. 2 (1782–1789), Nr. 503.

<sup>362</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 16.

<sup>363</sup> Ebd. S. 17 f.

Wenn Lichtenberg schreibt, Dieterich habe „gar keine Erziehung genossen“, so bezieht er sich auf eine weiterführende Bildung, die dem Buchhändler Zugang zu Gelehrtenkreisen sowie den gesellschaftlichen Umgang mit den „höheren“ Gesellschaftsschichten ermöglicht hätte. Eine grundlegende Bildung hat Dieterich sicherlich erhalten, denn er war durchaus des Lesens und Schreibens mächtig, auch wenn er, wie man aus anderen Schriftzeugnissen Lichtenbergs erfährt, nicht immer eine grammatisch korrekte Ausdrucksweise benutzte. So parodierte Lichtenberg ihn in einem Brief:

„Mich fällt soeben ein, da ich mir an gestern Abend erinnere, Dich zu sagen, daß der Huhn in der Gelee und ich ausser derselben diesen Abend würcklich zu Dich kommen werden, wo mich die Ehre Deines Zuspruchs ausgebitt haben will.“<sup>364</sup>

Ulrich Joost hat die Sprache Dieterichs in seinen Briefen an Ludwig Christian Lichtenberg studiert und festgestellt, dass der Buchhändler „über einen für seine Herkunft und seinen Stand nicht gewöhnlichen Wortschatz“ verfügte.<sup>365</sup> So sei sein schriftlicher Stil „unverkennbar durch die Sprache der Lutherbibel bestimmt“<sup>366</sup> und stark von der Handelssprache geprägt. Auch der Einfluss der altmärkischen Mundart sei deutlich zu erkennen. Während die Abweichungen in der Rechtschreibung häufig in seinem Dialekt begründet seien, „könnten die Abweichungen von der korrekten Morphologie [z. B. falsche Kasusbildungen] eher sozial zu erklären sein“.<sup>367</sup>

Zweifelsohne zeigte sich Dieterich schon in seinen Jahren als Geschäftsführer in Gotha als äußerst geschäftstüchtig und erweiterte das Verlagsprogramm unter anderem um den äußerst erfolgreichen *Gothaischen Hof-Kalender*.<sup>368</sup> Dadurch geriet Dieterich bereits 1764 ins Blickfeld der Hannoverschen Regierung, die einen weiteren erfolgreichen Buchhändler nach Göttingen anwerben wollte, um die Konkurrenz vor Ort zu beleben. Ulrich Joost vermutet Johann Stephan Pütter, Göttinger Jurist, als treibende Kraft hinter der Anwerbung. Er habe Dieterich wahrscheinlich 1762/63 in Gotha kennengelernt hatte, als Pütter dort die herzoglichen Prinzen unterrichtete.<sup>369</sup>

Dieterichs Göttinger Buchhändler-Kollegin Anna Vandenhoeck (vgl. Kapitel 2.2) wehrte sich mit allen Kräften dagegen, konnte jedoch nicht verhindern, dass ihm im August 1765 das Privileg als Universitätsbuchhändler ausgestellt wurde.<sup>370</sup>

<sup>364</sup> Georg Christoph Lichtenberg an Johann Christian Dieterich, vor 23.8.1774. Joost/Schöne, *Briefwechsel Lichtenberg*, Bd. 1 (1765–1779), S. 467 (Nr. 258).

<sup>365</sup> Ulrich Joost, „Einleitung“, in: Ulrich Joost (Hrsg.), *Der Briefwechsel zwischen Johann Christian Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984, S. 7-16, hier S. 14.

<sup>366</sup> Joost, „Einleitung“, S. 14.

<sup>367</sup> Ebd. S. 15 f.

<sup>368</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 18.

<sup>369</sup> Joost, „Einleitung“, S. 8.

<sup>370</sup> UniA Gö, Kur. 8525 (8c 28), Bl. 55 und 58.

Im folgenden Jahr begann er mit der Einrichtung seines Buchladens und des Verlags, 1772 gesellte sich seine eigene Druckerei hinzu. Dazu schrieb Gerlach Adolph von Münchhausen, Kurator der Universität Göttingen, Mitte 1769 an Großvoigt Behr:

„Der zu Göttingen befindliche Buchhändler Dieterich hat sich endlich erklärt, den Verlag zu übernehmen, und zu gleicher Zeit den Vorsatz gefaßt, weil das Werck unter den Augen des besagten Geheimten Justiz-Rahts [Gebauer, K. E.] gedrucket werden muß, eine neue Druckery zu Göttingen anzulegen; Verlanget aber einen Vorschuß von 4 000 [Thalern] dergestalt, daß er solchen zinsfrey 4. Jahr genieße und nach dem Ablauf jährlich 5 000 [Thalern] am Capital abtrage. [...]

Also würde andre theils die Anlegung einer neuen Buchdruckerey sehr nützlich seyn, da ein guter Theil derer von Göttingischen Gelehrten abgefaßten Schriften noch immer anderwärts gedrucket werde, mithin dem Lande die Nahrung entgehet, welche durch den Druck, und noch mehr durch das dabey nöthige Papier, andern Gegenden zugewandt wird.

Wir müßen ferner den Buchhändler Dieterich das Zeugnis geben, daß er ein betriebsamer, kluger Mann zu seyn scheint, von dem etwas gutes zu hoffen ist. Und ob gleich freilich der Verlag eines so ansehnlichen Wercks, bey den erforderlichen honoraria und andern Kosten, niemahls ohne einige risque ist; auch die Anlegung einer vollständigen Druckerey ein ansehnliches Capital erfordert: So lehret dennoch auch die Erfahrung, daß eine mit einem Buch-Handel combinierte Druckerey viele Vorzüge habe, indem alsdem derselben beständig Arbeit geschaffet werden kann; dahingegen andere Druckereyen, welche nicht immer gewis beschäftigt sind, das erworbene oft zur Unterhaltung der Gesellen wiederum zusetzen müßen und eben deswegen selten zu völliger Aufnahme kommen.“<sup>371</sup>

Anlass für die Einrichtung einer Druckerei war ein Werk Professor Gebauers, der den Druck gern überwachen und daher nicht in einer auswärtigen Druckerei drucken lassen wollte. Allgemein, so Münchhausen, würden die Arbeiten der Göttinger Gelehrten häufig anderswo gedruckt. Offenbar geschah dies nicht aufgrund mangelnder Kapazitäten der Göttinger Druckereien, denn Münchhausen beschreibt diese als mitunter nicht ausgelastet. Er sehe schlicht einen Vorteil darin, einen Verlag und eine Druckerei gleichzeitig zu betreiben, da durch den Verlag permanent neue Aufträge für die Druckerei entstünden. Seine Argumente überzeugten offenbar: Der von Dieterich gewünschte Vorschuss wurde ihm am 12. September 1769 zu den geforderten Konditionen gewährt. Im Laufe der folgenden zwei Jahrzehnte konnte Dieterich seinen Verlag und die Druckerei weiter vergrößern und zu einem florierenden Unternehmen entwickeln. Einen Eindruck von der Druckerei gut 25

<sup>371</sup> Gerlach Adolph von Münchhausen an Großvoigt Behr, 29.08.1769. Hauptstaatsarchiv Hannover, Hann. 92 XXXIV, II Nr. 3c.

Jahre später vermittelt die Beschreibung des englischen Studenten Charles Henry Parry, der 1799 in einem Brief an seine Eltern berichtet:

„I have lately become acquainted with many parts of Dieterichs immense house, which I had never before seen. Enquiring one day, after his Factor, or principal man, I was shewn into an immense Room, of whose existence I had had no idea, in which 30 or 40 men were engaged in the various processes of printing. He is a publisher on a large scale & though the sale of Books is slow at Göttingen, makes large profits from his Transactions at the Leipsic & Frankfort Fairs.“<sup>372</sup>

### 2.3.2 Englische Verlags- und Sortimentsartikel

In seinem Sortimentsbuchhandel setzte Dieterich von Anfang an neben deutschsprachiger auch auf ausländische Literatur. Bereits bei den Verhandlungen mit der Hannoverschen Regierung, seine Ansiedlung in Göttingen betreffend, warb er mit dieser Stärke.<sup>373</sup> Tatsächlich machten ausländische Werke etwa 50 % seiner Sortimentsartikel aus. Der Titel „Wöchentliche Anzeige der neuesten deutschen, englischen, französischen, holländischen, italienischen... Bücher“, mit denen er seine durchschnittlich 20 neuen Werke pro Woche vorstellte, darf zwar nicht so gedeutet werden, dass die englischen Werke die zahlenmäßig stärkste Gruppe unter den ausländischen Büchern ausgemacht hätten, denn es handelt sich hierbei lediglich um eine alphabetische Aufzählung. So findet sich beispielsweise in den Anzeigen von 1770 im gesamten Jahr kein einziger englischsprachiger Titel.<sup>374</sup> Dass Dieterich aber auch englische Titel vertrieb, beweist ein Bericht über eine Unstimmigkeit mit der Universitätsbibliothek im Jahr 1768. Dieterich, der die Bibliothek seit 1766 – wenn auch nicht allein – belieferte,<sup>375</sup> hatte ungefragt eine Reihe von englischen Büchern geliefert und diese in Rechnung gestellt. Die Hannoversche Regierung, in diesem Fall Münchhausen, bezahlte zwar, wies jedoch den Leiter der Bibliothek Heyne an, solche Lieferungen in Zukunft zu vermeiden, da man englische Bücher auf anderem Wege „vorteilhafter“ bekommen könne.<sup>376</sup> Dabei bezog sich Münchhausen vermutlich auf die offiziellen Regierungs-Postwege zwischen London und Hannover, die für den Transport der Bücher für die Universitätsbibliothek genutzt wurden. Die-

<sup>372</sup> Charles Henry Parry an Sarah und Caleb Hillier Parry, Göttingen, 29.12.1799. Bodleian Library Oxford, MSS. Eng. misc. d.609.

<sup>373</sup> UniA Gö, Kur. 8525 (8c 28), Bl. 56 f. (Abschrift).

<sup>374</sup> *Wöchentliche Anzeige der neuesten deutschen, englischen, französischen, holländischen, italienischen etc. Bücher, Landcharten, Music, Kupferstiche usw.: wobey nebst dem Formate, dem Verleger und dem Druckorte, zugleich die Preise angezeigt sind, wofür jedes von dem Verleger selbst verkauft wird.* Dritter Jahrgang. Gotha, Göttingen: Dieterich 1770. Lediglich ein lateinisches Werk mit Verlagsort London ist in den Ausgaben von 1770 angegeben. Ansonsten finden sich neben den über 400 französischen Titeln noch 3 italienische.

<sup>375</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 25.

<sup>376</sup> Archiv der Universitätsbibliothek Göttingen, A 6a 12., zitiert nach Willnat, *Dieterich*, S. 25.

terich hingegen tauschte seine Werke, wie für damalige Buchhändler üblich, auf der Messe in Leipzig, die er persönlich besuchte.<sup>377</sup>

Elisabeth Willnat stellt in ihrer Dissertation „Johann Christian Dieterich. Ein Verlagsbuchhändler und Drucker in der Zeit der Aufklärung“ eine Vielzahl von Tabellen zur Verfügung, von denen eine auch über die Anzahl der Sprachen und Übersetzungen an den Verlagswerken Auskunft gibt.<sup>378</sup> Daraus wird deutlich, dass der überwiegende Anteil der Veröffentlichungen deutschsprachig war (436 Titel), gefolgt – mit großem Abstand – von lateinischen Werken (157 Titel). Auf dem dritten und vierten Platz folgen 14 französische Titel und 5 englische.<sup>379</sup> Dabei handelt es sich um:

- [Sterne, Laurence:] *A sentimental Journey through France and Italy. By Mr. Yorick. In two Books* (1779).
- *The works of the English poets. With prefaces, biographical and critical, bey Samuel Johnson. Volume 1-2.* (1784). [Milton]<sup>380</sup>
- Emmert, Johann Heinrich: *the theatre: or, a selection of easy plays, to facilitate the study of the English language. Vol. 1.* (1789).
- *The British stage or a selection of comedies from modern dramatic writers published by Lewis Lentin. Vol. 1.* 1793.

Es ist zu vermuten, dass es sich bei Lewis Lentin um die englische Namensvariation von August Gottfried Ludwig Lentin (1764–1823), der weiter unten auch als Übersetzer genannt wird, handelt. Lentin war Chemiker und später Salzinspektor in Salzhelden und von 1795 bis 1801 Privatdozent für Chemie an der Universität Göttingen.<sup>381</sup> Die Vermutung, dass es sich um die gleiche Person handelt, liegt nahe, da ein anderer Gelehrter desselben Namens in Göttingen nicht zu finden ist. Ungeöhnlich ist die Themenwahl, da Lentin ansonsten fast ausschließlich Abhandlungen und Werke innerhalb seines Fachgebietes veröffentlichte (eine Ausnahme bildet die Übersetzung von „*The history of the campaign of 1796 in Germany and Italy*“ (1796)). Da Lentin sich allerdings selbst eine Zeitlang in England und Wales aufhielt,<sup>382</sup> um die dortige Kupferindustrie näher zu studieren, kam er möglicherweise dort in Kontakt mit der zeitgenössischen englischen Komödie und entschied sich daraufhin, eine Auswahl bei Dieterich zu veröffentlichen.

<sup>377</sup> Ulrich Joost (Hrsg.), *Mein scharmantest Geldmännchen: Gottfried August Bürgers Briefwechsel mit seinem Verleger Dieterich*, Göttingen: Wallstein 1988, Nr. 22 und 24.

<sup>378</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 225, Tabelle 5.

<sup>379</sup> Willnat zählt entweder die zwei Bücher von Sternes „*Sentimental Journey*“ oder die zwei Bände der „*Works of the English poets*“ als gesonderte Titel.

<sup>380</sup> Ursprünglich sollte die gesamte Sammlung nachgedruckt werden. Mangels Subskribenten kamen jedoch nur die ersten beiden Bände mit den Werken John Miltons zustande (Willnat, *Dieterich*, S. 111).

<sup>381</sup> Wilhelm Ebel, *Catalogus professorum Göttingensium: 1734–1962*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1962.

<sup>382</sup> So veröffentlichte Lentin bspw. *Briefe über die Insel Anglesea* [sic], *vorzüglich über das dasige Kupferbergwerk und die dazu gehörigen Schmelzwerke und Fabriken*, (Leipzig: Crusius 1800).

Liegt bei den Veröffentlichungen in der Originalsprache das Französische vor dem Englischen, so kehrt sich das Verhältnis bei den Übersetzungen<sup>383</sup> um. Der Dieterich'sche Verlag verlegte 12 Übersetzungen aus dem Französischen, aber 25 aus dem Englischen:

- Sammlung einiger die Bienenzucht besonders in den Churfürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen Landen betreffende Aufsätze und Nachrichten auf hohe Veranstaltung herausgegeben von Abraham Gotthelf Kästner. 1766.<sup>384</sup>
- Nachrichten von dem Portugiesischen Hofe und der Staatsverwaltung des Grafen von Oeyras, aus Originalbriefen. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig [Gotha u. Göttingen: Dieterich]. 1768.
- Narzanes, ein englischer Roman. Aus dem Engl. übersetzt. 1768.
- Leland, John: Erweis der Vortheile und Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung aus dem Religionszustand der alten heidnischen Völker, in einem deutschen Auszug mit einer Vorrede Christian Wilhelm Franz Walchs und eigenen Abhandlungen herausgegeben von Ludewig Gottlieb Crome. [Aus d. Engl.] Theil 1. 1769.
- Sammlung neuer Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen besonders der englischen in die Teutsche übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert von Johann Tobias Köhler. – Band 1, Abtheilung 1-2. 1767–1769.
- Search, Edward [d. i. Abraham Tucker]: Das Licht der Natur, von Eduard Search. Aus dem Engl. übers. von Johann Christ[ian] Polycarp Erxleben. Theil 1, Band 1-2. 1771–1772.
- [Thompson, Charles:] Regeln für unerfahrene Reuter. Aus dem Engl. 1773.
- Bryant, James: Jacob Bryant, von den Menschenopfern der Alten. Aus dem Engl. 1774.
- Magenise, Daniel: Theorie der Entzündungen aus Gründen und Erfahrungen. Aus dem Engl. übers. von Fridrich August Weber. 1776.
- Preston, William: Erläuterung der Freymäurerey. Aus dem Engl. übers. von J[ohann] H[einrich Christian] M[eyer]. 1776.
- Pringle, John: Ueber einige neue Verbesserungen der Mittel, die Gesundheit der Seeleute zu erhalten. Eine Vorlesung bey der jährl. Zusammentkunft der Königl. Societät der Wissensch. am 30. Nov. 1776.

---

<sup>383</sup> Insgesamt machten Übersetzungen 7,4 % der Verlagstitel aus.

<sup>384</sup> Dieses Werk trägt nicht den Zusatz „aus dem Engl.“, es handelt sich aber um eine Übersetzung (und Erweiterung) des 1744 erstmals in London erschienenen *Melisselogia: Or, the female monarchy. Being an enquiry into the nature, order, and government of bees, those admirable, instructive and useful insects....* von John Thorley.



- gehalten von Johann Pringle, und auf ihren Befehl herausgegeben. Aus dem Engl. übers. von [Johann Ernst] Wichmann. 1777.
- Hunter, William: Betrachtungen über die Operation der Durchschneidung der Knorpel der Schoosbeine. Nebst zwo Kupfertafeln. Aus dem Engl. von Johann Stephan Hausmann. 1783.
  - Shakespeare, William: Macbeth, ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakespear [sic]. Seinem unvergeßlichen Freunde Johann Erich Bies-ter in Berlin gewidmet von G[ottfried] A[ugust] Bürger. 1783.<sup>385</sup>
  - Münchhausen, Karl Friedrich Hieronymus Frhr. von: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abentheuer des Freyherrn von Münchhausen, wie er dieselben bey der Flasche im Cirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Aus dem Engl. nach der neuesten Ausgabe übersetzt, hier und da erweitert und mit noch mehr Kupfern gezieret [von Gottfried August Bürger] – London. 1786.<sup>386</sup>
  - Zweyte vermehrte Ausgabe. 1788.
  - Gibbon, Edward: Eduard Gibbon's historische Uebersicht des Römi-schen Rechts oder das 44ste Capitel der Geschichte des Verfalls des Römischen Reichs. Aus dem Engl. übers. und mit Anm. begleitet vom Professor [Gustav]Hugo. 1789.
  - Madame Fulhame: Versuche über die Wiederherstellung der Metalle durch Wasserstoffgas, Phosphor, Schwefel, Schwefelleber, geschwefeltes Wasserstoffgas, geposphortes Wasserstoffgas, Kohle, Licht und Säuren. Aus dem Engl. übers. von A[ugustin] G[ottfried] L[ud(e)wig] Lentin. 1789.
  - Smeathman, Henry: Heinrich Smeathman's Sendschreiben, an den Baronet Joseph Banks. Ueber die Termiten Afrika's und anderer heissen Klimate. Aus dem Engl. übers. und mit einigen Zusätzen hrsg. Mit Kupfern. 1789.
  - Cheselden, William: Anatomie des menschlichen Körpers, aus dem Engl. übersetzt von August Ferdinand Wolff, nebst einer Vorrede von J[ohann] Fr[iedrich] Blumenbach. Mit vierzig Kupfertafeln nach Vandergucht von [Ernst Ludwig] Riepenhausen. 1790.
  - Monro, Alexander, der Ältere: Versuch einer Abhandlung über vergleichende Anatomie. Aus dem Engl. übersetzt. 1790.
  - Keir, James: Versuche und Beobachtungen über die Auflösung der Metalle in Säuren und ihren Niederschlagungen nebst einer Nachricht von einem neuen zusammengesetzten sauren Auflösungsmittel, zum Gebrauch bey einigen technischen Operationen, zur Scheidung der

<sup>385</sup> Hier findet sich keine Angabe wie „aus dem Engl. übersetzt“ o. Ä.

<sup>386</sup> Die Originalzusammenstellung von Rudolf Erich Raspe war 1785 unter dem Titel *Baron Munchausen's Narrative of his Marvellous Travels and Campaigns in Russia* auf Englisch erschienen.

Metalle. Aus dem Engl. übers. von [Augustin Gottfried] Ludewig Lentin. 1791.

- Atwood, Thomas: Geschichte der Insel Dominica. Aus dem Engl. übers. und mit Anm. begleitet von George Friederich Benecke. 1795.
- Gibson, William: Abhandlung von den Krankheiten der Pferde und ihrer Heilung, Nebst dessen Anweisung über die Behandlung derselben, sowohl in Betreff der verschiedenen Fütterung als Arbeit, und einer Methode nach welcher Pferde zu purgiren, aus dem Engl. nach der zweyten verbesserten Ausg. übers. und hrsg. von Johann Georg Christoph Koch. Theil 1-2. 1780.
- Marshall, William Humphrey: Ueber das Haushaltsvieh als Pferde, Hornvieh, Schafe und Schweine und über die Vervollkommnung dieser Vieharten nach dem gegenwärtigen Verfahren in den mittelländischen Grafschaften in England. Aus dem Engl. des Herrn Wilhelm Marshall. 1793.
- [Benecke, George Friederich:] Olaudah Equiano's oder Gustav Wasa's, des Afrikaners merkwürdige Lebensgeschichte von ihm selbst geschrieben. Aus dem Englischen übersetzt. 1792.
- Hoyle, Edmond: Kurzgefaßte Anweisung zum Whistspiele, aus dem Engl. des Herrn Hoyle, nach der neuesten Ausgabe übersetzt. 1768.

Die Übersetzer der englischen Werke bestehen zu einem kleineren Teil aus Göttinger Professoren, wie Johann Christian Polycarp Erxleben (1744–1777),<sup>387</sup> Gustav Hugo (1764–1844)<sup>388</sup> und Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800).<sup>389</sup> Während Erxleben und Hugo sich mit ihrem jeweiligen Fachgebiet (Physik bzw. Rechtswissenschaft) entsprechenden Werken beschäftigten, übersetzte Kästner ein Werk zur Bienenzucht, das ihn als Mathematiker und Physiker höchstens privat interessiert haben dürfte.

Die meisten übrigen Werke, deren Übersetzer bekannt sind, wurden von „Praktikern“ ihres Fachs ins Deutsche übertragen. So übersetzten die Ärzte Friedrich August Weber (1753–1806), Johann Ernst Wichmann (1740–1802),<sup>390</sup> Johann Stephan Hausmann (1754–1784) und August Ferdinand Wolff (1768–1846)<sup>391</sup> jeweils medizinische Werke, der Chemiker August Gottfried Ludewig Lentin (s. o.) zwei

<sup>387</sup> Erxleben war ab 1771 außerord., ab 1775 ord. Professor der Physik und Tierheilkunde (vgl. Ebel, *Catalogus*).

<sup>388</sup> Hugo war ab 1788 außerord., ab 1792 ord. Professor der Rechtswissenschaft (vgl. ebd.).

<sup>389</sup> Kästner war von 1756–1800 ord. Professor der Mathematik und Physik (vgl. ebd.).

<sup>390</sup> Wichmann übersetzte mehrere englische medizinische Werke ins Deutsche. Vgl. Julius Leopold Pagel, „Wichmann, Johann Ernst“. in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 42 (1897), S. 313 [Onlinefassung], URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117336327.html#adbcontent> [09.03.2020].

<sup>391</sup> Wolff war ein Warschauer Arzt, der ab 1786 bei Kant studierte (Stanislaw Salmonowicz, „Königsberg, Thorn und Danzig. Zur Geschichte Königsbergs als Zentrum der Aufklärung“, in: Heinz Ischreyt (Hrsg.), *Zentren der Aufklärung. 2: Königsberg und Riga*, Tübingen: Niemeyer 1995 (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 16), S. 9-28, hier S. 26.).

Werke zum Thema Metalle und Johann Georg Christoph Koch, Bereiter im Königl. und Churfürstl. Marstall zu Hannover,<sup>392</sup> eine Abhandlung über Pferdekrankheiten. Georg Friedrich Benecke (1762–1844), der gleich zwei Werke für Dieterich übersetzte, war zu dieser Zeit (1792 bzw. 1795) Angestellter der Bibliothek Göttingen und erteilte außerdem britischen Studenten Deutschunterricht.<sup>393</sup> 1813 wurde er ordentlicher Professor für englische und altdeutsche Philologie.

Dieterich veröffentlichte auch eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Englische, nämlich Gottfried August Bürgers „Lenore“. Diese Ballade wurde von Johann Joachim Eschenburg (1743–1820), dem Braunschweiger Literaturhistoriker und Übersetzer zahlreicher englischer Werke, 1797 „in drei englischen Übersetzungen“ herausgegeben. Bei den Übersetzern handelte es sich um John Thomas Stanley, William Robert Spencer und Henry James Pye. Mindestens John Thomas Stanley war als britischer Student ein Schüler Eschenburgs. Obwohl er in seinem Tagebuch bemerkt „I did not learn much ... at Brunswick, though I had many masters“,<sup>394</sup> scheint er sich doch auch nach seinem Aufenthalt in Braunschweig noch intensiv mit der deutschen Sprache und Literatur auseinandergesetzt zu haben. So übersetzte er außer Bürgers „Lenore“ auch Goethes „Egmont“ und Lessings „Nathan der Weise“ (beide 1809).<sup>395</sup>

Zuletzt finden sich zwei Werke aus dem Bereich der Sprachlehre:

- Pepin, Philip: Englische und Deutsche Gespräche über nützliche und unterhaltende Materien, aus einigen der besten und neuesten Englischen Schauspiele gezogen, enthaltend die im gemeinen Leben gebräuchliche Sprachart der Hofleute, der Provinzen, der Stadtleute und anderer Classen nebst der Rang-Ordnung, und der Art die Personen in England zu tituliren: zum Gebrauch der Deutschen, welche sich befehligen, die Englische Sprache zu erlernen, und eine fließende Leichtigkeit im Sprechen zu erlangen. 1777.<sup>396</sup>
- Langstedt, Friedrich Ludwig: Vorkenntnisse und Uebungen zur Erleichterung des Studiums der englischen Sprache für Deutsche beiderley Geschlechts. 1796.<sup>397</sup>

<sup>392</sup> Matthias Rohlf (Hrsg.), *Königl. Groß-Britannischer und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer Staats-Calendar auf das Jahr 1784*, Lauenburg: Meyer/Berenbergsche Druckerey 1784, S. 32.

<sup>393</sup> Mehr zu Benecke in seiner Funktion als Deutschlehrer in: Oehler, „*Abroad at Göttingen*“, S. 212.

<sup>394</sup> Zitiert nach Andrew Wawn, „James Six and the Court of Brunswick, 1781–82“, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Kulturen*, 220 (1983), S. 241–267, hier S. 244.

<sup>395</sup> Wawn, „James Six“, S. 249. Stanleys Hofmeister James Six war noch mehr als sein Schüler mit der deutschen Literatur verbunden und übersetzte ebenfalls eine Reihe von deutschen Werken ins Englische. Andrew Wawn hat seine Zeit am Braunschweiger Hof untersucht.

<sup>396</sup> Es handelt sich hierbei um ein Lehrwerk, bei dem die englischen Texte parallel ins Deutsche übersetzt wurden.

<sup>397</sup> Langstedt verfasste auch eine Reihe von Übersetzungen bzw. verwandte englische Texte als Grundlage für seine eigenen Reisebeschreibungen. Dazu vgl. Chen Tzoref-Ashkenazi, „The Travel Writer as

Die Auswahl zeigt, dass Dieterich, obwohl als Universitätsbuchhändler in erster Linie für die wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Universitätsangehörigen zuständig, durchaus auch Literatur aus anderen Bereichen verlegte. Sowohl belletristische Literatur<sup>398</sup> als auch Ratgeber und Reisebeschreibungen finden sich unter den Übersetzungen, populäre Genres also, die vor allem außerhalb der Universität Absatz fanden – teils zur Verärgerung mancher Gelehrter.<sup>399</sup>

Für den wirtschaftlichen Erfolg seines Verlags waren diese Verkäufe aber genauso wichtig wie die wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Übersetzungen waren zudem immer günstiger als Originalwerke, besonders dann, wenn sie bspw. von Studenten oder anderen unbekanntem Übersetzern angefertigt wurden. Bekannte Gelehrte, deren Name zur Werbung für die Übersetzung taugte, konnten ein höheres Honorar verlangen – sie machen jedoch unter den für Dieterich tätigen Übersetzern nur einen kleinen Teil aus. Hier zeigt sich Dieterichs Geschäftssinn und seine Fähigkeit, die Aufgaben eines Universitätsbuchhändlers mit einem konkurrenzfähigen Buchhandel und Verlag, der aktuell gefragte Werke kostengünstig produziert, zu verbinden.

### 2.3.3 Kooperation mit Georg Christoph Lichtenberg

Georg Christoph Lichtenberg war als Physiker und Schriftsteller nicht nur eine herausragende Persönlichkeit seiner Zeit, sondern spielte auch eine immens wichtige Rolle für Johann Christian Dieterich persönlich und für seinen Verlag. Die Bekanntschaft entstand über Lichtenbergs Bruder Ludwig Christian, der ab 1765 als Archivar in Gotha arbeitete und dort Dieterich kennenlernte.<sup>400</sup> Dieterich verlegte in der folgenden Zeit zahlreiche Werke Lichtenbergs:

- Betrachtungen über einige Methoden, eine gewisse Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit beim Spiel zu heben nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen. 1770. (Antrittsvorlesung)
- Patriotischer Beytrag zur Methyologie der Deutschen, nebst einer Vorrede über das methyologische Studium überhaupt. 1773.

---

Translator. The Case of Friedrich Ludwig Langstedt (1750–1804)“, in: Alison E. Martin/Susan Pickford (Eds.), *Travel Narratives in Translation, 1750–1830. Nationalism, Ideology, Gender*, New York (et al.): Routledge 2012, S. 133-153.

<sup>398</sup> Lichtenberg empfiehlt 1785 bspw. Johann Gottwerth Müller, zu einer Einladung bei Dieterich diesem und seiner Familie Romane „als der liebe Emmerich“ als Geschenk mitzubringen (Leitzmann/Schüddekopf, *Lichtenbergs Briefe*, 2. Bd., Nr. 467). Dabei bezieht er sich auf den Roman *Emmerich, eine komische Geschichte*, aus der Reihe *Komische Romane*, die Müller ab 1784 bei Dieterich veröffentlichte.

<sup>399</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 28.

<sup>400</sup> Johann Christian Dieterich an Ludwig Christian Lichtenberg, 5.3.1799. Joost, *Briefwechsel Dieterich – L. Chr. Lichtenberg*, S. 24 (Nr. 6).

- Tobiae Mayeri ... Opera inedita.<sup>401</sup> Commentationes Societati Regiae Scientiarum oblatas, ... cum tabula selenographica complectens. 1775. (Herausgeber)
- Epistel an Tobias Göbhardt in Bamberg über eine auf Johann Christian Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmähschrift. 1776.
- Friedrich Eckhardt an den Verfasser der Bemerkungen zu seiner Epistel an Tobias Göbhardt. 1776.
- Göttinger Taschen Calender. ab 1778.
- Ueber Physiognomik, wider die Physiognome, zu Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniss. 1778.
- De nova methodo naturam ac motum fluidi electrici investigandi commentatio. 1778–79.
- Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur (Hrsg. Lichtenberg und Georg Forster). 1780–1785.
- Anfangsgründe der Naturlehre [von Erxleben] Mit Zusätzen v. G. C. Lichtenberg, 4. Auflage. 1787.
- Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten aber vollständigen Copien derselben von E[rnst Ludwig] Riepenhausen. 12 Lieferungen, Göttingen 1794–1816.
- (Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften/nach dessen Tode aus d. hinterlassenen Papieren ges. u. hrsg. von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. 1800–1806).

Nach der Rückkehr Lichtenbergs von seiner zweiten Englandreise im Jahr 1776 wurde die Beziehung auch räumlich gesehen noch enger, da Lichtenberg, der zuvor bei dem Sprachlehrer Tompson gewohnt hatte, Räume in Dieterichs Wohnhaus bezog. Bis zu seinem Tod 1799 lebte er dort und war häufiger Essensgast bei den Dieterichs. Abgesehen von der persönlichen Freundschaft herrschte auch eine enge geschäftliche Zusammenarbeit. Lichtenberg beriet Dieterich in Verlagsangelegenheiten, empfahl Manuskripte<sup>402</sup> und übernahm Lektoren- und Korrektorenarbeiten. So war er beispielsweise für die Revision der Sammlung „The works of the English poets“ von Samuel Johnson zuständig, aus der Dieterich zwei Bände günstig nachdruckte.<sup>403</sup>

Auch beriet er Dieterichs andere Autoren zuweilen in inhaltlichen Fragen. So geht zumindest Dieterichs Hausautor Gottfried August Bürger bei einem Vorschlag zu seinen „Poetischen Annalen“ davon aus, dass die Idee nicht von Dieterich selbst stammt, sondern von Lichtenberg: „Ich denke mit allernächstem hineinzukommen

---

<sup>401</sup> Lichtenberg veröffentlichte 1775 einen Band mit den von Mayer vor der Göttinger Societät gehaltenen Vorträgen; der geplante zweite Band mit Fragmenten, Notizen und Ergänzungen kam nicht mehr zustande.

<sup>402</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 110.

<sup>403</sup> Ebd. S. 111.

und deinen Einfall mit L.[ichtenberg], denn der deinige ist es doch wol nicht, weiter zu beherzigen.“<sup>404</sup> Zudem liefen viele Bücherbestellungen über Lichtenbergs Korrespondenz.<sup>405</sup> Als gut vernetzter Gelehrter vermittelte Lichtenberg Dieterich einige Großaufträge, beispielsweise den Druck der *Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen* (1777–1799).<sup>406</sup> Auch das unter Lichtenbergs und Georg Forsters Herausgeberschaft laufende „Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur“ verlegte Dieterich ab 1780.<sup>407</sup>

Lichtenbergs Interesse an englischsprachiger Literatur und seine Sprachkenntnisse waren maßgeblich für die vielfältigen Kontakte des Dieterich'schen Verlags mit England und englischen Werken verantwortlich. Auf seiner zweiten Englandreise (1774–1775), auf der Lichtenberg unter anderem Georg III. in London traf, präsentierte er dem König hochwertige Drucke aus Dieterichs Druckerei und versuchte so, ein Darlehen für die Vergrößerung der Druckerei zu erwirken.<sup>408</sup> Obwohl der König die Drucke ausdrücklich lobte, erhielt Dieterich jedoch sein Darlehen erst nach einem erneuten Bittbrief seinerseits. Mithilfe dieses Geldes konnte er 1779 das Schmahle'sche Haus erwerben.<sup>409</sup> Um die Druckerei seines Freundes voranzubringen, unternahm Lichtenberg sogar einen Versuch der „Industriespionage“, als er die überaus erfolgreiche Druckerei und Schriftgießerei Baskerville in Birmingham besichtigte. Er versuchte dort unter anderem, die Methode des Papierglättens herauszufinden und berichtete an Dieterich:

„Ich bin, gröstentheils Dir zu gefallen, nach Birmingham gereißt, [...] um Herrn Baskerville zu sprechen, der, wie ich erst dort erfuhr, schon vor einem halben Jahr und drüber begraben worden ist. Ich machte meine Aufwartung seiner Wittwe, einer vortrefflichen Frau, die die Schriftgießerey fortsetzt, allein die Druckerey fast völlig aufgegeben hat. [...] Allein aus der Art wie sie das Papier glättet, macht sie ein Geheimniß, ich bin aber nun der Sache doch viel näher gekommen, durch Fragen, die ich von der Seite gethan habe. [...] Ich habe Papier gesehen, [...] das so glatt war als ein Spiegel, von dem letzteren hat sie mir einige Bogen gegeben. Ein Stückgen davon liegt bey.“<sup>410</sup>

Aus dem bereits erwähnten Brief des Studenten Charles Henry Parry ist zu entnehmen, dass Dieterich mit Sir Richard Clayton (1745–1812)<sup>411</sup>, selbst Übersetzer

<sup>404</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 12.10.1782. Joost, *Geldmännchen*, S. 120 (Nr. 67).

<sup>405</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 111.

<sup>406</sup> Ebd. S. 108 und 194.

<sup>407</sup> Leitzmann/Schüddekopf, *Lichtenbergs Briefe*, Nr. 340.

<sup>408</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 108 f.

<sup>409</sup> Ebd. S. 109.

<sup>410</sup> Georg Christoph Lichtenberg an Johann Christian Dieterich, 13.10.1775. Joost/Schöne, *Briefwechsel Lichtenberg*, Bd. 1, Nr. 287.

<sup>411</sup> C. W. Sutton, „Clayton, Sir Richard, first baronet (1745–1828)“, rev. Myfanwy Lloyd, *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford University Press 2004, URL: <http://www.oxforddnb.com.oxforddictionaryofnationalbiography.han.sub.uni-goettingen.de/view/article/5578> [21.01.2015].

zahlreicher französischer, lateinischer und italienischer Werke, in Kontakt stand: „By the bye, Dieterich wonders much, that he has never heard from Sir Richard Clayton, announcing the arrival of the chart of Books, which according to his order, were long ago sent to England.“<sup>412</sup>

Dieterich selbst sprach kein Englisch, wie Parry an anderer Stelle berichtet: „If [...] you have any occasion to write to Dieterich, let it be in French, as he knows nothing of English“.<sup>413</sup> Die Kommunikation wird also vermutlich auch im Falle Claytons auf Französisch erfolgt sein; der Kontakt kam jedoch höchstwahrscheinlich erst durch Lichtenberg zustande.

Gleichzeitig profitierte der Gelehrte Lichtenberg jedoch auch von Dieterichs buchhändlerischen Kontakten und seinen Möglichkeiten, Verlagswerke einzutauschen: „Die vielen englischen Bücher, die ich von D[ieterich] habe, mein Hume, Shakespeare, der ganze Robertson und Priestley kosten mich gerade was sie dort auf der Stelle kosten, nicht einmal Fracht.“<sup>414</sup>

Lichtenberg war bewusst, dass eine gute Zusammenarbeit zwischen Autoren und Buchhändlern für beide Seiten essenziell war: In einer Schrift von 1776 macht er deutlich, dass aus seiner Sicht ein funktionierender Buchhandel der einzige Weg sei, die Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu fördern. Nur der Buchhandel könne den Gelehrten eine angemessene Entlohnung und natürlich Verbreitung ihrer Arbeit garantieren.

„Auch die Gelehrten werden auf diese Art ihren Endzweck sicherer erreichen, als durch den unseeligen Einfall, ihre Zeit zwischen der Bibliothek und dem Comtoir zu theilen, und ihre Bücher selbst zu verlegen und zu vertheuern oder wohl gar mit Leinöl und Kienruß im Bart selbst zu drucken.“<sup>415</sup>

Das Zitat stammt aus Lichtenbergs „Friedrich Eckhardt an den Verfasser der Bemerkungen zu seiner Epistel an Tobias Göbhardt“ von 1776, einer Satire, in der er Dieterich gegen den Büchernachdruck verteidigt. Vorangegangen war eine Schmäh-schrift Tobias Göbhardts, einem Reichsbuchhändler, die den Nachdruck zweier Werke Dieterichs rechtfertigt. Lichtenberg hatte darauf zunächst mit seiner „Epistel an Tobias Göbhardt in Bamberg über eine auf Johann Christian Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmäh-schrift“ (ebenfalls 1776) geantwortet und dort bereits Dieterich verteidigt und den Nachdruck verurteilt.<sup>416</sup> An einen Verteidiger Göbhardts wendet sich nun diese Schrift. In beiden Satiren macht Lichtenberg den Wert eines funktionierenden Buchhandels und besonders in „Friedrich Eckhardt

<sup>412</sup> Charles Henry Parry an S. und Caleb H. Parry, Göttingen, 29.12.1799. Bodleian Library Oxford, MSS. Eng. misc. d.609.

<sup>413</sup> Charles Henry Parry an S. und Caleb H. Parry, Göttingen, 07.04.1800. Bodleian Library Oxford, MSS Eng. misc. d.609, S. 117. Zitiert nach Oehler, „*Abroad at Göttingen*“, S. 233.

<sup>414</sup> Georg Christoph Lichtenberg an Carl Friedrich Hindenburg, spätestens Sommer 1779. Joost/Schöne, *Briefwechsel Lichtenberg*, Bd. 1, S. 972.

<sup>415</sup> Georg Christoph Lichtenberg, *Friedrich Eckhardt an den Verfasser der Bemerkungen zu seiner Epistel an Tobias Göbhardt*, Göttingen: Dieterich 1776, S. 22.

<sup>416</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 112.

...“ auch den Wert der Zusammenarbeit zwischen Gelehrten und Buchhändlern deutlich. Er möchte „auf diese Art den Gelehrten dazu [aufmuntern], dem ehrlichen Buchhändler sicher und schnell zu helfen, ja den Wissenschaften zum Vortheil zu arbeiten“. <sup>417</sup> Er grenzt den Gelehrten und seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen von „dem vielwissenden Geschöpf ohne Menschenverstand, das aus eilf Büchern ein zwölftes zu machen, oder das Werk eines Ausländers mit stumpfer Kohle nachzuzeichnen weiß“ ab. <sup>418</sup> Damit wendet er sich de facto gegen jegliche Art der billigen Bücher-Produktion, sei es durch Nachdruck, schlechte Übersetzungen oder das bloße Zusammenstellen von Büchern aus bereits existierenden anderen. Während das unwissende Publikum, das „Schmetterlings-Historie für Wissenschaft hält“, <sup>419</sup> Geld für solche Bücher bezahle, seien die wissenschaftlichen Werke der Gelehrten schlecht verkäuflich und daher die Gelehrten schlecht bezahlt. Einen Ausweg sieht er nur in der Zusammenarbeit mit den Buchhändlern, die er nicht, wie viele andere Autoren, als Ausbeuter sieht, sondern ihnen vielmehr „in so mancher Provinz Deutschlands“ eine Mäzen-Rolle zuweist. <sup>420</sup> Durch die Stärkung der ehrlichen (nicht-nachdruckenden) Buchhändler steige auch die Möglichkeit für die Gelehrten, mit ihrer Arbeit angemessenes Geld zu verdienen. Lichtenberg versichert, es sei nicht persönliches Interesse, das ihn zur Verteidigung Dieterichs bezeuge: „Es ist nicht Privat-Interesse, denn ich bin weder Buchhändler noch Schriftsteller, aber ein warmer Freund von beyden“. <sup>421</sup>

Seine enge Verbundenheit mit Dieterich und dessen Arbeit ließ ihn die Tätigkeit eines Verlegers anders bewerten, als die meisten Gelehrten es taten. Deren Klagen über schlechte Bezahlung waren sicherlich oft gut begründet und nachvollziehbar. Dass allerdings die Flucht in Selbstverlags- und Subskriptions-Unternehmungen nur selten die Lösung der Probleme bedeutete, <sup>422</sup> hatte Lichtenberg erkannt.

So herzlich die Freundschaft und so fruchtbar die Zusammenarbeit zwischen Dieterich und Lichtenberg war, so blieb zumindest letzterer sich doch immer der großen gesellschaftlichen Unterschiede bewusst. Dies zeigt auch das bereits erwähnte Zitat Lichtenbergs (siehe S. 95), in dem er recht gönnerhaft und herablassend über Dieterichs mangelnde Bildung schrieb. Sein Urteil, es „hätte etwas aus ihm werden können“, zeigt, dass Lichtenberg, der ein vehementer Befürworter der respektvollen Zusammenarbeit zwischen Autor und Verleger war, den Beruf des Buchhändlers und Verlegers dennoch als minderwertig erachtete. „[I]ch bedaure es oft, dass Dieterich nicht früher in die rechten Hände gefallen ist“ beweist aber auch, dass er es für möglich hielt, dass ein Kind aus ungebildeten Kreisen durch die richtige Bildung

<sup>417</sup> Lichtenberg, *Friedrich Eckhardt*, S. 19.

<sup>418</sup> Ebd. S. 21.

<sup>419</sup> Ebd.

<sup>420</sup> Ebd. S. 17.

<sup>421</sup> Georg Christoph Lichtenberg, *Epistel an Tobias Göbhardt in Bamberg über eine auf Johann Christian Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmähschrift*, Göttingen: Dieterich 1776, S. 7.

<sup>422</sup> Mehr zu diesem Thema bei Gunter Berg, „Die Selbstverlagsidee bei deutschen Autoren im 18. Jahrhundert“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Band VI, Frankfurt am Main 1966, Sp. 1371-1396.



und Erziehung zu „Höherem“ gelangen konnte. Damit demonstriert er eine grundlegend aufklärerische Geisteshaltung.<sup>423</sup>

„[A]n die Tafel der Prinzen gezogen“,<sup>424</sup> wie Lichtenberg es beschreibt, wurde Dieterich ab 1786, als die drei englischen Prinzen Ernst August, Herzog von Cumberland, damals 15 Jahre alt, August Friedrich, Herzog von Sussex, 13 Jahre, und Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, 12 Jahre, die zum Studieren an die Göttinger Universität kamen, in Dieterichs Haus untergebracht wurden. Die beiden älteren, Ernst und August, wohnten gemeinsam mit Lichtenberg in Dieterichs Wohnhaus,<sup>425</sup> dem von dem Kaufmann Christian Ludwig Schmahle (1706–1777) erbauten Haus, das Dieterich 1779 erworben hatte. Der jüngste Prinz, Adolph, und die mitgereisten Bediensteten wohnten im sogenannten „Büttnerschen Haus“,<sup>426</sup> das sich neben dem Wohnhaus befand und neben Teilen der Druckerei auch Unterkünfte für Studenten beherbergte. Dieterich hatte dieses Haus 1783 erworben und dafür, wie schon bei seinem ersten Hauskauf, ein Darlehen über 6 000 Reichstaler von der Englisch-Hannoverschen Regierung erhalten.<sup>427</sup>

Ein Grund für die Unterbringung der royalen Gäste bei Dieterich war in erster Linie die Gesellschaft Lichtenbergs, der nicht nur ein angesehener Gelehrter war und die englische Sprache beherrschte, sondern bereits viel Erfahrung in der Betreuung englischer Studenten hatte, und darüber hinaus in London die ganze königliche Familie persönlich kennenlernen durfte. Lichtenberg war der ideale Mann, um die Prinzen bei ihrer Eingewöhnung in Göttingen zu unterstützen und sie, solange sie noch nicht ausreichend Deutsch beherrschten, auf Englisch zu unterrichten.<sup>428</sup> Der Gelehrte Lichtenberg, diverse deutsche und englische adlige Studenten, die ebenfalls in Dieterichs Häusern wohnten, und nicht zuletzt die englischen Prinzen brachten Dieterich enormes Prestige ein und damit letztlich Werbung für seinen Verlag.

### 2.3.4 Kooperation mit Gottfried August Bürger

Georg Christoph Lichtenberg war nicht der einzige Schriftsteller, mit dem Dieterich neben der geschäftlichen Beziehung auch eine langjährige persönliche Freundschaft verband. Gottfried August Bürger (1747–1794), einer der Hausautoren Dieterichs, veröffentlichte 1774 seine Erfolgs-Ballade „Lenore“ in dem von Dieterich verlegten

<sup>423</sup> Vgl. zu Lichtenbergs teilweise widersprüchlichen Aussagen zur Pädagogik: Ludwig Fertig, *„Es wäre der Mühe wert zu untersuchen...“: Wenck, Merck, Lichtenberg und die Pädagogik der Aufklärung*, Darmstadt: Justus-von-Liebig-Verlag 2009, S. 53-70.

<sup>424</sup> Vgl. Zitat, S. 90.

<sup>425</sup> Leitzmann/Schüddekopf, *Lichtenbergs Briefe*, 2. Bd., Nr. 466.

<sup>426</sup> Ebd.

<sup>427</sup> Ebd. Nr. 421.

<sup>428</sup> Vgl. ebd. Nr. 493: Im Sommer 1786 unterrichtet Lichtenberg die Prinzen vier Stunden in der Woche über Euklid und zwei Stunden Physik.

„Göttinger Musenalmanach“, dessen Redaktion er 1777 übernahm,<sup>429</sup> und 1783 seine Übersetzung von Shakespeares „Macbeth“.

Bürger zeigte sich lange selbstbewusst als Autor und kritisch gegenüber Buchhändlern und Verlegern. So schreibt er bspw. 1778 an Dieterich: „Du möchtest wohl gern, wie Herr Weygand,<sup>430</sup> für den Bogen einen Ducaten gegeben und dann alles, das ganze Mspt mit Haut und Haar auf zwei Bogen geprest haben? Das ist Eüre Weise, Ihr Raubvögel!“<sup>431</sup>

Den Verlegern wirft er vor, die Autoren nicht angemessen zu entlohnen. In seinem 1777 im „Deutschen Museum“ erschienenen „Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern“, entwirft er die Vision von einer Sozietät, die den vom Büchernachdruck betroffenen Verlegern Geld zur Verfügung stellt, um die entsprechenden Bücher im Anschluss günstiger verkaufen zu können als die billigen Nachdrucke. Die verhassten Nachdrucke nämlich, so Bürger, schädigten nicht nur die Verleger selbst, sondern auch die Autoren, da sie aufgrund des ewig drohenden Schadens durch möglichen Nachdruck von vornherein mit weniger Honorar rechnen müssten: „Bisher hat wohl mancher Verleger dem armen Autor das ewige Thema vom Nachdruck entgegen geschrien, und, unter diesem Vorwande, das Honorarium bis zum schimpflichsten Trankgelde herunter gehandelt.“<sup>432</sup>

Wenn Bürger also eine Möglichkeit zur Bekämpfung des Nachdruckes entwirft, so hat er damit vor allem die Verbesserung der Situation für die Autoren im Sinn: „Mein Hauptzweck aber ist, kurz zusammen gefaßt, der: Daß jedermann, so wohl Autor als Verleger und Käufer das Seinige erhalte.“<sup>433</sup> Wobei der Autor „mit Recht obenan“ stehe,

„[d]enn es ist himmelschreyend, daß derjenige, welcher mit Aufwand der Kräfte seines Leibes und seiner Seele, ein unsterbliches Werk hervorgebracht hat, welches äusserlich vielleicht kein anderer Sterblicher hervorgebracht hätte, ein Werk, das Verleger, Buchhändler und Nachdrucker mäset, und ein ganzes Land unterrichtet, oder ergözet, nicht einmal so viel Belohnung dafür haben soll, um die Apothekerrechnungen zu bezahlen. Soll der Gelehrte noch länger der Seidenwurm seyn, der zum Behuf fremder Behaglichkeit und Pracht spinnen, und wenn er ausgesponnen hat, im Mangel vollends dahin welken muß?“<sup>434</sup>

<sup>429</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 86.

<sup>430</sup> Der Leipziger Verlag wurde von vielen zeitgenössischen Autoren für seine knausrigen und bisweilen betrügerischen Geschäftspraktiken kritisiert.

<sup>431</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 10.04.1778. Joost, *Geldmännchen*, S. 29 (Nr. 12).

<sup>432</sup> Gottfried August Bürger, „Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern“, in: *Deutsches Museum* (Nov. 1777), 11. Stück, Bd. 2, S. 435-455, hier S. 453.

<sup>433</sup> Bürger, „Vorschlag“, S. 452.

<sup>434</sup> Ebd. S. 452 f.

Mitte der Siebzigerjahre hatte Bürger bereits recht konkrete Pläne gehabt, die professionellen Buchhändler und Verleger zu umgehen und gemeinsam mit Leopold Friedrich Goeckingk (1748–1828) ein Subskriptions- und Selbstverlagsunternehmen mit eigener Druckerei einzurichten. Darin beabsichtigten sie, nicht nur die eigenen Werke, sondern auch die anderer Autoren (z. B. Goethe) zu produzieren.<sup>435</sup> Auf dem geplanten Verlagssignet sollte eine Klaue „ein offenes Buch von einem Lorbeerkränze umwunden und die andre einen Geldbeutel“ halten.<sup>436</sup> Die einzelnen Elemente dieser geplanten Darstellung zeigen deutlich die Motivation hinter dem Projekt, nämlich die Anerkennung schriftstellerischer Leistung – nicht nur künstlerisch (Lorbeerkränze), sondern gerade auch finanziell (Geldbeutel). Letztendlich jedoch scheiterte das Projekt an den Anforderungen der Druckerzunft.<sup>437</sup>

Bürger besann sich, wie der „Vorschlag“ zeigt, auf den traditionellen Buchhandel und suchte nach Verbesserungsmöglichkeiten des gesamten Buchhandels für Autoren wie Verleger. Auch seine eigenen Werke verlegte er später regulär bei Dieterich und nennt dafür praktische Gründe: „Ebendeswegen, weil ich wolte, daß der merkantilsche Theil meines Unternehmens mit gehöriger Ordnung und Genauigkeit besorgt werden sollte, verband ich mich mit einem Buchhändler.“<sup>438</sup>

Zufrieden mit der Arbeit des Dieterich'schen Verlags war er jedoch selten. So fordert er bspw. mehr Platz für die Subskribentenliste in einem seiner Werke<sup>439</sup> und beklagt sich an anderer Stelle ausführlich über die Arbeit des Korrektors:

„Grosser Gott! wo hast du noch auf deinem weiten Erdboden [...] ein solches GeneralfeldRindvieh, als dieser Korrektor ist? –

Man lässt ja wohl Druckfehler stehen. Dem Allerbesten begegnet das! Ich habe hierüber, seitdem ich selbst über die leichte Möglichkeit Erfahrung gemacht, um ein gut Theil billiger denken gelernt. Aber welcher Korrektor, der nicht ein solches Rindvieh ist, lässt wohl einen solchen Druckfehler, wie p. 77 stehen?

Das Wasser rinnt *immer* bergan.

O du Ochse aller Ochsen! Rint denn das Wasser immer bergan? *Nimmer! Nimmer! Nimmer* rint es bergan. [...] Kurz und gut! Ich muss ein für allemal ein Exempel statuiren, und Euch und Euern Leuten einen Denkkettel wegen

<sup>435</sup> Leopold Friedrich Goeckingk an Gottfried August Bürger, 24.12.1775. Adolf Strodtmann (Hrsg.), *Briefe von und an Gottfried August Bürger: Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit*, Bd. 1 (1767–1776), Berlin: Paetel 1874, S. 262 (Nr. 197).

<sup>436</sup> Leopold Friedrich Goeckingk an Gottfried August Bürger, 21.01.1776. Strodtmann, *Briefe G. A. Bürger*, Bd. 1, S. 268 f. (Nr. 203).

<sup>437</sup> Gottfried August Bürger an Leopold Friedrich Goeckingk, 15.01.1776: „Noch ist zu merken, dass einer von uns Druckerherr werden muss. Die Kosten davon hab' ich noch nicht erfahren können. Wir müssen auch ein Meisterstück setzen und drucken“. Strodtmann, *Briefe G. A. Bürger*, Bd. 1, S. 74 (Nr. 9).

<sup>438</sup> Gottfried August Bürger an J. M. Miller, 08.09.1778. Strodtmann, *Briefe G. A. Bürger*, Bd. 2, S. 299 (Nr. 502).

<sup>439</sup> Vgl. Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 02.05.1778. Joost, *Geldmännchen*, S. 40 (Nr. 19).

der vermaledeyeten Druckfeler [sic] anhängen. Wofern dieser Bogen nicht in Makulatur geworfen und umgedruckt wird; so gebe ich nicht eine Zeile Mspt. mehr her, Ihr mögt auch anfangen, was Ihr wollet.“<sup>440</sup>

Obwohl Bürger nach eigener Aussage durch Selbstverlagsversuche die schwierige Arbeit des Korrekturlesens besser kennengelernt und daher für gelegentliche Fehler mehr Verständnis hatte, spiegeln die letzten Zeilen sein großes Selbstbewusstsein als Autor wider, der es sich herausnimmt, einen Neudruck zu fordern und mit einem „Lieferstopp“ seines Manuskriptes zu drohen.

Dennoch verspricht Bürger in seinem „Vorschlag“ auch den Verlegern höhere Gewinne, obwohl sie die Honorare für die Autoren vervier- bis verfünffachen sollen. Denn „weil in Ansehung der erforderlichen Klugheit, Kenntnisse und des dabey nie ganz zu entfernenden Risiko, der Buchhandel sich über den gemeinen Handel so sehr erhebet“,<sup>441</sup> sei es „niedrig und eigennützig von einem Gelehrten gedacht [...], wenn man dem edlern Handelsmanne keinen höhern, als gemeinen handwerksmässigen Profit [...] zubilligen wollte“.<sup>442</sup> Die Arbeit und Rolle des – wohlge-merkt: ehrlichen, also nicht nachdruckenden – Verlegers wird durchaus anerkannt und soll nach Bürgers Vorstellung auch angemessen honoriert werden. Angemessen ist in seinen Augen ein höherer Profit als der, den ein „gemeiner“ Handwerker erhält, jedoch nicht ein höherer Gewinn als einem Autor zusteht, dessen Geisteswerke „ein ganzes Land unterrichte[n], oder ergöze[n]“.

Mit seinen Klagen über die schlechte Bezahlung der Autoren stand Bürger nicht allein da, dennoch dürfte auch seine eigene Situation ihn hier maßgeblich beeinflusst haben. Bürger war dichterisch lange erfolgreich, geriet jedoch gesellschaftlich und finanziell zunehmend ins Abseits. Seine Stelle als Amtmann in Altengleichen legte er nach einer Anklage wegen nachlässiger Geschäftsführung freiwillig nieder und siedelte nach Göttingen über. Dort wurde er zwar zum außerordentlichen Professor ernannt, erhielt jedoch kein Gehalt. Seine dritte, unglückliche Ehe mit Elise Hahn ruinierte ihn gesellschaftlich, hinzu kam eine Erkrankung an Schwindsucht, die ihm letztlich die Stimme raubte und es ihm unmöglich machte, mit Vorlesungen Geld zu verdienen. Im Mai 1794 schreibt Caroline Michaelis (vgl. Kapitel 3.1), Tochter des Göttinger Orientalisten Michaelis, an ihren Bekannten, den Dichter Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759–1840): „Weißt du, daß Bürger sterben wird – im Elend, in Hunger und Kummer? Er hat die Auszehrung – wenn ihm der alte Dietrich nicht zu essen gäbe, er hätte nichts, und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann!“<sup>443</sup>

<sup>440</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 22.08.1778. Joost, *Geldmännchen*, S. 51 f. (Nr. 28).

<sup>441</sup> Bürger, „Vorschlag“, S. 453.

<sup>442</sup> Ebd. S. 454.

<sup>443</sup> Caroline Michaelis an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 10.05.1794. Erich Schmidt/Georg Waitz (Hrsg.), *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, Leipzig: Insel Verlag 1913, S. 339 (Nr. 144).

Tatsächlich wurde Bürger in seinen letzten Jahren nahezu komplett abhängig von Dieterich.<sup>444</sup> Immer wieder musste Bürger seinen Verleger um Geld bitten.<sup>445</sup> Auch Bürgers „Macbeth“-Übersetzung, die er 1776/1777 enthusiastisch begonnen, alsbald jedoch das Interesse daran verloren hatte,<sup>446</sup> stellte er 1782 nur fertig, weil er sich in akuten Geldnöten befand. Dieterich beabsichtigte offenbar zunächst, die Übersetzung nicht selbst zu verlegen, sondern zu verkaufen. Den erhofften höheren Gewinn wollte Dieterich Bürger komplett überlassen, was dieser jedoch ablehnte. Letztendlich nahm Dieterich 1783 „Macbeth“ in sein Verlagsprogramm auf, ohne dem Übersetzer jedoch ein Honorar zu zahlen.<sup>447</sup>

Bereits 1784 zog Bürger in Dieterichs Gartenhaus und beabsichtigte, die geringe Miete mit literarischer Arbeit zu bezahlen. Die Begleichung seiner sonstigen Schulden musste allerdings noch warten und sollte später nachgeholt werden.<sup>448</sup> Dies glückte in den folgenden zehn Jahren offenbar nicht – bei seinem Tod schuldete Bürger Dieterich 554 Reichstaler und 20 Groschen.<sup>449</sup> Ab den 1790ern gab es zunehmend Auseinandersetzungen zwischen Autor und Verleger. Bürger nahm Dieterichs Zuwendungen dankbar an und erkannte auch dessen Großzügigkeit an:

„Du hast mir allerdings von jeher manches erwiesen, was ich für freundschaftliche Gefälligkeiten mit dankbarem Herzen erkenne. Du hast mir Bücher und Geld und andere Bedürfnisse auf Credit zukommen lassen, wenn du mir noch nichts schuldig warest, ja wenn ich schon in deiner Schuld war, und dies hat dir mein Herz immer sehr zugewandt; du hast mich unzählige Male in deinem Hause freundlich aufgenommen und bewirthet; [...] – o glaube nicht, daß ich dir irgendetwas vergesse, oder daß dir mein Herz den Dank dafür verweigert.“<sup>450</sup>

<sup>444</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 101.

<sup>445</sup> Vgl. z. B. Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 20.03.1779. Joost, *Geldmännchen*, S. 56 f. (Nr. 32).

<sup>446</sup> Als glühender Verehrer Shakespeares begann er – beauftragt von Friedrich Ludwig Schröder, der in Hannover eine Macbeth-Inszenierung plante – mit der Übersetzung der Hexenszenen und wurde im Anschluss daran mit der Übersetzung des Gesamtwerkes betraut. Sein Enthusiasmus für den Rest des Werkes war jedoch deutlich geringer, sodass die Übersetzung zunächst unvollendet blieb. Vgl. auch Peter Cersowsky, „Wunderbare Welt“. Zu Bürger und Shakespeare“, in: Peter-André Alt (Hrsg.), *Prägnanter Moment: Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik. Festschrift für Hans-Jürgen Schings*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2002, S. 105-126.

<sup>447</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 98.

<sup>448</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 02.01.1784. Joost, *Geldmännchen*, S. 147 f. (Nr. 84).

<sup>449</sup> Johann Christian Dieterich an Gottfried August Bürgers Erben, August 1794. Joost: *Geldmännchen*, S. 175 (Nr. 99). In seiner Rechnung hatte Dieterich zwar Bürgers Honorare für den Musenalmanach, aber nicht die Gewinnanteile aus anderen Werken berücksichtigt. Auch für seine berühmte deutschsprachige Bearbeitung von Erich Raspes *Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande* (s. o.) hatte Bürger kein Geld bekommen (Willnat, *Dieterich*, S. 104).

<sup>450</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 03.04.1791. Joost, *Geldmännchen*, S. 163 f. (Nr. 91).

Doch der Verleger, so Bürger, brüste sich gegenüber Dritten mit seinen Wohltaten und gebe sich „gern das Ansehn eines Wohlthäters von ganz unbegrenzter Großmuth“.<sup>451</sup> Dennoch fühlte sich Dieterich offenbar übervorteilt. Bürger versuchte, seine zwanzigjährige Mitarbeit am Musenalmanach und seine schriftstellerischen bzw. übersetzerischen Leistungen, für die er kein Honorar bekommen hatte, mit den Zuwendungen Dieterichs gegenzurechnen und kam zu dem Schluss:

„Bey so bewandten Umständen, war es ja doch wohl nichts so gar übergroßes, wenn du mich mit Büchern, Geld und andern Bedürfnissen unterstütztest, da meine Schuld immer durch Honoraria wieder getilgt, oder vermindert wurde. [...] Mir dünkt ganz andere Männer als ich, die es weit weniger nöthig hatten, wußten dich ganz anders als ich zu strapazieren, ohne daß es dir einfallen durfte, dich für ihren Wohlthäter zu halten“.<sup>452</sup>

Dieterich jedoch distanzierte sich immer mehr von seinem Autor<sup>453</sup> und dessen Arbeit, sodass Bürger letztlich sogar Lichtenberg um Vermittlung bat.<sup>454</sup> Wolfgang Friedrich<sup>455</sup> vermutet einen politischen Aspekt hinter den Unstimmigkeiten:

„Um 1790 erkaltete die Freundschaft zwischen Dieterich und Bürger. Bürgerliche Literaturhistoriker haben dafür Dieterichs unberechtigte Nachdrucke der zweiten Gedichtausgabe Bürgers angegeben. Der wahre Grund wurde verschwiegen. Wir finden ihn in einem Brief Bürgers an Lichtenberg vom Januar 1794. Lichtenberg hatte Bürger bereits 1788 in einer politischen Angelegenheit<sup>456</sup> vor Dieterich gewarnt: „... dieser Mann ist ein sehr gefährlicher Tropf.“<sup>457</sup> Jetzt bestätigte Bürger Lichtenbergs Einschätzung: „Ich kann mir gut vorstellen, daß politische Kannengießereien und Revolutionsalmanache jetzt besser gehen als Gedichte.“<sup>458</sup> Dieterich nutzte nämlich die Konjunktur der neunziger Jahre für konterrevolutionäre Schriften weidlich aus.<sup>459</sup> Bürger aber trat in Gedichten für die Revolution ein und verteidigte in seiner heute

<sup>451</sup> Ebd.

<sup>452</sup> Ebd. S. 165.

<sup>453</sup> Ebd. S. 162.

<sup>454</sup> Gottfried August Bürger an Georg Christoph Lichtenberg, Januar 1794. Strodtmann, *Briefe G. A. Bürger*, Bd. 4, S. 237 (Nr. 886).

<sup>455</sup> Wolfgang Friedrich, „Gottfried August Bürger und der Buchhandel. Zum 160. Todesjahr des Dichters“, in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, 121 (1954) (Leipziger Ausgabe), S. 502-504.

<sup>456</sup> Es ging dabei um G. A. Bürgers geplante Vorlesung zur Philosophie Kants.

<sup>457</sup> Lichtenberg an Bürger, 08.11.1788. Joost/Schöne, *Briefwechsel Lichtenberg*, Bd. 3, S. 579 (Nr. 1637). Lichtenberg bittet Bürger ausdrücklich, Dieterich den Brief nicht zu zeigen und schreibt deshalb auf Englisch: „Down in Your pocket with this Letter if our Landlord should be with you.“

<sup>458</sup> Gottfried August Bürger an Georg Christoph Lichtenberg, Januar 1794. Strodtmann, *Briefe G. A. Bürger*, Bd. 4, S. 238 (Nr. 886).

<sup>459</sup> Dies lässt sich am Verlagskatalog nicht unbedingt nachvollziehen. Möglicherweise handelte Dieterich in seinem Buchladen mit solchen Schriften. Da die Bücherverzeichnisse der Buchhandlung Dieterich jedoch nicht mehr vorliegen, ist nicht nachzuvollziehen, welche Quellen der Behauptung Friedrichs zugrunde liegen.

fast unbekanntem Schrift „Die Republik England“ die revolutionäre Diktatur der Jakobiner.“<sup>460</sup>

Friedrich übersieht hier jedoch zwei Dinge: Zum einen war Dieterichs Geschäftsmaxime: Verlegt wird, was sich gut verkaufen lässt. Seine eigenen politische Überzeugungen – die zugegebenermaßen vermutlich nicht pro-revolutionär waren – spielten dabei keine Rolle. Nur wenn Zensur drohte, schreckte Dieterich vor dem Verlegen zurück (vgl. bspw. seinen Umgang mit Bürgers Ballade „Frau Schnips“, S. 118). Das Zitat von Bürger geht genau in diese Richtung: „Politische Kannengieberei und Revolutionsalmanache“, so Bürger, seien besser verkäuflich als Gedichte. Damit wirft er Dieterich weder eine falsche politische Überzeugung vor, noch möchte er stattdessen seine eigenen politischen Schriften gedruckt sehen – er beklagt sich lediglich über mangelndes Interesse an seinen Gedichten. Zum anderen ignoriert Friedrich, dass die „Erkaltung“ der Freundschaft von Dieterich ausging.<sup>461</sup> Dieterich aber hätte niemals allein aufgrund von unterschiedlichen politischen Ansichten das gute Verhältnis zu einem seiner wichtigsten Autoren beendet. Viel eher passt es zu Dieterichs geschäftlichem Verhalten, die Freundschaft zu Bürger zu vernachlässigen, weil dieser ihm nicht mehr gewinnbringende Manuskripte liefern konnte.

Das sich wandelnde Verhältnis zwischen Bürger und Dieterich lässt sich auch an Bürgers Briefen und deren sprachlicher Gestaltung erkennen. Die frühen Briefe sind geprägt von einem fast grenzenlosen Selbstbewusstsein und einer gewissen Überheblichkeit Dieterich gegenüber:

„Nun, du Tausendsasa! rasonire mir nichts mehr von den Autoren, oder der T... soll dir in die Perücke fahren [...] Denkt an, von dem drolligen Wundt in Heidelberg habe ich auch 23 Stück [Subskribenten, K. E.] erhalten. Wenn nur kein Nachdruck in der Welt wäre, so wollten wir bald in Kutschen fahren [...]. Sieh! Pursch, nun kann ich dich zwiebeln wie ich will. Willst du nicht, was ich haben will, Pumps! so drohe ich, daß ich mich aufhängen will [...] Eh du das zugiebst, daß ich mich aufhänge, eher – thust du mir s. v. sonst was; und wenn du mich nicht 20 louisd'ors in l'homme gewinnen lässtest, so hänge ich mich gleich auf. Schaffe Eidexenpasteten, oder ich hänge mich auf!“<sup>462</sup>

Bürger sieht sich offenbar in einer starken Position seinem Verleger gegenüber, dem er kurz zuvor mit der ersten Ausgabe seiner „Gedichte“ einen großen Erfolg be-

<sup>460</sup> Friedrich, „Gottfried August Bürger und der Buchhandel“, S. 502 f.

<sup>461</sup> Vgl. Gottfried August Bürger an Georg Christoph Lichtenberg, Januar 1794. Strodtmann, *Briefe G. A. Bürger*, Bd. 4, S. 238 (Nr. 886). Bürger beklagt sich bei Lichtenberg, dass Dieterich sich immer mehr zurückziehe und er (Bürger) nicht verstehe, warum.

<sup>462</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 24.03.1778. Joost, *Geldmännchen*, S. 18 (Nr. 6). Bürger unterschreibt hier seiner ausgelassenen Stimmung entsprechend mit H.[osius] P.[omposius].

schert hatte. Er glaubt in der Lage zu sein, die Konditionen bestimmen und Dieterich sämtliche Wünsche abverlangen zu können.

Drei Jahre später (1781), als er schon in wirtschaftlichen Schwierigkeiten steckt, und immer öfter auf die Hilfsbereitschaft seines Verlegers zurückgreifen muss, schlägt er bereits einen anderen Ton an:

„Wenn es doch manchmal scheinen sollte, als ob ich mit autorlicher Impertinenz über deiner Verleger Perücke herführe und sie ein wenig zerzauste, so bitte ich dies für nichts anders, als unschuldigen Muthwillen zu halten. Im Grunde des Herzens bin ich doch nur alzu sehr dein de- und wehmütiger Autor; und ich glaube, weder Hölle noch Tod, weder Engel noch Fürstenthum, könnte mich von dir holdseeligen Knaben scheiden.“<sup>463</sup>

Bürger gibt sich hier deutlich demütiger und ist darauf bedacht, Dieterich nicht zu verstimmen. Es scheint ihm bereits bewusst geworden zu sein, dass er von der Großzügigkeit des Verlegers zunehmend abhängig werden wird. Dieterich seinerseits versuchte in der Folgezeit offenbar, genau das zu forcieren. Er ließ Bürger zu einem äußerst günstigen Preis bei sich wohnen, überhäufte ihn mit Geschenken<sup>464</sup> und versuchte 1786, als Bürger einen Ruf als Professor ins ungarische Pressburg erhielt, mit allen Mitteln dessen Weggang zu verhindern.

„Der alte Herr [i. e. Dieterich, K. E.] kann sich nicht darüber zufrieden geben, daß ich nach Ungarn will und gnuert mir die Ohren voll, als stände ich schon auf dem Sprunge morgen abzureisen. Er wäre im Stande gleich selbst nach Hannover zu reisen und für meine Hierbehaltung zu sollicitiren. Er sagt: Er wolle nicht ruhen und nicht rasten, alle seine Patrone in Bewegung zu setzen und wenn alles nichts hülfte, mich lieber aus seiner Tasche salariren, als mich fortlassen.“<sup>465</sup>

Er bot Bürger sogar das Gartenhaus, in dem dieser wohnte, als Geschenk an. Bürger lehnte dies zwar ab, doch zu einer Übersiedlung nach Pressburg kam es tatsächlich nicht. Dass Dieterich jedoch nicht aus reiner Freundschaft, sondern aus Geschäftssinn handelte, zeigt sich in einer Bemerkung von 1781. Dieterich hatte ein Geschenk Bürgers (Truthühner) nicht als solches angenommen, sondern mit der Übersendung von vier Flaschen Wein bezahlt.<sup>466</sup> Dazu bemerkte er: „Auß Stoltz ist es wahrhaftig

<sup>463</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 05.03.1781. Joost, *Geldmännchen*, S. 82 (Nr. 45). In diesem Brief bittet er Dieterich auch um die Übernahme eines Teils seiner Schulden.

<sup>464</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 95 f.

<sup>465</sup> Gottfried August Bürger an Anna Elderhorst, 30.01.1786. Strodtmann, *Briefe G. A. Bürger*, Bd. 3, S. 166. (Nr. 700). Vgl. Bürger an Dieterich, 12.10.1782. Joost, *Geldmännchen*, S. 120 (67). Bürger berichtet Dieterich von einem möglicherweise bevorstehenden Weggang. „Dann wird’s mit meiner Autorschaft so wol als deiner Verlegerschaft aus seyn.“ Ob es sich hierbei um tatsächliche, anderweitige Angebote oder eher um eine Drohung handelt, ist nicht ersichtlich.

<sup>466</sup> Vgl. Gottfried August Bürger an J. C. F. Köhler, 04.08.1781. Joost, *Geldmännchen*, S. 91 (Nr. 51).



nicht geschehen, darin Kenst Du mich nicht. Schencke mir nur mahl ein Manus[kri]pt, Du solst Sehn, ob ichs nicht annehme mit Freude und Danck.“<sup>467</sup>

Offenbar hoffte Dieterich zu diesem Zeitpunkt noch, mit den literarischen Arbeiten Bürgers weiterhin gute Geschäfte machen zu können, sodass sich seine Freundschaftsdienste auch finanziell rentieren würden. Doch in den letzten Jahren und Monaten, in denen Bürger bereits schwer erkrankt war, dürfte nicht nur rein monetäres Kalkül, sondern echtes Verantwortungsgefühl und Mitleid Dieterich zum Helfen bewegt haben.<sup>468</sup>

### 2.3.5 Verhältnis zu anderen Gelehrten und britischen Studenten

Auch im Umgang Dieterichs mit anderen Autoren zeigt sich, dass er ökonomische Interessen nicht aus dem Blick ließ und nicht gewillt war, Werke zu fördern, die keinen wirtschaftlichen Gewinn versprachen.<sup>469</sup> Als Universitätsbuchhändler war er zwar dafür verantwortlich, die Arbeiten der Professoren zu verlegen, hatte jedoch auch das Recht, Schriften, die er für unrentabel hielt, abzulehnen.<sup>470</sup> Dies bekam beispielsweise August Ludwig von Schlözer (1735–1809) 1775 zu spüren, als Dieterich den Druck der zweiten Auflage von Schlözers „Vorstellung der Universal-Historie“ abbrach, da sich das Unternehmen nicht rentierte.<sup>471</sup> Obwohl Schlözer zuvor einige erfolgreiche Werke bei ihm veröffentlicht hatte (beispielsweise die zwei Bände der „Kleinen Weltgeschichte“), war Dieterich nicht bereit, das unternehmerische Risiko einzugehen und in ein Werk zu investieren, das sich nicht auf Anhieb rentierte. Dies führte letztendlich dazu, dass Schlözer sich im Streit von Dieterich abwandte und zu Anna Vandenhoeck abwanderte. Dort wurde auch sein „Briefwechsel meist statistischen Inhalts“ ab dem zweiten Jahrgang unter dem neuen Titel „Neuer Briefwechsel historisch-statistischen Inhalts“, und ab 1782 als „Staatsanzeigen“, fortgesetzt, die sich zu einer bedeutenden und weitverbreiteten Zeitschrift entwickelte.<sup>472</sup> Auch den „Briefwechsel“ hatte Dieterich eher stiefmütterlich behandelt und Schlözer im August 1775 mitgeteilt, er werde diese Veröffentlichung wegen anderer dringlicherer Aufträge mindestens bis Michaelis aussetzen.<sup>473</sup> Selbst Georg Christoph Lichtenberg als enger Freund Dieterichs musste hinnehmen, dass das „Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur“, das er gemeinsam mit Georg Forster herausgab, nach dem zweiten Stück des vierten Bandes 1785 eingestellt wurde. Es hatte sich nicht als der erhoffte Erfolg herausgestellt; zwar war das

<sup>467</sup> Johann Christian Dieterich an Gottfried August Bürger, 06.08.1781. Joost, *Geldmännchen*, S. 94 (Nr. 52).

<sup>468</sup> Elisabeth Willnat hat die Beziehung zwischen Dieterich und Bürger noch eingehender analysiert. Vgl. dazu Willnat, *Dieterich*, S. 86–100.

<sup>469</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 132.

<sup>470</sup> Ebd. S. 40.

<sup>471</sup> Ebd. S. 82.

<sup>472</sup> Ebd. S. 83.

<sup>473</sup> Ebd. S. 82.

Magazin bei den Gelehrten im Lande durchaus beliebt, traf aber nicht das Interesse der breiten Masse,<sup>474</sup> für die es eigentlich intendiert war.<sup>475</sup>

Auch in Bezug auf drohende Zensur seiner Werke erwies Dieterich sich als vorsichtig. Als Bürger seine Ballade „Frau Schnips“<sup>476</sup> im „Musenalmanach“ veröffentlichen wollte, lehnte Dieterich dies ab, weil er eine Zensur in den „catholischen Landen“ und in Kursachsen befürchtete. Da die Zensur nicht nur die Ballade, sondern den Almanach als Ganzes betroffen hätte, wären damit auch zukünftige Ausgaben verboten gewesen. Dieterich schlug daher vor, Bürger möge „Frau Schnips“ in seine Gedichtsammlung aufnehmen, oder er könne die Ballade separat drucken und veröffentlichen.<sup>477</sup>

Die Beispiele zeigen, dass Dieterich bei aller demonstrierten Gastfreundlichkeit und seinem unbestreitbaren Talent, gelehrte Autoren an sich zu binden, doch stets sein wirtschaftliches Auskommen im Blick hatte. So zeigen auch die Attribute, mit denen der Verleger von Zeitgenossen belegt wird, die widersprüchlichen Aspekte seines Charakters. Häufig wird er als gastlich und gesellig beschrieben,<sup>478</sup> Bürger bezeichnet ihn als „gutherzigen Knaben“, der andere niemals übervorteilen würde.<sup>479</sup> Stets werden Geschenke und Einladungen zum Essen erwähnt, die Dieterich seinen Autoren angedeihen ließ. Auch mit anderen Göttinger Professoren pflegte Dieterich gesellschaftlichen Umgang. Lichtenberg berichtet in einem Brief an Johann Andreas Schernhagen<sup>480</sup> sogar, Dieterichs älteste Tochter werde demnächst einen Bruder von Polycarp Erxleben heiraten. Hier scheint jedoch ein Irrtum auf Seiten Lichtenbergs vorgelegen zu haben; tatsächlich heiratete Dieterichs älteste Tochter Luise Sophie Henriette<sup>481</sup> (1757– nach 1816) erst im Jahr 1781, und zwar Johann Christian Friedrich Köhler (1751–1787).<sup>482</sup>

In Bezug auf Gottfried August Bürger zeigte sich Dieterich einerseits gern gönnerhaft und ließ seinen Autor in dessen schwersten Stunden nicht komplett fallen, andererseits erwartete er aber auch Gegenleistungen in Form von vielversprechenden Manuskripten. Hinter seiner Gastlichkeit steckte oft der Zweck, erfolgreiche Autoren an den Verlag zu binden. Bürger berichtet, wie er bei einem

<sup>474</sup> Ebd. S. 127.

<sup>475</sup> Ebd. S. 124.

<sup>476</sup> In der Ballade kommt eine den weltlichen Genüssen zugetane Frau zur Himmelspforte.

<sup>477</sup> Johann Christian Dieterich an Gottfried August Bürger, 06.08.1781. Joost, *Geldmännchen*, S. 93 (Nr. 52).

<sup>478</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 79.

<sup>479</sup> Gottfried August Bürger an Leopold Friedrich Goeckingk, 23.09.1779. August Sauer (Hrsg.), *Aus dem Briefwechsel Bürger und Leopold Friedrich Günther von Goeckingh* (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3), 1890, S. 424.

<sup>480</sup> Georg Christoph Lichtenberg an Johann Andreas Schernhagen, 02.12.1779. Joost/Schöne, *Briefwechsel Lichtenberg*, Bd. 1, Nr. 645.

<sup>481</sup> Es existieren unterschiedliche Namensvarianten, u. a. auch „Louisa Sophia Henriette“.

<sup>482</sup> Vgl. Georg Christoph Lichtenberg an Georg Heinrich Hollenberg, 08.07.1781, Joost/Schöne, *Briefwechsel Lichtenberg*, Bd. 1, S. 238 (Nr. 840). Möglicherweise handelt es sich bei Johann Christian Friedrich Köhler um einen Sohn oder sonstigen Verwandten von Prof. Johann Tobias Köhler (1720–1768).

feuchtfröhlichen Zusammensein mit Dieterich von diesem „übertölpelt“ wurde und ein Werk, das er eigentlich im Subskriptionsverfahren veröffentlichen wollte, letztlich doch bei Dieterich verlegen ließ.<sup>483</sup>

Bereits bei den Verhandlungen bezüglich seiner Übersiedlung nach Göttingen zeigte Dieterich einen harten Verhandlungsstil. So beschreibt ihn Gottfried Achenwall (1719–1772) in Bezug auf seine Kompromissbereitschaft als „steif“ und „unbeweglich“.<sup>484</sup> Ein gewisse Starrköpfigkeit und Kompromisslosigkeit zeigte Dieterich auch in einer Auseinandersetzung mit dem Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis. Der Streit begann mit dem „Versuch über die siebenzig Wochen Daniels“, einer Abhandlung Michaelis', die ursprünglich in den „Commentarii“ erscheinen sollte. Da sie jedoch vom Umfang her zu groß wurde, erklärte sich Dieterich bereit, sie gesondert zu veröffentlichen.<sup>485</sup> Nach der Veröffentlichung sah er sich allerdings mit Absatzschwierigkeiten konfrontiert, denn Michaelis hatte im Vorwort – von Dieterich unbemerkt – bereits die vollständige Untersuchung angekündigt, die viele potenzielle Käufer nun lieber abwarten wollten.<sup>486</sup> Nach dieser negativen Erfahrung begegnete Dieterich Michaelis mit besonderer Vorsicht. Als Michaelis 1779 auf eine Neuauflage der deutschen Übersetzung des Alten Testaments drängte, die seine Studenten für sein geplantes Collegium benötigten, weigerte sich Dieterich mit dem Hinweis, es könnten bestehende Exemplare z. B. aus Leipzig geordert werden. Da beide Männer sich unnachgiebig zeigten, eskalierte der Streit so sehr, dass sich Michaelis mit Anna Vandenhoeck eine neue Verlegerin suchte. Dieterich rächte sich, indem er mit allen Mitteln die Drucklegung der Neuauflage der „Psalmen“ hinauszögerte und damit Michaelis zu schaden versuchte.<sup>487</sup> Auch Samuel Thomas von Sömmering (1755–1830), Professor für Anatomie, geriet mit Dieterich in Streit und wanderte zu Anna Vandenhoeck ab.<sup>488</sup>

Georg Christoph Lichtenberg fungierte in ähnlichen Situationen häufig als Vermittler, denn er wusste um Dieterichs mitunter problematisches Verhalten und die negativen Auswirkungen auf den Verlag. So bemerkt er in seinem „Sudelbuch“:

„Aus der Verachtung womit Dieterich der doch gewiß in so vielen Stücken ein so rechtlicher Mann ist, angesehen wird, sieht man wie nötig es ist, sich mit manchen Handlungen nach den Meinungen der Leute zu richten. Hauptsächlich ist es nötig auch selbst in Kleinigkeiten immer Wort zu halten und

<sup>483</sup> Gottfried August Bürger an Leopold Friedrich Goeckingk, 01.08.1777. Sauer: *Briefwechsel Bürger und Goeckingh*, S. 104 (Nr. 34).

<sup>484</sup> Achenwall an Münchhausen, 30.07.1764, UniA Gö, Kur. 8525 (8c 28), Bl. 31.

<sup>485</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 56.

<sup>486</sup> Ebd. S. 84. Siehe auch Vorwort zu Johann David Michaelis, *Versuch über die siebenzig Wochen Daniels: Ein Auszug dessen, was er in seinem critischen Collegio über das neunte Capitel Daniels neues bemerkt hat*, Göttingen (u. a.): Dieterich 1771, S. 3.

<sup>487</sup> Willnat, *Dieterich*, S. 84.

<sup>488</sup> Ebd. S. 111, Fußnote 238.

verschwiegen zu sein. Tugenden, die er oft aus allzu großer Lebhaftigkeit des Charakters nicht übt.“<sup>489</sup>

Unzuverlässigkeit und Klatschhaftigkeit brachten Dieterich immer wieder Ärger und, wie Lichtenberg notiert, sogar Verachtung ein. Bürger beklagt sich, Dieterich zeige seine (d. h. Bürgers) Briefe entgegen dessen ausdrücklicher Bitte anderen Besuchern,<sup>490</sup> er weigere sich, versprochene Hausreparaturen durchzuführen und habe zudem Bürgers Frau unhöflich behandelt.<sup>491</sup> Johann Philipp Murray schreibt 1769 an Albrecht von Haller, als es um die Übernahme der „Commentarii“ der Sozietät der Wissenschaften in Dieterichs Verlag geht, Dieterich habe „zu viel Französisches, deutsch Windiges, an sich“.<sup>492</sup> Auch diese Beschreibung deutet auf Unzuverlässigkeit hin, die Dieterich zuweilen unsolide erscheinen ließ.

Während Dieterich zu den Gelehrten Göttingens ein gespaltenes Verhältnis hatte, verstand er sich wohl ausgesprochen gut mit den bei ihm wohnenden britischen Studenten. Zwischen 1774 und 1802 beherbergte er insgesamt 26 britische Studenten in seinen Häusern. Besonders nach dem Auszug der englischen Prinzen, für die eigens Zimmer eingerichtet worden waren, war Dieterich eine begehrte Adresse. Unterhaltungen zwischen den Studenten und der Familie konnten zwar häufig nur auf Französisch stattfinden, da Dieterich kein Englisch sprach und die Briten häufig noch nicht in der Lage waren, sich auf Deutsch zu verständigen. Dennoch fühlten sich die jungen Männer bei den Dieterichs gut aufgehoben. Der bereits erwähnte Charles Henry Parry berichtete beispielsweise von der guten und liebevollen Versorgung während seiner Grippeerkrankung:

„I have, during this illness, experienced the greatest attention & kindness from all my friends here. Every day, the most delicate things have been sent to me by Made. Arnemann, Koehler, Dieterich, & old Dieterich [i. e. Johann Christian, K. E.] has come in to sit with me in the Evening. He has also, very politely, offered me the use of his Coach, to take an airing. I shall, however, prefer a good walk, when the weather permits.“<sup>493</sup>

Zu familiären Feiern wurden die Studenten ganz selbstverständlich eingeladen.<sup>494</sup> Die jungen Briten waren keine bloßen Untermieter, sondern wurden beinahe wie Familienmitglieder aufgenommen und versorgt. Dieterich zeigte sich aufgeschlos-

<sup>489</sup> Wolfgang Promies (Hrsg.), *Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe*, Bd. 1 (Sudelbücher I), 3. Aufl., Frankfurt am Main: Zweitausendeins 1994, S. 724 (Nr. 480).

<sup>490</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 23.04.1778. Joost, *Geldmännchen*, S. 34 f. (Nr. 16).

<sup>491</sup> Gottfried August Bürger an Johann Christian Dieterich, 03.04.1791. Joost, *Geldmännchen*, S. 162 f. (Nr. 91).

<sup>492</sup> Johann Philipp Murray an von Haller, 26.8.1769. Zitiert nach Willnat, *Dieterich*, S. 54 f.

<sup>493</sup> Parry an S. und Caleb H. Parry, Göttingen, 23.02.1800, Bodleian Library Oxford, MSS. Eng. misc. d.609, S. 79. Zitiert nach Oehler, „*Abroad at Göttingen*“, S. 235.

<sup>494</sup> Vgl. Parry an S. und Caleb H. Parry, Göttingen, 14.3.1799, Bodleian Library Oxford, MSS. Eng. misc. d.608, S. 152. Zitiert nach Oehler, „*Abroad at Göttingen*“, S. 235.

sen, hilfsbereit und herzlich, und die Studenten schätzten ihn offenbar sehr. Parry schreibt an anderer Stelle über ihn: „Dieterich has the character of quiet liberality“.<sup>495</sup>

Ein Grund für das gute Verhältnis mag die ähnliche Herkunft gewesen sein. Viele der britischen Studenten stammten aus reichen Kaufmannsfamilien, ebenso wie Dieterich, der trotz allen Umgangs mit den Göttinger Gelehrten Kaufmann war und blieb. Damit setzten sich viele seiner Untermieter von der Gruppe der Gelehrten und von den zahlreichen Adeligen unter den Göttinger Studenten ab. Dieterich mag zu ihnen, die wie er, dem „neureichen“, bürgerlich-kaufmännischen Milieu angehörten, instinktiv leichter einen Zugang gefunden haben. Aber auch die jungen Briten fanden in der Kaufmannsfamilie Dieterich möglicherweise Ähnlichkeiten zu ihren eigenen Familien.

„[Johann Christian Dieterich] und Georg Christoph Lichtenberg, die engen Freunde: Das ist das Bündnis von Besitzbürger und Bildungsbürger“<sup>496</sup> beschreibt Ulrich Joost das Verhältnis zwischen dem Buchhändler und dem Gelehrten. Er impliziert damit eine gesellschaftliche Gleichwertigkeit beider, die, obwohl unterschiedlicher Herkunft, letztendlich im Bürgertum zu Hause waren. Aus Sicht der meisten Gelehrten – der Bildungsbürger –, einschließlich Lichtenberg, war diese Gleichwertigkeit jedoch keinesfalls gegeben. Das Bildungsbürgertum sah auf das Besitzbürgertum, besonders auf die „Neureichen“ herab. Lichtenbergs Bemerkung „Es hätte etwas aus ihm werden können“ und Bürgers Einordnung des Buchhändlers zwischen Autor und anderen Kaufleuten (in seinem „Vorschlag“) machen dies deutlich. Waren Buchhändler zwar aufgrund der Handelsware Buch und ihrer damit verbundenen Vertrautheit mit der literarischen Welt höher angesehen als „gemeine“ Kaufleute und verkehrte Dieterich auch in gelehrten Kreisen, so blieb doch die gesellschaftliche Kluft bestehen. Sie konnte auch durch Dieterichs berufliche Erfolge, die ihn wirtschaftlich deutlich besserstellten als bspw. Gottfried August Bürger, nicht vollständig überbrückt werden. Existierte diese gesellschaftliche bildungsbürgerliche Kluft – wie im Falle der meist ebenfalls aus dem Besitzbürgertum stammenden britischen Studenten – jedoch nicht, so konnte sogar über Sprach- und Altersgrenzen hinweg ein enges und freundschaftliches Verhältnis zwischen Dieterich und den Angehörigen der Universität entstehen.

### 2.3.6 Zwischenfazit

Johann Christian Dieterich war ein ambitionierter und ehrgeiziger „Spätberufener“, der von Anbeginn seines Einstieges in den Buchhandel konsequent und meist erfolgreich seine Ziele verfolgte. Die Einheirat in eine angesehene Buchhändler-Familie ermöglichte es ihm, bald ein eigenes Geschäft zu führen. Sein verlegerisches Geschick und seine qualitativ hochwertigen Verlagsprodukte brachten ihn bald ins

<sup>495</sup> Parry an S. und Caleb H. Parry, Göttingen, 26.08.1799, Bodleian Library Oxford, MSS. Eng. misc. d.608, S. 334 f. Zitiert nach Oehler, „*Abroad at Göttingen*“, S. 233.

<sup>496</sup> Ulrich Joost, „Einleitung“, S. 13.

Blickfeld der Göttinger Universität und der Verantwortlichen in Hannover. Es gelang ihm, seinen Verlag und den dazugehörenden Buchhandel zu einer der erfolgreichsten Firmen in Göttingen auszuweiten und mit den Erzeugnissen seiner Druckerei sogar Eindruck in England zu machen. Als Partner der gelehrten Autoren, der das nötige kaufmännische Geschick mitbrachte, übernahm er die praktische Umsetzung der Veröffentlichungen und somit eine zentrale Rolle im „Kommunikationskreislauf“ der Bücher.

In seinem Verlag veröffentlichte er einige Übersetzungen aus dem Englischen aus unterschiedlichsten Genres und Fachrichtungen. Diese Titel trafen jedoch nur zum Teil die Bedürfnisse der Universitätslehrer; in einem reinen Universitätsverlag wäre eine Reihe von Übersetzungen sicherlich nicht veröffentlicht worden. Dieterichs stark kaufmännisch ausgerichtete Verlagsführung brachte ihn jedoch dazu, auch Übersetzungen englischer Romane, Reisebeschreibungen und eine Anleitung zum Whist-Spiel etwa zu verlegen. Im durch die Personalunion geprägten, anglophilen Umfeld der Universität fanden auch Werke solcher beliebter Genres Absatz, die letztlich einen beträchtlichen Anteil am britisch-deutschen Kulturtransfer hatten. Dieser konzentrierte sich eben nicht nur auf wissenschaftliche Werke, sondern wurde in hohem Maße durch die zunehmenden Übersetzungen populärer Textgattungen getragen.

Maßgeblich für seinen beruflichen Erfolg war zunächst sein kaufmännisches Geschick. Bei seinen Entscheidungen hatte er stets die ökonomischen Gesichtspunkte im Blick und investierte nicht in Projekte, die Gefahr liefen, zum Verlustgeschäft zu werden. Gleichzeitig verstand er es, Autoren an sich zu binden, indem er persönliche Kontakte und sogar Freundschaften aufbaute, die er mit gesellschaftlichen Einladungen und Präsenten pflegte. Durch die Kontakte zu Gelehrten und durch die Vermietung von Zimmern an adlige Studenten steigerte er sein gesellschaftliches Ansehen, das auch auf seine Firma ausstrahlte. Dennoch geriet er immer wieder in Konflikte mit einigen seiner Autoren, die ihm Unzuverlässigkeit und Klatschsucht vorwarfen. Letztlich prallten bei diesen Vorkommnissen meist die ökonomischen Überlegungen des Kaufmannes Dieterich auf die Idealvorstellungen der Gelehrten, die die Veröffentlichung von wissenschaftlich oder künstlerisch wertvollen Schriften als Hauptaufgabe des Universitätsbuchhändlers ansahen, dabei dennoch stets auf ihre angemessene Entlohnung bedacht waren.

Der zweite wichtige „Erfolgsfaktor“ des Dieterich-Verlags war Georg Christoph Lichtenberg. Der international angesehene und vernetzte Gelehrte setzte sich auf vielfältige Weise für Dieterich ein, verhalf ihm zu Aufträgen, schlichtete im Streitfall und übernahm bei einigen Werken die Aufgabe des Lektors und Korrektors. Lichtenbergs Verbindungen nach England brachten Dieterich in Kontakt mit der englischen Literatur und Kultur. Anders als Abraham Vandenhoeck konnte er nicht auf besonders gute Kenntnisse des englischen Buchmarktes zurückgreifen, zudem sprach er selbst kein Englisch. Lichtenbergs Kontakte und Sprachkenntnisse verhalfen Dieterich jedoch nicht nur zu einer ganzen Reihe von Übersetzungen und Nachdrucken erfolgreicher englischer Werke, sondern sie brachten ihn auch in per-

sönlichen Kontakt mit britischen Studenten und deren Familien und machten ihn zu einer Vermittlerfigur der deutschen Alltagskultur. Nicht zuletzt waren Lichtenbergs Kontakte ausschlaggebend für die Einquartierung der drei englischen Prinzen in Dieterichs Haus. Dies hob Dieterich in gesellschaftliche Kreise, in die er als Buchhändler normalerweise nicht hätte vordringen können.

Obwohl er selbst nicht der Gruppe der Gelehrten angehörte, konnte Dieterich durch seine bewusst gepflegten sozialen Kontakte und private Freundschaften mit wichtigen Autoren seinem Verlag zu wachsendem Erfolg verhelfen. Auch wenn die Unstimmigkeiten aufgrund unterschiedlicher Einstellungen und Werte zwischen Kaufmann und Gelehrten nie ganz aus dem Weg geräumt werden konnten, gelang es Johann Christian Dieterich doch, durch seinen Geschäftssinn und die erfolgreiche Zusammenarbeit mit den Göttinger Universitätsangehörigen seine Position im sozialen Raum insgesamt zu verbessern. Dies wirkte sich wiederum positiv auf seine Arbeitsbedingungen aus und zeigte sich förderlich für Dieterichs Arbeit als „Mobilisierer“ englischer Werke und Vermittlerfigur im britisch-deutschen Kulturkontakt.





## 3 Göttinger Übersetzerinnen als Universitätsverwandte

### 3.1 Caroline Michaelis (1763–1809)

„Vor der Geschichte, wie sie bisher nach meßbaren Leistungen beschrieben wird, hat Caroline keine Chance, denn ihre ist nicht meßbar“, schreibt Sigrid Damm in einem Aufsatz<sup>497</sup> über Caroline Michaelis.<sup>498</sup> Tatsächlich ist unter Caroline Michaelis' Namen nie ein Text veröffentlicht worden. Entsprechend ist das Leben der Göttinger Professorientochter zwar unter verschiedensten Aspekten von der Forschung betrachtet worden, so zum Beispiel ihre Rolle in der Mainzer Republik<sup>499</sup> oder ihr

---

<sup>497</sup> Sigrid Damm, „Caroline Schelling, geborene Michaelis. Begegnung mit Caroline“, in: Traudel Weber-Reich (Hrsg.), „*Des Kennenlernens werth*“. *Bedeutende Frauen Göttingens*, Göttingen: Wallstein-Verlag 1993, S. 53-71, hier S. 65.

<sup>498</sup> Im Folgenden wird durchgehend ihr Geburtsname Michaelis benutzt, statt zwischen den Nachnamen Michaelis, Böhmer, Schlegel und Schelling zu wechseln.

<sup>499</sup> Z. B. Brigitte Struzyk, *Caroline unterm Freiheitsbaum: Ansichtssachen*, Darmstadt: Luchterhand Literaturverlag 1988; Marlies Obier, „Ich ging ums Leben nicht von hier“: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling in Mainz 1792“, in: Anne Jüssen (Hrsg.), *Die Töchter der Loreley: Romantik, Revolution und Feinsinn: Frauen am Rhein*, Königstein/Taunus: Helmer 2004, S. 86-95.

Verhältnis zur deutschen Romantik-Bewegung.<sup>500</sup> Literarisch ist sie vor allem als Briefeschreiberin der Nachwelt bekannt und mit ihrem umfangreichen Nachlass<sup>501</sup> beschäftigt sich die Sekundärliteratur fortlaufend.<sup>502</sup> Als Schriftstellerin oder Übersetzerin ist sie von Zeitgenossen und späteren Forschern jedoch kaum wahrgenommen worden. Der Hauptgrund dafür liegt in dem im obigen Zitat angedeuteten schwierigen Nachweis ihrer Autorschaft, da keine unter ihrem Namen veröffentlichten Texte vorhanden sind. Folglich dient ihr Briefwechsel als Hauptquelle für Hinweise auf ihre literarische Tätigkeit, und in diesen finden sich eindeutige Verweise darauf, dass sie an den Shakespeare-Übersetzungen ihres zweiten Ehemannes August Wilhelm Schlegel keineswegs, wie häufig angenommen, nur als „Abschreiberin“ seiner Manuskripte beteiligt war, sondern auch als Übersetzerin. Die Eheleute Schlegel arbeiteten stets gemeinsam an mehreren Shakespeare-Stücken, wobei Caroline Michaelis zusätzlich zu ihrer Übersetzungstätigkeit auch das abschließende Edieren übernahm.

Im Folgenden soll sowohl die gemeinsame Arbeit von August Wilhelm Schlegel und Caroline Michaelis betrachtet werden, die neben den Shakespeare-Übersetzungen auch ihre Tätigkeit für die von A. W. Schlegel und seinem Bruder Friedrich gegründete Zeitschrift „Athenaeum“ umfasst, als auch die unterschiedliche Bewertung ihrer Rolle in der Sekundärliteratur. Zudem sind vor dem Hintergrund ihrer Herkunft aus einer angesehenen Göttinger Professorenfamilie ihre unterschiedlichen Lebensentscheidungen, ihr stark schwankender gesellschaftlicher Ruf sowie ihr sozialer Status zu betrachten, der mit der Zurückhaltung bei der Veröffentlichung eigener Werke in Verbindung steht.

### 3.1.1 Elternhaus und Bildung

Die Grundlagen für Caroline Michaelis' literarisches Interesse und ihre Sprachkenntnisse wurden in ihrem Göttinger Elternhaus gelegt. Ihr Vater Johann David Michaelis (siehe auch Kapitel 2.1.3, 2.2.2, 2.2.3 und 2.3.5) war Professor an der Göttinger Universität und von 1761 bis 1763 Direktor der Universitätsbibliothek. Als gut vernetzter Gelehrter empfing er Persönlichkeiten wie Gotthold Ephraim Lessing, den jungen Johann Wolfgang Goethe, Alexander von Humboldt und Benja-

<sup>500</sup> Z. B. Gisela Horn, „*Mir kann nicht genügen an dieser bedingten Freiheit...*“; *Frauen der Jenaer Romantik; Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel, Sophie Schubart-Mereau-Brentano*, Jena: Dominopuls 2013; Katharine Kaminski, „Caroline Schlegel-Schelling – ein Leben zwischen Aufklärung und Romantik“, in: Elke Pitz (Hrsg.), *Bedeutende Frauen des 18. Jahrhunderts*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, S. 49-62.

<sup>501</sup> Die Briefe sind mehrfach herausgegeben worden, so z. B. Erich Schmidt/Georg Waitz (Hrsg.), *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, 2 Bde., Leipzig: Insel-Verlag 1913 und Sigrid Damm (Hrsg.), „*Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen*“: *Caroline Schlegel Schelling in ihren Briefen*, Darmstadt: Luchterhand 1988 [keine vollständige Edition, nur ausgewählte Briefe].

<sup>502</sup> Z. B. Sigrid Damm, *Caroline Schlegel-Schelling: Ein Lebensbild in Briefen*, Frankfurt am Main: Insel Verlag 2009; Margaretmary Daley, *Women of letters: A study of self and genre in the personal writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rabel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim*, Columbia, SC: Camden House 1998.

min Franklin in seinem Haus gegenüber der Bibliothek.<sup>503</sup> Seine Kinder ließ er von Privatlehrern unterrichten, teilweise waren dies Studenten, die auch im Haus wohnten.<sup>504</sup> Caroline Michaelis' jüngere Schwester Luise Friederike (1770–1846) berichtet in ihren Erinnerungen vom Hauslehrer „Candidat Borchers“, der später Prediger geworden sei.<sup>505</sup> Ob dieser bereits Caroline unterrichtet hatte, ist nicht bekannt. Belegt ist jedoch, dass sie englische Literatur im Original las und besonders von den englischen Klassikern begeistert war. So schrieb sie im März 1783 an ihre Freundin Julie von Studnitz:

„Etudiés Vous encore l'anglois? Je ne lis que dans cette langue, j'y écris, j'y parle et j'en ai une joye exessive. Il n'y en a point qui recompense plus la peine à l'avoir apprise. Je ne puis me rassasier d'un Pope, Young, Milton, Hume etc. et Shakespear! c'est lui seul qui recompenseroit déjà. Malgré ce que le soi disant orgueil national en dise, L'Angleterre a produit les plus grands auteurs.“<sup>506</sup>

Ihr Vater ließ sie fremdsprachige Literatur nicht nur lesen und abschreiben, sondern auch übersetzen.<sup>507</sup> Er selbst verfügte über gute englische Sprachkenntnisse. 1741/1742 hatte er England bereist und später u. a. Samuel Richardsons „Clarissa“ übersetzt (vgl. Kapitel 2.1.3). Englischunterricht erhielt Caroline unter anderem auch von ihrem späteren Ehemann Johann Franz Wilhelm Böhmer (1753 oder 1754–1788). So berichtet ihre Schwester Luise später:

„[I]ch weiß daß nach dieser Zeit mein Bruder nach Londen reiste um sich dorten auszubilden u. ich glaube auch mein nachheriger Schwager Böhmer, da als er zurücke kam ich mich besinne er Abends öfter u. bestimmt kam um meine Schwester Caroline in Engl. zu unterrichten.“<sup>508</sup>

Die Familien Michaelis und Böhmer<sup>509</sup> waren eng befreundet. Während Johann David Michaelis seinen Töchtern Caroline und Lotte untersagte, öffentliche Bälle zu besuchen, wurden die Bekanntschaften zwischen den beiden Familien auf privaten

<sup>503</sup> Damm, „Caroline Schelling, geborene Michaelis“, S. 54.

<sup>504</sup> Ursula El-Akramy, „Caroline Schlegel-Schelling: Salonnière und Shakespeare-Übersetzerin“, in: Sabine Messner/Michaela Wolf (Hrsg.), *Übersetzung aus aller Frauen Länder. Beiträge zu Theorie und Praxis weiblicher Realität in der Translation*, Graz: Leykam 2001, S. 71-76.

<sup>505</sup> Karl-Maria Guth (Hrsg.), *Luise Wiedemann. Erinnerungen*, Berlin 2014 (Erstdruck: Göttingen: Vereinigung Göttinger Bücherfreunde 1929), S. 4. Die jüngeren Michaelis-Kinder, u. a. Luise Friederike, hatten später sogar persönlichen Kontakt zu den drei englischen Prinzen, die ab Sommer 1786 in Göttingen studierten und schräg gegenüber der Familie Michaelis wohnten (vgl. auch Kapitel 2.3 zu Johann Christian Dieterich). Luise berichtet, sie habe mit dem jüngsten, Prinz Adolph, damals 14 Jahre alt, gespielt.

<sup>506</sup> Caroline Michaelis an Julie von Studnitz, Göttingen, 14.3.1783. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 74 (Nr. 36).

<sup>507</sup> Damm, „Caroline Schelling, geborene Michaelis“, S. 13.

<sup>508</sup> Guth, *Luise Wiedemann*, S. 8.

<sup>509</sup> Johann Böhmers Vater Georg Ludwig Böhmer (1715–1797) war Göttinger Universitätsprofessor für Straf- und Kirchenrecht.

Bällen und gesellschaftlichen Zusammenkünften gepflegt. Familie Böhmer hatte enge Verwandte in London: Johann F. W. Böhmers Großvater Johann Friedrich Mejer (1705–1769) war Geheimsekretär bei der Deutschen Kanzlei gewesen, seine Tante war mit dem Hannoverschen Diplomaten Legationsrat Wilhelm Philipp Best (1712–1785) verheiratet.<sup>510</sup> Best wiederum betreute den Ankauf von Büchern in London für die Göttinger Universitätsbibliothek<sup>511</sup> und stand insofern auch beruflich in engem Kontakt zu J. D. Michaelis. Johann Franz Wilhelm Böhmer ließ sich, ebenso wie Carolines Bruder Christian Friedrich (1754–1818), in London zum Arzt ausbilden<sup>512</sup> und verfügte dementsprechend über gute englische Sprachkenntnisse. Nach der Hochzeit mit Caroline Michaelis im Jahr 1784 lebte das Paar in Clausthal, wo Johann Böhmer eine Stelle als Amts- und Bergarzt bekommen hatte. Dort hatte die an das gelehrte Umfeld in Göttingen gewöhnte junge Frau zu ihrem großen Bedauern keinen Zugang zu Buchläden oder Leihbibliotheken, sodass sie sich ihre Lektüre von ihrer Schwester aus Göttingen oder durch andere Freunde zuschicken lassen musste. Die Wünsche waren meist sehr konkret und beinhalteten häufig auch englische Literatur oder Reiseberichte aus England. So las sie beispielsweise Karl Philipp Moritz' „Reisen eines Deutschen in England 1782“<sup>513</sup> und verlangte mehrfach nach Johann Wilhelm von Archenholtz' „England und Italien“.<sup>514</sup> Gelegenheit, Englisch zu sprechen, hatte sie kaum. Im ersten Ehejahr berichtete sie ihrer Schwester Lotte von „Frau von Reden“, einer Clausthaler Bekannten, die ihr „nicht gut“ sei, unter anderem „weil ihr Mann“<sup>515</sup> Englisch mit [Caroline] sprach.“<sup>516</sup> Jennifer Willenberg<sup>517</sup> schreibt 2018 in diesem Zusammenhang, Caroline Michaelis habe ihr Englisch „als junge Ehefrau mit ihrer Clausthaler Nachbarin, einer Tochter des Londoner Legationsrates Wilhelm Best [vervollkommnet]“.<sup>518</sup> Bei einer Nachbarin dieser Abstammung müsste es sich um eine Cousine Johann Böhmers gehandelt haben. Dass Caroline Michaelis in Clausthal jedoch Gelegenheit bekam, ihr Englisch zu „vervollkommen“, darf stark bezweifelt werden. In ihren Briefen berichtet sie von einem sehr beschränkten gesellschaftlichen Leben und den Büchern als einzige Unterhaltung. Immerhin scheint in der Familie Böhmer die Verbindung nach

<sup>510</sup> Guth, *Luise Wiedemann*, S. 8.

<sup>511</sup> Graham Jefcoate, *Deutsche Drucker und Buchbändler in London 1680–1811, Strukturen und Bedeutung des deutschen Anteils am englischen Buchhandel* (Archiv für Geschichte des Buchwesens – Studien 12), Berlin (u. a.): De Gruyter 2015, S. 220.

<sup>512</sup> Guth, *Luise Wiedemann*, S. 8.

<sup>513</sup> Caroline Michaelis an Lotte Michaelis [Clausthal 1786?]. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 154 (Nr. 72).

<sup>514</sup> Bspw. Caroline Michaelis an Lotte Michaelis, 4.4.1786, ebd. S. 151 (Nr. 69).

<sup>515</sup> Es ist nicht eindeutig feststellbar, um wen es sich hier handelt. Infrage kommen u. a. Claus Friedrich von Reden (1736–1791), der Mitbegründer der Bergakademie in Clausthal, oder sein Sohn Franz Ludwig Wilhelm von Reden (1754–1831), ein Hannoverscher Minister.

<sup>516</sup> Caroline Michaelis an Lotte Michaelis, 1784. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 100 (Nr. 47).

<sup>517</sup> Jennifer Willenberg, *Distribution und Übersetzung englischen Schrifttums im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, München: Saur 2008.

<sup>518</sup> Willenberg, *Distribution und Übersetzung*, S. 78.

England durchaus spürbar gewesen zu sein. So berichtete Caroline Michaelis von einem „englischen Abend“<sup>519</sup> kurz nach ihrer Ankunft in Clausthal, und zu ihrem Geburtstag servierte ihr Johann Böhmer 1785 ihren Tee in einem „englischen Theesgeschirr von schwarzer Erde mit erhabenen Figuren, ganz englisch gearbeitet“.<sup>520</sup> Dass die Sprache ihr weiterhin präsent war, zeigt nicht nur ihre Lektüre, sondern auch kurze englische Zitate und Redewendungen, die sie hier und da in ihre Briefe einflücht:

„Der Frühling macht mir Heimweh; es ist immer die Jahreszeit süßer Schwermuth; but, as there is no occasion for a sweet one, so wird dann eine bittere draus.“<sup>521</sup>

„Little Frishhouse Square, March 28. Wednesday.  
Mein theuerstes Leben.

Auf ein Haar so hebt Grandison seine Briefe an Jettchen Byron<sup>522</sup> an.“<sup>523</sup>

Hier zeigt sich, dass die Personalunion zwischen Hannover und Großbritannien Kontexte schuf, die Caroline Michaelis zunächst in Göttingen, später aber auch außerhalb der Universitätsstadt in einem anglophilen Umfeld aufwachsen ließen. Ohne selbst Großbritannien je selbst bereist zu haben, waren ihr die englische Sprache und Kultur stets gegenwärtig und vertraut.

Trotz der umfassenden Bildung, die sie in ihrer Familie erhielt, erkannte Caroline Michaelis früh, dass ihr dies allein in der Gesellschaft nicht zu Ansehen verhelfen würde. An ihre Freundin Luise Gotter schrieb sie im Alter von 18 Jahren:

„Man schätzt ein Frauenzimmer nur nach dem, was sie als Frauenzimmer ist. Ein redendes Beispiel davon habe ich an der Prinzeßin von Gallitzin, die hier war, gesehen, sie war eine Fürstin, hatte viel Gelehrsamkeit u. Kenntniße, und sie war mit alledem der Gegenstand des Spotts, und nichts weniger wie geehrt. Dortchen<sup>524</sup> wird eine andre Gallitzin werden.“<sup>525</sup>

Sie bezieht sich hier auf Amalie von Gallitzin (1748–1806). Die ungewöhnlich gebildete Ehefrau des Fürsten Dimitri Alexejewitsch Golizyn (1734–1803), die u. a.

<sup>519</sup> Caroline Michaelis an Luise Gotter und Wilhelmine Bertuch, 09.07.1784. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 95 (Nr. 44).

<sup>520</sup> Caroline Michaelis an Luise Gotter, 01.09.1785, ebd. S. 121 (Nr. 60).

<sup>521</sup> Caroline Michaelis an Lotte Michaelis, 20.03.1786, ebd. S. 143 (Nr. 67).

<sup>522</sup> Hier bezieht sie sich auf „The History of Sir Charles Grandison“, einen Briefroman von Samuel Richardson aus dem Jahr 1753. Bereits 1754 erschien das Werk in einer deutschen Übersetzung unter dem Titel „Geschichte Herrn Carl Grandison. In Briefen entworfen von dem Verfasser der Pamela und der Clarissa“.

<sup>523</sup> Caroline Michaelis an Lotte Michaelis, 28.03.1787. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 159 (Nr. 77).

<sup>524</sup> Gemeint ist Dorothea Schlözer (1770–1825), die 1787 als zweite Frau in Deutschland (nach Dorothea Christiane Erxleben) und als erste an der Universität Göttingen promoviert wurde.

<sup>525</sup> Caroline Michaelis an Luise Gotter, Ende Oktober 1781. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 48 f.

Kontakte zu Voltaire und Diderot pflegte, besuchte 1781 Göttingen. Dort interessierten sie, wie Caroline Michaelis ihrer Freundin Julie von Studnitz berichtet, die Universitätsbibliothek sowie die Vorlesungen der Professoren.<sup>526</sup> In demselben Brief schreibt sie weiter:

„Sie sehen, liebe Julie, dass diese Dame eines unserer größten Genies ist, abgesehen davon, dass sie gelehrt ist, denn ich meine erkannt zu haben, dass dergleichen nicht gerade die Stärke unserer heutigen Genies ist. Sie mögen am Ende selbst über sie urteilen. Was mich angeht, so fühle ich, dass ich sie wohl bewundern, aber nicht achten könnte, und ich fürchte, dass sie nicht als Frau gefällt, sondern nur als ausgefallene Erscheinung, als Absonderlichkeit, und so verzichte ich von ganzem Herzen auf die Achtung zugunsten der Bewunderung. Ich meine, dass eine Frau so viele Pflichten auf dieser Erde zu erfüllen hat, die, obwohl darum doch nicht im Entferntesten so viel Lärm gemacht wird wie um die der Männer, so viel beschwerlicher sind und so viel Einfluss auf die menschliche Natur haben, da doch die erste Erziehung die wichtigste ist, die über den Rest des Lebens entscheidet, dass sie es gar nicht nötig hat, gelehrt zu sein oder solche Absonderlichkeiten aufzuweisen, wie sie sie [i. e. die Gallitzin] in ihren Lieblingsbeschäftigungen zeigt. Ich sage damit noch nichts darüber, ob die Fürstin wohl durch ihre Wissenschaft ihren Gatten vernachlässigt.“<sup>527</sup>

Die hier geäußerten Ansichten zur Frauenbildung und zu Aufgaben der Frau in der Gesellschaft spiegeln das Frauenbild der Aufklärung nahezu perfekt wider. Mit ihrer Äußerung zur „ersten Bildung“ bezieht sich Caroline Michaelis direkt auf Jean-Jacques Rousseau. In dessen 1762 erschienenem Werk „Emile“, das zahlreiche Pädagogen der Aufklärung beeinflusste, heißt es wörtlich:

„Am meisten kommt es auf die erste Erziehung an, die unbestreitbar Sache der Frauen ist. Wenn der Schöpfer gewollt hätte, daß sie die Sache der Männer wäre, er hätte ihnen Milch gegeben, um die Kinder zu stillen. Wendet euch also vorzugsweise in euren Schriften über Erziehung immer an die

<sup>526</sup> Caroline Michaelis an Julie von Studnitz, 03.09.1781: „La bibliothèque, et les leçons de nos professeurs, est ce qui l'a attiré ici, ou elle fera un long séjour.“ Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 49.

<sup>527</sup> Übersetzung aus: Sabine Appel, *Caroline Schlegel-Schelling: Das Wagnis der Freiheit*. München: Beck 2013. Original: „Vous voyés bien, chere Julie, que cette dame est un de nos plus grands genies, excepté qu'elle est savante, car je crois avoir remarqué que cela n'est pas justement le fort de nos genies d'aujourd'hui. Au reste je la soumets à votre jugement. Pour moi je sens que je pourrais l'admirer, mais jamais l'honorer, et je crois qu'elle ne plaira pas en femme, mais seulement comme singularité, et alors je renonce de tout mon cœur à l'honneur de l'admiration. Je crois qu'une femme a tant de devoirs à remplir sur la terre, qui sans faire autant de bruit que ceux des hommes, sont beaucoup plus pénibles, et ont encore plus d'influence sur le genre humain, la première éducation étant la plus importante et celle qui décide du reste de la vie, qu'elle n'a pas besoin d'être savante ni d'affecter des singularités en ce qui doit faire son occupation préférable. Je ne dis rien de ce que la princesse avec son métier de savante néglige aussi son époux.“ Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 49 f.

Frauen, denn sie sorgen sich mehr darum als die Männer und haben auch einen größeren Einfluß, da sie am Ergebnis mehr interessiert sind“.<sup>528</sup>

Dies wies den Frauen eine entscheidende gesellschaftliche Aufgabe zu und führte zu einer Welle von medizinischen und pädagogischen Ratgebern, die Mütter über ihr Pflichten bei der Versorgung und Erziehung der neuen Staatsbürger unterrichteten.<sup>529</sup> Mit dem Interesse des Staates an den Kindern wurde die Bedeutung der Frau als Mutter somit zwar aufgewertet, jedoch gleichzeitig weitestgehend auf diese Rolle reduziert. Vor allem aber forderten männliche Staatslenker von den Frauen ein, ihren Körper und ihr Handeln ihrer „Natur“ gemäß in den Dienst der Gesellschaft zu stellen und sprachen ihnen damit de facto das Recht am eigenen Körper ab:

„Von [den Müttern] kann mit Recht gefordert werden, daß sie selbst alles dasjenige vermeiden, was ihren Früchten, die nicht ihnen allein, sondern dem Staate, als dessen künftige Bürger, angehören, an Leben und Gesundheit schaden könnte.“<sup>530</sup>

Somit wurde, während die gottgewollte Herrschaft und Abhängigkeit von den Aufklärern infrage gestellt wurde, die Herrschaft und Abhängigkeit von Mann und Frau fortgeschrieben. Lediglich die Begründung war nun eine andere als zuvor: Nicht mehr mit der Bibel wurden die unterschiedlichen gesellschaftlichen Aufgaben begründet,<sup>531</sup> sondern mit der Natur, d.h. mit der „Sonderanthropologie“ der Frau, die durch ihre schwächere Konstitution und Muskelkraft dem Mann unterlegen sei.<sup>532</sup> Pia Schmid weist auf das Paradoxon hin, „daß ausgerechnet mit Hilfe des Naturbegriffs, der auf Menschen angewendet Emanzipation bedeutet, die Frau von der Emanzipation ausgeschlossen [wurde]“.<sup>533</sup>

Mit der Betonung und Aufwertung der „Natürlichkeit“ wurde auch Gelehrsamkeit besonders bei Frauen abgelehnt.<sup>534</sup> Joachim Heinrich Campe malte in seinem

<sup>528</sup> Zitiert nach: Sabine Toppe, „Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1, Frankfurt am Main: Campus 1996, S. 346–359, hier S. 350.

<sup>529</sup> Bspw. Johann Peter Frank, *System einer vollständigen medicinischen Polizey*, 9 Bde., Mannheim (u. a.): Schwan und Götz, 1779–1819; Ernst Benjamin Gottlieb Hebenstreit, *Lehrsätze der medicinischen Polizeywissenschaft*, Leipzig: Dyk 1791.

<sup>530</sup> Hebenstreit, *Lehrsätze der medicinischen Polizeywissenschaft*, S. 105.

<sup>531</sup> Eine Ausnahme bildet in dieser Beziehung Joachim Heinrich Campe, der weiterhin die Gottgewolltheit hierarchischer Ordnungen anführt. Vgl. Schmid, „Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen?“, S. 332.

<sup>532</sup> Die Erzieherin Amalia Holst (1758–1829) kritisierte in dieser Hinsicht die aufklärerischen Theorien mit deren eigenen Argumenten: So herrsche das Recht des Stärkeren nur im Naturzustand, während im Kulturzustand der Gesellschaftsvertrag das Recht des Stärkeren außer Kraft setze. Andernfalls, so Holst, müsse Friedrich II. aufgrund seiner geringeren Muskelkraft hinter jedem beliebigen Lastenträger zurückstehen, siehe Schmid, „Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen?“, S. 340.

<sup>533</sup> Schmid, „Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen?“, S. 338.

<sup>534</sup> Ausführlicher dazu z. B. Andrea van Dülmen (Hrsg.), *Frauenleben im 18. Jahrhundert*, München (u. a.): Beck 1992, S. 241–257 oder Weckel, „Der Fieberfrost des Freiherrn“.

„Väterlichen Rath für meine Tochter“ (1789) das Schreckensbild von der gelehrten Frau, die den Haushalt und die Kinder vernachlässige und zudem nervenkrank und unglücklich sei.<sup>535</sup>

Folgerichtig zeichnet auch Caroline Michaelis in ihrem Bericht ein negatives Bild von der (zu) gelehrten Amalie von Gallitzin, die über ihre höheren Interessen ihre Pflichten der Familie und ihrem Ehemann gegenüber vernachlässige. Im von der Aufklärung geprägten Göttingen hatte sie offensichtlich die Aufgaben und die Stellung der Frau des Bildungsbürgertums erlernt und verinnerlicht. Es sei an dieser Stelle jedoch bemerkt, dass in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts Korrespondenz selten wirklich privat blieb. Caroline Michaelis musste damit rechnen, dass ihre Zeilen in diesem Fall nicht nur von Julie von Studnitz, sondern auch von deren Eltern oder Geschwistern gelesen werden würden und der Inhalt gegebenenfalls auf diese Weise wieder ihre eigene Familie erreichen würde. Somit wollten die im Brief geäußerten Ansichten wohlüberlegt sein. Tatsächlich scheint Julie von Studnitz keine enge Freundin gewesen zu sein. Die Korrespondenz zwischen den beiden jungen Frauen, die sich während Caroline Michaelis' Aufenthalt in einem Gothaer Mädchenpensionat (1775–1777) kennengelernt hatten, hielt nur wenige Jahre. Zudem ist sie komplett in französischer Sprache verfasst, was darauf hindeuten könnte, dass es sich in erster Linie um eine sprachliche Übung handelte.

Enger und dauerhafter war die Freundschaft zu Luise Gotter, geb. Stieler, die sie ebenfalls in Gotha kennenlernte und der Caroline Michaelis sehr viel persönlichere Gedanken preisgab. Interessanterweise beschreibt sie ihr gegenüber ihre Zukunftsvorstellungen völlig anders: „Ich würde, wenn ich ganz mein eigener Herr wäre, und außerdem in einer anständigen und angenehmen Lage leben könnte, weit lieber gar nicht heyrathen, und auf andre Art der Welt zu nuzen suchen“.<sup>536</sup>

Ein Leben als bürgerliche Ehefrau und Mutter erschien ihr nicht unbedingt erstrebenswert. Schon früh zeigte sie großes Interesse an Literatur, und vielleicht hatte sie tatsächlich eine schriftstellerische Tätigkeit im Sinn. Gleichzeitig war ihr aber bewusst, dass es aus gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gründen nicht einfach sein würde, als Frau unabhängig zu leben. So heiratete sie 1784 Johann Franz Wilhelm Böhmer, folgte ihm nach Clausthal und führte zunächst ein Leben als Ehefrau und Mutter, fernab aller Möglichkeiten zur literarischen Betätigung. Selbst das Lesen wurde ihr dadurch erschwert, dass sie sich Bücher von Bekannten zuschicken lassen musste. Erst in ihrer zweiten Ehe mit August Wilhelm Schlegel konnte sie ihr Interesse an Literatur vertiefen und ihre Fremdsprachenkenntnisse aktiv einsetzen.

<sup>535</sup> Joachim Heinrich Campe, *Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron*, 4. Aufl., Braunschweig: Schulbuchhandlung 1791, S. 51 f.

<sup>536</sup> Caroline Michaelis an Luise Gotter, 01.11.1781. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 57 (Nr. 28).



### 3.1.2 Die Shakespeare-Übersetzungen

Die sogenannte Schlegel-Tieck-Ausgabe sämtlicher Shakespeare-Dramen stellt bis heute eine der angesehensten und einflussreichsten deutschen Übersetzungen dar. Die Ausgabe entstand zwischen 1797 und 1833 und bildete die erste deutsche Übersetzung in Versform. Bereits im 17. Jahrhundert entstanden einzelne deutsche Adaptionen der Stücke Shakespeares, die jedoch keine tatsächlichen Übersetzungen darstellten. Die bis zu August Wilhelm Schlegels Projekt bekannteste und umfangreichste Shakespeare-Übertragung stammt von Christoph Martin Wieland, der 22 Dramen ab 1762 übersetzte, und von Johann Joachim Eschenburg, der Wielands Arbeit zwischen 1775 und 1782 fortsetzte. Bis auf den zuerst übersetzten „St. Johannis Nachts-Traum“ waren sämtliche deutsche Übersetzungen der Dramen in Prosa verfasst.

Ab 1797 erschienen zunächst 14 Shakespeare-Dramen in neuer Vers-Übersetzung unter dem Namen von August Wilhelm Schlegel. Nachdem Schlegel das Projekt 1810 nach einem Streit mit seinem Verleger Johann Friedrich Unger abgebrochen hatte, setzte Ludwig Tieck ab 1825 die Arbeit fort. Von ihm selbst stammt jedoch nur ein kleiner Teil der Übersetzungen, der größere wurde von seiner ältesten Tochter Dorothea Tieck und Wolf Heinrich Graf von Baudissin angefertigt, die 1830–1833 die Gesamtausgabe vollendeten.

Sechs von A. W. Schlegels Shakespeare-Übersetzungen fallen in die Zeit zwischen 1797 und 1799,<sup>537</sup> also in die Zeit der Ehe zwischen A. W. Schlegel und Caroline Michaelis. Dabei handelt es sich um:

- Romeo und Julia (Romeo and Juliet; Original 1595),
- Der Kaufmann von Venedig (The Merchant of Venice; Original 1596),
- Julius Cäsar (The Tragedy of Julius Caesar; Original 1599),
- Hamlet (Hamlet, Prince of Denmark; Original um 1601),
- Was ihr wollt (Twelfth Night or What You Will; Original um 1601),
- Der Sturm (The Tempest; Original 1611).

Obwohl die Übersetzungen unter A. W. Schlegels Namen veröffentlicht wurden, hatte seine Frau einen großen Anteil daran. Das Wesen und Ausmaß der Mitarbeit ist jedoch nicht einfach zu bestimmen, und es ist in den vergangenen 150 Jahren sehr unterschiedlich bewertet worden. Dass Caroline Michaelis die Abschriften der Übersetzungen für den Druck anfertigte, lässt sich relativ einfach an überlieferten Handschriften nachweisen. Michael Bernays<sup>538</sup> berichtet 1872 von einem kompletten „Romeo und Julia“-Manuskript in ihrer Handschrift. Von weiteren Stücken existieren Manuskripte, die in A. W. Schlegels Handschrift verfasst, aber mit Alternativübersetzungen am Rand versehen sind, die teilweise von Schlegel selbst, teilweise von Caroline Michaelis stammen. Auch die Ausstreichungen verworfener

---

<sup>537</sup> E-Akramy, „Caroline Schlegel-Schelling“, S. 73.

<sup>538</sup> Michael Bernays, *Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare*, Leipzig: Hirzel 1872.

Vorschläge sind meistens von ihr vorgenommen worden. Aus diesen Hinweisen allein lässt sich jedoch weder mit Sicherheit sagen, inwieweit sie an der eigentlichen Übersetzung beteiligt war, noch ob sie die Entscheidungen zwischen unterschiedlichen Übersetzungsalternativen selbst traf oder von ihrem Mann Anweisungen erhielt. Die Vermutung, Caroline Michaelis habe nicht nur Abschriften angefertigt, sondern auch selbst übersetzt, taucht bereits bei Bernays auf. Er schreibt, es gebe keine „zuverlässige Gewähr“ für ihre Mitarbeit bei der Übersetzung, „[d]ie Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit ist allerdings nicht zu bestreiten.“<sup>539</sup> Konkret bezieht er sich hier auf zwei Szenen aus „Romeo und Julia“, die nicht nur in der Abschrift von Caroline Michaelis’ Hand geschrieben sind, sondern auch in den Entwürfen: Akt III, Szene 5 bis Vers 92 und etwa 25 Verse aus Akt IV, Szene 1.<sup>540</sup>

Die zuerst genannte Szene thematisiert Caroline Michaelis in einem Brief an A. W. Schlegel, vermutlich aus dem Jahr 1797. Sie schreibt eine mehrere Seiten umfassende Abhandlung über Shakespeares „Romeo und Julia“, über die einzelnen Charaktere und auch einzelne Verse. In Bezug auf Akt III, Szene 5 bemerkt sie:

„Das muß ich sagen, alle Schimpfwörter des Vaters sind mir nicht so anstößig als der Mutter Wort: I would the fool were married to her grave. So was übersezt ich nun so gern weg. Ist es nur ein pöbelhaft gedankenloser Ausdruck – warum sollte mans nicht tun dürfen? Selten wird sich solch eine Gelegenheit zur Untreue finden. In Margarethens Munde (King Richard III.) will ich keinen Fluch unterdrücken, und auch Lady Macbeth mag sagen: ich weiß, wie süß es ist, ein Kind an eigner Brust zu tränken etc., statt – ich habe keine Kinder etc. Aber Mislaute wie jener, wo sonst alles so harmonisch ist, thun weh. Den Merkurio und die Amme, die man auch ihrer eignen schwatzhaften Zunge überlassen kann, magst Du allein behalten.“<sup>541</sup>

Das Zitat zeigt, dass Caroline Michaelis sich sehr genau und intensiv mit dem Originaltext beschäftigt hatte. Sie reflektiert über die Worte verschiedener Charaktere, tut dies jedoch nicht nur aus der Sicht einer Leserin, sondern aus dem Blickwinkel einer Übersetzerin. Offen überlegt sie, ob es moralisch vertretbar sei, eine Textzeile, die ihr unpassend und „anstößig“ erscheint, die ihr „weh tut“, in der Übersetzung auszulassen bzw. „wegzuübersetzen“.<sup>542</sup> Der entsprechende Vers (140) gehört nicht zu dem Teil der Szene, der im Entwurf in Caroline Michaelis’ Handschrift vorliegt. Wie dies zu beurteilen ist, hängt davon ab, wie man sich die Zusammenarbeit der Eheleute grundsätzlich vorstellt. Ein weiteres Zitat aus Caroline Michaelis’ Briefwechsel gibt dazu Hinweise. So schreibt sie an Georg Philipp Friedrich von Harden-

<sup>539</sup> Ebd. S. 240.

<sup>540</sup> Ebd. S. 239 f.

<sup>541</sup> Caroline Michaelis an A. W. Schlegel, vermutlich 1797. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 431 (Nr. 187).

<sup>542</sup> Letztendlich hat sie sich offenbar dagegen entschieden, den unliebsamen Satz zu übergehen (oder A. W. Schlegel hat dies verhindert): Auch in der gedruckten deutschen Übersetzung sagt die Mutter an dieser Stelle: „Wär doch die Törin ihrem Grab vermählt“.

berg (Novalis) Anfang 1799: „Wir sind fleißig und sehr glücklich. Seit Anfang des Jahres komme ich wenig von Wilhelms Zimmer. Ich übersetze das zweite Stück Shakespear, Jamben, Prosa, mitunter Reime sogar.“<sup>543</sup>

Verschiedenes wird hier deutlich: Zum einen sagt sie ganz klar „ich übersetze“. Es ist folglich nicht von einer unterstützenden Arbeit wie der Beratung über verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten oder dem Abschreiben einer Handschrift die Rede, sondern von *tatsächlicher* Übersetzungsarbeit, die verschiedene Arten literarischer Dichtung umfasst. Zum anderen zeigen die Formulierungen „wir sind fleißig“ und „[ich komme] wenig von Wilhelms Zimmer“, dass eine gemeinsame Arbeit stattfand. Man kann daraus schließen, dass beide Ehepartner übersetzten, sich das jeweilige Drama vielleicht stückweise aufteilten, dabei aber größtenteils im gleichen Raum arbeiteten und sich so auch während des Übersetzens austauschen konnten. Der letzte Satz des vorherigen Zitats wiederum könnte ein Hinweis auf die Art und Weise der gemeinsamen Arbeit sein. „Den Merkurio und die Amme [...] magst Du allein behalten“ kann so verstanden werden, dass sie August Wilhelm Schlegel diese beiden Charaktere zur Übersetzung überließ, während sie für den Charakter der Lady Capulet zuständig war. Demnach hätten sich die Eheleute die Dramen nach Charakteren aufgeteilt, was vielleicht zur Einheitlichkeit der Sprache innerhalb eines Charakters beitragen sollte. Möglicherweise ist damit jedoch auch nur ein „(Bei) behalten“ der vollständigen Zeilen dieser beiden Charaktere gemeint, im Unterschied zur angedachten Veränderung der Worte der Mutter. Die 92 aufeinanderfolgenden Verse in Caroline Michaelis’ Handschrift jedenfalls scheinen eher darauf hinzudeuten, dass die Szenen abschnittsweise aufgeteilt wurden. Die genaue gemeinsame Arbeitsweise ist also nicht mehr mit Sicherheit zu rekonstruieren. Somit ist auch die jeweilige Handschrift, in der die Entwürfe und Abschriften verfasst sind, kein verlässlicher Beweis für den geistigen Urheber der entsprechenden Übersetzung. Vielmehr kann es sich bei den Komplett-Manuskripten bereits um eine zusammengesetzte Version handeln, in die die unterschiedlichen Teil-Übersetzungen eingebracht worden waren. Bei einer Aufteilung der Originale wird eine gewisse Angleichung und Abstimmung in jedem Fall notwendig gewesen sein.

Der Abschnitt aus dem zitierten Brief an Hardenberg widerspricht teilweise Bernays Angabe zum Ende der Zusammenarbeit von Caroline und August Wilhelm Schlegel:

„Aber freilich wird diese Mitwirkung nur für die ersten beiden Jahre ihres Zusammenlebens anzunehmen sein. Es ist ergetzlich, wie unsere Handschriften das allmähliche Erkalten der Theilnahme zwischen den ungleich gepaarten Gatten andeuten. Im Beginn der Ehe wird der Romeo völlig ausgearbeitet; hier erscheint Caroline in reger Mitthätigkeit; in den Manuscripten der Stücke, mit denen Schlegel sich während der Jahre 1797 und 1798 beschäftigte, bleibt diese Thätigkeit sichtbar, obgleich die weiblichen Schrift-

<sup>543</sup> Caroline Michaelis an G. Ph. F. von Hardenberg, Jena, 4.2.1799. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 499 (Nr. 219).

züge sich immer seltener neben den männlichen zeigen; zum letzten Mal nehmen wir sie wahr im Manuscript des Kaufmanns von Venedig. Dies Lustspiel ward, wie ich mit Sicherheit annehmen darf, in den letzten Monaten des Jahres 1798 übertragen: im October dieses Jahres aber war Schelling in den Jena'schen Kreis eingetreten.<sup>544</sup>

Caroline Michaelis' Bericht, sie übersetze „das zweite Stück Shakespear“, stammt vom Februar 1799. Zu dieser Zeit hatten sich die Eheleute zwar privat wie auch im Hinblick auf die gemeinsame Arbeit zunehmend auseinandergelebt, jedoch war Anfang 1799 die gemeinsame Übersetzungsarbeit noch in vollem Gange und dauerte somit insgesamt länger als angenommen. Wenn hier vom „zweiten Stück Shakespear“ die Rede ist, so handelt es sich nicht etwa um das zweite Drama, das das Ehepaar Schlegel zu übersetzen begann – denn zu dieser Zeit waren bereits mehrere Stücke vollendet. Vielmehr ist hier wohl das in der Druckausgabe an zweiter Stelle erscheinende Stück gemeint, „Der Kaufmann von Venedig“, dessen Übersetzung, entgegen Bernays' Annahme, offenbar nicht in den letzten Monaten des Jahres 1798 vollendet wurde, sondern noch bis mindestens Februar des folgenden Jahres andauerte.

Caroline Michaelis nimmt in ihrem zitierten Brief an A. W. Schlegel, in dem sie die Überlegungen zu „Romeo und Julia“ anstellt, auch Bezug auf zwei andere Shakespeare-Dramen, „Richard III.“ und „Macbeth“. Die Übersetzung des „Macbeth“, die später in der Gesamtausgabe veröffentlicht wurde, stammt jedoch weder von Caroline Michaelis noch von A. W. Schlegel, sondern von Dorothea Tieck, die zusammen mit Wolf Heinrich Graf von Baudissin das Gesamtwerk 1830–1833 vollendete.

Möglicherweise hatte Caroline Michaelis mit der Übersetzung des „Macbeth“ schon begonnen, jedoch kam das Unterfangen nie zu einem Abschluss. Sie hatte sich jedenfalls mit dem Text bereits intensiv auseinandergesetzt. Ihre Äußerung, „und auch Lady Macbeth mag sagen: ich weiß, wie süß es ist, ein Kind an eigner Brust zu tränken etc., statt – ich habe keine Kinder etc.“ bezieht sich auf das Problem, dass Macbeth und seine Frau im Stück keine Kinder haben (können), während in der hier angesprochenen Szene Lady Macbeth offenbar auf ein leibliches Kind Bezug nimmt.<sup>545</sup> Es scheint sich um einen logischen Fehler zu handeln, den Caroline Michaelis hier als ebenfalls mögliche Stelle für eine korrigierende Übersetzung anführt. Dorothea Tieck übersetzt diese Stelle später: „Ich hab gesäugt und weiß, Süß ists, das Kind zu lieben, das ich tränke“.<sup>546</sup> Michaelis' Äußerungen bezüglich „Richard III.“ scheinen ebenso darauf hinzudeuten, dass sie auch in diese Übersetzung aktiv involviert war oder sich zumindest bereits detailliert mit dem Drama

<sup>544</sup> Bernays, *Zur Entstehungsgeschichte*, S. 23.

<sup>545</sup> Die historische Lady Macbeth (Gruoch, Enkelin von Kenneth III.) hatte in der Tat einen Sohn aus erster Ehe, Lulach, der sogar für kurze Zeit Macbeth auf dem Thron beerbte (1057–1058).

<sup>546</sup> William Shakespeare, *Tragödien II* (Schlegel-Tieck-Übersetzung in sieben Bänden), Neuausgabe Berlin: Hofenberg, 2015, S. 285 (Macbeth, Akt 1, Szene 7).

auseinandergesetzt hatte. Handschriften zu diesem Stück sind nicht überliefert, eine Beteiligung Caroline Michaelis' an diesem Stück kann somit nicht nachgewiesen werden.

Interessant ist der Blick auf die Sekundärliteratur und deren unterschiedliche Einschätzung von Caroline Michaelis' Rolle im Zusammenhang mit den Shakespeare-Übersetzungen. Während Bernays bereits 1872 die Mitarbeit Caroline Michaelis' bei den Übersetzungen anerkannte und würdigte, stellt eine 40 Jahre später veröffentlichte Analyse der Shakespeare-Werke in dieser Hinsicht einen Rückschritt dar. 1912 veröffentlichte Hermann Conrad einen Band mit dem Titel „Unechtheiten in der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung (1797–1801)“.<sup>547</sup> Die Möglichkeit, dass Caroline Michaelis größere Teile eines oder mehrerer Werke selbst übersetzte, wird hier erst gar nicht in Betracht gezogen. Conrad sieht sie ausschließlich in der Rolle der Abschreiberin, die die Übersetzungen nur „verschlimmbesserte“. Fast sämtliche Änderungen zwischen den Manuskripten und der Druckausgabe werden hier negativ bewertet und Caroline Schlegel zur alleinigen Last gelegt. Im Inhaltsverzeichnis finden sich Kapitel wie „Sprachfehler“, „Denkfehler“, „Gute Fassung des Manuskripts verschlimmbessert in der ersten Ausgabe“ oder „Mangelhafte Auswahl bei mehrfachen Fassungen Schlegels“. Das Kapitel „Wirkliche Besserungen von Karolinens Hand“ umfasst lediglich zwei Seiten, die übrigen 79 Seiten des Buches bestehen aus harscher Kritik. Abschließend urteilt Conrad:

„Karoline, wie wir gesehen haben, besass die letztere Eigenschaft [i. e. dichterisches Gefühl, K. E.] nur in sehr bescheidenem Masse, die erstere [i. e. philologische Sprachkenntnis, K. E.] so wenig, dass sie sich nur an ein paar Stellen [...] getraut hat, den englischen Text auch nur anzusehen; von einer umfassenderen Verbesserung der von Schlegel gemachten Uebersetzungsfehler, die man bei der Selbstherrlichkeit, mit der sie in Schlegels feiner Arbeit herumkorrigierte, hätte erwarten müssen, konnte keine Rede sein. Von dem Frauen viel mehr als uns gegebenen Feingefühl auch für sprachliche Formgebung ist bei ihr nichts zu merken: sie war mehr Mann als Frau; und was ihr abging, die weibliche Fein- und Anempfindung, besass ihr Mann in hervorragendem Masse. „Dame Lucifer“, wie der von ihr vielgeschmähte Schiller sie scherzend nannte, brachte zu dieser Aufgabe nur eine romantische Vorstellung von dem eigenen Selbst mit und die damit regelmässig verknüpfte leichtfertige Ueberzeugung, dass das aus der grundlosen Tiefe ihres Genies aufsteigende Belieben, ihr Belieben, immer das Rechte und Mustergültige treffen werde. Und dieser von einer derartigen Herausgeberin rücksichtslos

---

<sup>547</sup> Hermann Conrad, *Unechtheiten in der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakspeare-Übersetzung (1797–1801): nachgewiesen aus seinen Manuskripten*, Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1912.

verfälschte Text der ersten Ausgabe hat bisher für authentisch gegolten, weil ausser Bernays<sup>548</sup> niemand den Urtext kannte.“<sup>549</sup>

Conrad wirft ihr nicht nur fehlende Sachkenntnis, d.h. Sprachkenntnisse sowie fehlendes dichterisches Vermögen, sondern außerdem noch Selbstherrlichkeit, ein übersteigertes Selbstbewusstsein und nicht zuletzt fehlende Weiblichkeit vor.<sup>550</sup> Der gesamte Text ist geprägt von Verachtung, die sich in teilweise völlig unsachlichen Vorwürfen und einer diffamierenden Wortwahl ausdrückt. Die Rolle Caroline Michaelis' in Bezug auf die Shakespeare-Übersetzungen ist bei Conrad eine durchweg negative: Beim Abschreiben der Manuskripte „verschlimmbesserte“ sie angeblich den Text, eine gleichberechtigte Mitarbeit bei der Übersetzung steht gar nicht zur Diskussion.

Auch Peter Gebhardt<sup>551</sup> geht 1970 von einer alleinigen Autorschaft A. W. Schlegels aus. Caroline Michaelis sieht er in der Rolle der Editorin, der er jedoch keine eigenmächtigen Änderungen des Manuskripts zutraut. Conrads Beurteilung immerhin als „durch Vorurteile und Polemik getrübt“<sup>552</sup> kritisierend, ist er der Ansicht, „[o]hne Einwilligung ihres Gatten wird Caroline weder nennenswerte Streichungen im Manuskript noch erhebliche Änderungen an der Druckvorlage vorgenommen haben.“<sup>553</sup> Weiter schreibt er: „Nicht als ein voneinander unabhängiges Nebeneinander haben wir uns die Übersetzungsarbeit der Ehegatten zu denken, sondern als ein Miteinander, bei dem Schlegel grundsätzlich das letzte Wort behält.“<sup>554</sup> Gebhardt geht somit von einer gemeinsamen Arbeit aus, bei der A. W. Schlegel jedoch die letzten Entscheidungen trifft.

Beim Vergleich dieser drei Sekundärliteratur-Werke spricht somit das älteste Caroline Michaelis den größten Anteil an den Shakespeare-Übersetzungen zu. Zudem erkennt Bernays Caroline Michaelis' wichtige Rolle als Editorin und bewertet ihre Arbeit, im Gegensatz zu Conrad, äußerst positiv. Auch er bemerkt, dass sich kaum feststellen lässt, ob sie sämtliche Änderungen aus eigenem Antrieb oder auf Anweisung A. W. Schlegels vornahm, konstatiert jedoch: „Hat Caroline wirklich überall da, wo ihre Hand sichtbar wird, ihr selbstständiges Urtheil walten lassen, so müssen wir den Feinsinn der seltenen Frau, die Sicherheit ihres künstlerischen Ge-

<sup>548</sup> Vgl. Bernays, *Zur Entstehungsgeschichte*.

<sup>549</sup> Conrad, *Unechtheiten*, S. 78.

<sup>550</sup> An anderer Stelle zieht er sogar ihre Handschrift als Hinweis auf ihren mangelhaften Charakter heran: „Der flüchtigen Nonchalance Schlegels entspricht bei Karoline jene kleinliche Pedanterie, die wir auch in ihren Textänderungen so häufig bewährt finden [...]. Der Charakter ihrer Schrift ist unbeeirrte Festigkeit und starres, übertriebenes Selbstbewusstsein, das sich ebenso sehr in der vermeintlichen Überlegenheit ihres poetischen Empfindens, hervortretend in ihren Textänderungen, zeigt, wie es sowohl von Schiller wie von Goethe in ihrem ganzen Auftreten spöttisch gekennzeichnet wird.“ Conrad, *Unechtheiten*, S. 5 f.

<sup>551</sup> Peter Gebhardt, *A. W. Schlegels Shakespeare-Übersetzung. Untersuchungen zu seinem Übersetzungsverfahren am Beispiel des Hamlet*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1970.

<sup>552</sup> Gebhardt, *Schlegels Shakespeare-Übersetzung*, S. 134.

<sup>553</sup> Ebd.

<sup>554</sup> Ebd.

fühls hier von neuem bewundern.<sup>555</sup> Er nennt als Hinweis auf ihre eigenständigen Entscheidungen eine Notiz A. W. Schlegels am Rand des Manuskripts zu „Romeo und Julia“:

„Julia, aus dem todesähnlichen Schlummer erwachend, fragt den Mönch:

O comfortable friar, where is my lord?

O güt'ger Vater! wo ist mein Gemahl?

Mit dieser Übersetzung Schlegels war Caroline nicht zufrieden; und sie hatte Recht; denn der Begriff des Tröstlichen, Hilfreichen (comfortable) durfte hier nicht abgeschwächt werden. Der Gemahl durchstrich daher die Worte: ‚O güt'ger Vater‘, konnte aber selbst nichts Schicklicheres finden, und begnügte sich, am Rande zu bemerken: ‚C. will mit Gewalt auf etwas andres denken‘. Caroline erdachte denn auch etwas andres und besseres; sie schrieb darunter: O Trostesbringer!<sup>556</sup>

A. W. Schlegels Randbemerkung zeigt in der Tat, dass Caroline Michaelis sich aktiv in die Übersetzung einbrachte und im Zuge der Anfertigung einer Druckfassung Schlegels Übersetzung immer wieder kritisch hinterfragte und ihre eigenen Vorschläge einbrachte. Es zeigt auch, dass A. W. Schlegel ihre Kritik wahrnahm und respektierte, und dass eine gemeinsame Auseinandersetzung mit den Stücken und der jeweiligen Übersetzung stattfand. Bernays glaubt eine generelle Eigenart der Verbesserungsvorschläge und Änderungen Caroline Michaelis' ausgemacht zu haben. So schreibt er, die Gemeinsamkeit bestehe darin,

„daß sie eine entschiedenere Einfachheit des Ausdrucks und der Satzbildung bezwecken. [...] Manchmal will sie auch den Vers, der ihr zu stocken scheint, in leichteren Fluß versetzen; aber hierin kann der Gemahl, der vor allem die verschiedenen Erfordernisse des dramatischen Verses zu bedenken hat, ihr nicht immer zu Willen sein.“<sup>557</sup>

Freilich unterliefen auch Caroline Michaelis tatsächliche Fehler, so zum Beispiel das Auslassen einzelner Verse. Grund dafür waren wohl in erster Linie die durch verschiedene Änderungen und Alternativvorschläge von Schlegel und/oder Michaelis unübersichtlich gewordenen Manuskripte. Durchstreichungen sind in den ersten Abschriften nicht immer eindeutig und manchmal werden bei der Abschrift Zeilen oder Worte übersehen. Dass das Zusammenschreiben der Manuskripte allein schon eine äußerst anspruchsvolle Aufgabe war, berichtete Caroline Michaelis auch ihrer

<sup>555</sup> Bernays, *Zur Entstehungsgeschichte*, S. 240.

<sup>556</sup> Ebd. S. 240. Conrad bewertet die gleiche Stelle völlig anders: „Im heutigen Text steht Karolinens Fassung: ‚o Trostesbringer!‘ Sie kannte die Bedeutung ‚tröstlich‘ von comfortable, die in jener Zeit häufige, jetzt veraltete, ‚hilfreich, liebeich‘ kannte sie nicht; das nimmt ihr niemand übel. Schlegel kannte sie auch nicht, aber er sah ein, dass von Trost hier keine Rede sein kann, dass Karolinens Wort in dieser Situation ganz unmöglich ist; und so übersetzte er intuitiv richtig und wunderschön, wie er getan hat.“ Conrad, *Unechtheiten*, S. 84.

<sup>557</sup> Bernays, *Zur Entstehungsgeschichte*, S. 241.

Freundin Luise Gotter im September 1797: „Ich sende dir hier ein paar Damen, die ich gern begleitet hätte, wenn Plaz da gewesen wäre, und nicht sonst einiges mich zurück hielte, als z. B. ein ganzes Shaksp. Stück abzuschreiben, das unter die Presse muß, und wo sich kein Fremder in die erste Handschrift finden kann“.<sup>558</sup>

War es schon für sie selbst schwierig, in den Manuskripten den Überblick zu behalten, wäre diese Aufgabe für eine unbeteiligte, d.h. nicht in den Übersetzungsprozess selbst eingebundene, Person fast unmöglich gewesen. Nur weil sie bereits an den Entwürfen und ersten Handschriften gearbeitet hatte, konnte Caroline Michaelis eine hochwertige Druckversion erstellen. Die gelegentlichen Fehler sind sicherlich zum Teil auch auf den Zeitdruck zurückzuführen, den sie im obigen Zitat anspricht. Wer in jedem einzelnen Fall die letztliche Entscheidung traf, ist kaum mehr festzustellen. Dass A. W. Schlegel seiner Frau bei der Edition vertraute, zeigt jedoch die Tatsache, dass er die Druckversionen nicht mehr selbst Korrektur las, bevor sie in den Druck gegeben wurden. Dies überließ er seinem Bruder und dem Verleger Unger in Berlin.<sup>559</sup> Interessanterweise wurden Textänderungen, die Conrad unter „entstellend“ listet, weder in der Ausgabe ab 1825 noch in der ab 1839 rückgängig gemacht.<sup>560</sup> Hier kann man vermuten, dass A. W. Schlegel sich der Mühe einer detaillierten Überarbeitung der Texte nach so vielen Jahren nicht mehr unterziehen wollte, zumal das Projekt zu dieser Zeit bereits in den Händen Ludwigs bzw. Dorothea Tiecks lag – es kann aber auch als nachträgliche Legitimierung der Änderungen aufgefasst werden.

### 3.1.3 Andere gemeinschaftliche Arbeiten und Projekte

Abgesehen von der Mitarbeit an den Shakespeare-Übersetzungen war Caroline Michaelis auch an anderen Projekten ihres Mannes und ihres Schwagers beteiligt. Im Mai 1798 veröffentlichten die Schlegel-Brüder die erste Ausgabe ihrer Zeitung „Athenäum“, die zwischen 1798 und 1800 in sechs Heften erschien und eines der zentralen literarischen Organe der deutschen Romantik darstellte. Die Pläne dazu diskutierten sie im Herbst und Winter 1797/1798, wobei auch Caroline Michaelis in die Pläne einbezogen wurde, wie ein Brief Friedrich Schlegels an seine Schwägerin zeigt:

„Schreiben Sie mir doch ja, alles was Sie für sich dazu zu thun denken, auch noch ehe Sie fixirt sind. Ich rathe Ihnen dann, so gut ichs weiß. Rathen auch Sie mir, und überlegen Sie alles, was ich von meinen Arbeiten und Projekten dafür schreibe, recht kritisch und gründlich. – Besonders aber auch das, was Wilhelm thun kann und will, befördern Sie durch Ihre Theilnahme. Wenn er meinen Vorschlag wegen der neuesten lyrischen Gedichte des Meisters ein-

<sup>558</sup> Caroline Michaelis an Luise Gotter, Jena, 7.9.1797. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 424 (Nr. 185).

<sup>559</sup> Gebhardt, *Schlegels Shakespeare-Übersetzung*, S. 135.

<sup>560</sup> Gebhardt, *Schlegels Shakespeare-Übersetzung*, S. 134.



geht: so können Sie ihm gewiß sehr viel dazu helfen. – Lassen Sie sich weder [durch] Wilhelms Treiben noch Ihre Arbeitsscheu den Gedanken verleiden, selbst Beyträge zu geben. Wenn Sie dieß aber auch nicht gleich können oder wollen, so bleibt Ihnen doch sehr viel übrig – durch Theilnahme und Rath unsern Eifer zu verdoppeln und zu berichtigen.“<sup>561</sup>

Zum einen rechnete Friedrich Schlegel mit ihr als Ratgeberin und Kritikerin, die ihn und seinen Bruder bei ihren Beiträgen beraten und unterstützen sollte. Während sie seine eigenen Beiträge und Ideen „recht kritisch und gründlich“ betrachten sollte, erwartete er, dass sie ihrem Ehemann noch aktiver zur Seite stehen und ihm bei einem bestimmten Beitrag „sehr viel dazu helfen“ könne. Es zeigt das Vertrauen, das Friedrich Schlegel in das literarische Gespür und das Urteilsvermögen seiner Schwägerin setzte.

Im weiteren Verlauf des obigen Briefes bescheinigt er ihr, dass „Briefe und Recensionen Formen sind, die [sie] ganz in [ihrer] Gewalt [habe]“. In der Tat kann man davon ausgehen, dass Caroline Michaelis an den fast 300 Rezensionen, die A. W. Schlegel innerhalb von drei Jahren für die „allgemeine Literaturzeitung“ verfasste,<sup>562</sup> maßgeblich beteiligt war und somit über viel Erfahrung in diesem Genre verfügte. Entsprechend ermutigte Friedrich Schlegel sie, auch eigene Texte zu verfassen. Zusätzlich zu den Textformen die sie „in ihrer Gewalt“ hatte, schlug er eine „Rhapsodie“ vor, die er als ihre „Naturform“ betrachtete:

„Ich habe immer geglaubt, Ihre Naturform – denn ich glaube, jeder Mensch von Kraft und Geist hat seine eigenthümliche – wäre die Rhapsodie. [...] Man erschwert sich gewiß sehr, wenn man, besonders bey wenig Uebung, eine Form wählt, die Einem nicht natürlich und also nur durch große Kunst und Anstrengung erreichbar ist. – Sollten Sie jemahls einen Roman schreiben: so müßte vielleicht ein anderer den Plan machen, und wenn nicht das Ganze aus Briefen bestehn sollte, auch alles darin schreiben, was nicht in Briefen wäre. – [?Sie können wohl Fragmente sprechen und auch in Briefen schreiben: aber sie sind immer grade nur in dem, was ganz individuell und also für unsern Zweck nicht brauchbar ist. – Ihre Philosophie und Ihre Fragmentheit gehn jede ihren eignen Gang. – [Seyn Sie also ja vorsichtig bey der Wahl der Form, und bedenken Sie, daß Briefe und Recensionen Formen sind, die Sie ganz in der Gewalt haben.] An den Briefen über Shakespears komischen Geist schreiben Sie doch auch mit, wenn der Vorschlag acceptirt wird? – ]?

Was sich aus Ihren Briefen drucken ließe, ist viel zu rein, schön und weich, als daß ich es in Fragmente gleichsam zerbrochen, und durch die bloße Aushebung kokett gemacht sehn möchte. Dagegen denke ich, es würde mir nicht

<sup>561</sup> Friedrich Schlegel an Caroline Michaelis, Berlin, Nov.(?) 1797. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 438 (Nr. 191).

<sup>562</sup> Johannes Bobeth, *Die Zeitschriften der Romantik: Preisschrift der Knust-Stiftung in Leipzig*, Leipzig: Haessel 1911, S. 15.

unmöglich seyn, aus Ihren Briefen eine große philosophische Rhapsodie zu – diaskeuasiren. Was meinen Sie dazu?<sup>563</sup>

Friedrich Schlegel sah Caroline Michaelis Stärken somit in kürzeren Texten in freier Gestaltung, wie eben der Rhapsodie, und vor allem in Briefen. Sollte sie einen Roman schreiben, so müsse jemand anderes „alles darin schreiben, was nicht in Briefen wäre“. Diese angenommene Affinität von Weiblichkeit und Brief bzw. Briefroman war im 18. Jahrhundert weit verbreitet; Natürlichkeit, Lebhaftigkeit und Spontaneität galten als weibliche Stärke, die der männlichen, bei Frauen dagegen nicht gern gesehenen, Gelehrtheit gegenübergestellt wurde.<sup>564</sup> Entsprechend bietet Friedrich Schlegel ihr an, aus ihren Briefen „eine große philosophische Rhapsodie“ zusammenzuredigieren. Dies ist zwar nicht geschehen – ob es an Caroline Michaelis' Ablehnung lag oder andere Gründe hatte, ist unbekannt. Jedoch erschien mindestens ein anderer Text, der ebenfalls auf ihren Briefen basierte. So wurden Caroline Michaelis' Ausführungen und Überlegungen zu „Romeo und Julia“ später in A. W. Schlegels „Kritischen Schriften“ veröffentlicht. Der Text stellt teils eine exakte Übernahme, teils eine etwas umstrukturierte, ausführlichere und überarbeitete Version ihrer Brief-Essays dar. Schlegel schreibt im Vorwort, dieser Beitrag (u. a.) sei „von der Hand einer geistreichen Frau, welche alle Talente besaß, um als Schriftstellerin zu glänzen, deren Ehrgeiz aber nicht darauf gerichtet war.“<sup>565</sup> Ob sie die Umarbeitung des Textes allein vornahm, ist nicht bekannt.

Trotz Friedrich Schlegels Drängen, auch selbst Texte für das Athenäum zu verfassen, sind nur wenige Beiträge von ihr ermittelt worden, wie z. B. die Rezension „Über Johann Müllers Briefe“ (Athenäum II, 2, S. 313-316).<sup>566</sup> In anderen Fällen war sie am Beitrag beteiligt, aber nicht allein dafür verantwortlich. So stammen eventuell Teile des Fragments im Athenäum I, 2 (S. 307) von ihr, außerdem verfasste sie Teile des Beitrags „Die Gemälde“ (Athenäum, II, 1, S. 39-151), der unterschiedliche Meinungen der Romantiker in Gesprächsform behandelt. A. W. Schlegel schrieb dazu an Goethe, „die meisten Gemälde-Beschreibungen, und das was den Raphael betrifft“ seien von seiner Frau verfasst, während „das übrige vom Dialog, die dem Waller beigelegten Beschreibungen und die erkatholischen Gedichte“ von ihm selbst stamme.<sup>567</sup> Zudem sieht J. Bobeth sie als Vorbild für die

<sup>563</sup> Friedrich Schlegel an Caroline Michaelis, Berlin, Nov.(?) 1797. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 438 (Nr. 191).

<sup>564</sup> Vgl. dazu bspw. Silvia Bovenschen, *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchung zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979, S. 200-220 oder Regina Nörtemann, „Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese“. In: Angelika Ebrecht (u. a.) (Hrsg.), *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*, Stuttgart: Metzler 1990, S. 211-224.

<sup>565</sup> August Wilhelm Schlegel, *Kritische Schriften*, Bd. 1, Berlin (u. a.): Reimer (u. a.) 1828, S. XVII/XVIII (Vorrede).

<sup>566</sup> Ernst Behler, *Die Zeitschriften der Brüder Schlegel: Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Romantik*, Darmstadt: WBG 1983, S. 30.

<sup>567</sup> Behler, *Die Zeitschriften der Brüder Schlegel*, S. 39.

Luise, die in dem Beitrag das Gespräch mit Waller – der für A. W. Schlegel selbst steht – führt.<sup>568</sup> Auch im „Gespräch über Poesie“ von Friedrich Schlegel, das im letzten Band des Athenäums erschien, soll sie Vorbild für eine Figur gewesen sein. „Amalie, die alle schlechten Romane von Fielding bis Lafontaine gelesen und sich somit der Kritik gemein gemacht hat“ sei Caroline Michaelis, während „Marcus, der den Unterricht im Metrischen für so wichtig hält“ ihren Mann August Wilhelm Schlegel darstelle, schreibt Bobeth in Anlehnung an Rudolf Haym in „Die romantische Schule“.<sup>569</sup>

Auch als Friedrich Schlegel „als einer der ersten in Deutschland Konsequenzen aus den revolutionären Entwicklungstendenzen in Frankreich hinsichtlich der Stellung der Frau [zog und] dringende Fragen der Emanzipation, der Moral und der Gesellschaftskritik in dem [1799 erschienenen] Romanfragment ‚Lucinde‘ [debat- tierte]“, geschah dies, Sigrid Damm zufolge, auf Anregung Caroline Michaelis’ hin.<sup>570</sup> Es war nicht der einzige Text, zu dem sie Friedrich Schlegel animierte. Bereits 1795 hatte sie ihm das 1793 erschienene Buch „Esquisse d’un tableau historique des progrès de l’humain“ vom Marquis de Condorcet empfohlen, zu dem er tatsächlich noch im selben Jahr eine Rezension verfasste.<sup>571</sup>

Ebenfalls im Jahr 1795 bot sie Friedrich Schlegel an, für ein leider nicht genanntes Werk einen Verleger zu suchen. Ob es dazu gekommen ist, ist nicht mehr nachzuvollziehen, jedoch zeigt Friedrich Schlegels Brief an Caroline Michaelis, dass er gewillt war, ihr die Einzelheiten bei den Vertragsverhandlungen zu überlassen:

„Was ich leisten will, habe ich schon geschrieben. Ich verlange

1. Das französische Exemplar frey. Diß muß eiligst verschrieben werden.
2. 1 Ldr. Honorar für den Bogen.
3. 8 Frey-Exemplare.

Die beyden lezten Artikel können Sie nach Gutdünken modifiziren.

Entweder behalten Sie sich, wenn er einwilligt, vor die letzte entscheidende Antwort von mir erst zu geben, wenn Sie mir geschrieben: oder wenn es Ihnen so gut scheint, akzeptiren Sie sogleich, und schreiben *sogleich* an Götschen, daß Sie es gethan. Denn dieser hat für mich bey jemand gefragt.“<sup>572</sup>

Dies spricht für großes Vertrauen in Caroline Michaelis auf Seiten Friedrich Schlegels, nicht nur in literarischer Hinsicht, sondern auch in ganz alltagspraktischen Angelegenheiten. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass er zwei Jahre später bei den Planungen zum Athenäum auf ihre Mitarbeit setzte.

<sup>568</sup> Bobeth, *Die Zeitschriften der Romantik*, S. 75.

<sup>569</sup> Ebd. S. 54, bezieht sich auf Rudolf Haym, *Die romantische Schule: Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes*, Berlin: Gaertner 1870, S. 681.

<sup>570</sup> Damm, „Caroline Schelling, geborene Michaelis“, S. 61.

<sup>571</sup> Brief von Caroline Michaelis an Friedrich Schlegel, Juni 1795(?). Damm, „Lieber Freund...“, S. 376.

<sup>572</sup> Friedrich Schlegel an Caroline Michaelis, Dresden, 2.10.1795. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 373 (Nr. 157).

Interessant an dem ersten zitierten Brief Friedrich Schlegels ist, dass er die literarische Zusammenarbeit zweier (oder mehrerer) Personen als selbstverständlich und alltäglich darstellt. Sich gegenseitig zu beraten, Texte anderer zu neuen Formen umzugestalten oder Texte von anderen überarbeiten oder beurteilen zu lassen, sieht er nicht nur als möglich, sondern als natürlich, sogar notwendig an, weil jeder Autor – auch und gerade im Hinblick auf literarische Formen – seine individuellen Stärken und Schwächen hat. Die Frage der geistigen Urheberchaft, die gerade in Bezug auf die Shakespeare-Übersetzungen teilweise sehr hitzig diskutiert wurde, die Frage nach einzelnen Wörtern und welcher Satz von wem erdacht oder ausgewählt wurde, scheint den Zeitgenossen weitaus weniger wichtig gewesen zu sein als den meisten späteren Forschern. Die literarische Zusammenarbeit, bei der allen Beteiligten das gleiche Recht und die gleiche Pflicht zur Kritik und Entscheidung oblag, war eine selbstverständliche und übliche Arbeitsweise, die die Stärken und Schwächen der verschiedenen Autoren berücksichtigte. Insofern ist die Kooperation von Caroline Michaelis und August Wilhelm Schlegel bei den Shakespeare-Übersetzungen weit weniger außergewöhnlich, als es oftmals in der Forschung dargestellt wurde.

Eigene kleinere Übersetzungsprojekte verfolgte Caroline Michaelis jedoch zusätzlich. Nach dem Tod ihrer Tochter Auguste im Jahr 1800 beschloss sie, die von Auguste angefangene Übersetzung des „Tancred“ („Tancredi e Ghismunda“ aus Boccaccios „Il Decamerone“) zu vollenden.

„Lieber, ich las in diesen Tagen den Tancred wieder im Boccaz [...]. So viele Thränen hab ich darüber vergossen, wie Gismonda auf das Herz ihres Geliebten herabströmt, eben um diese Zeit war es, daß Auguste die Erzählung zu übersetzen anfing – ich habe mir vorgenommen sie zu vollenden, und so lange daran zu arbeiten, bis sie möglichst gelungen, und das Original wieder giebt in seiner Grosheit.“<sup>573</sup>

Es ist nicht klar zu bestimmen, ob Caroline Michaelis (und zuvor Auguste) das Stück direkt aus dem italienischen Original übersetzte oder ob eine andere Übersetzung, z. B. ins Französische oder Englische, als Vorlage diente. Es existierte bereits eine englische Übersetzung aus dem Jahr 1741, eine französische von 1757 (basierend auf einer älteren von 1545) und auch eine deutsche von 1782 (von A. G. Meißner). Viel spricht jedoch für das italienische Original, da Caroline Michaelis selbst angibt, „das Original“ möglichst gut wiedergeben zu wollen.

Im Dezember des gleichen Jahres schickte sie A. W. Schlegel ein von ihr übersetztes Nachspiel, dessen Aufführung sie erhoffte.

„Was du hier erhältst, mein artiger Freund, ist ein kleines artiges Nachspiel, was mir Luise noch geschickt hat, und ich in ein paar Abenden frey verdeutsch habe. Ich lege das Original bey, damit Du beurtheilen kannst, ob

<sup>573</sup> Caroline Michaelis an Schelling, 13.02.1801. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 2, S. 36 ff. (Nr. 286).

das Musikalische daran zur Musik des Ganzen gehört, oder füglich weggelassen werden mag [...]. Ich denke doch, Du kannst anbringen.“<sup>574</sup>

Auch hier ist leider nicht nachzuvollziehen, aus welcher Sprache das Stück übertragen wurde, welchen Titel es trug und ob es jemals zur Aufführung gekommen ist.

Während ihrer späteren Ehe mit Josef Schelling betätigte sich Caroline Michaelis noch hin und wieder als Rezensentin. In den Jahren 1805 und 1806 erschienen sechs Rezensionen in der 1804 neu gegründeten Allgemeinen Literatur-Zeitung.<sup>575</sup> Daneben übernahm sie für Schelling die Rolle der Sekretärin, fertigte Abschriften seiner Arbeiten an, versandte sie in seinem Auftrag und korrespondierte mit seinen Bekannten und Kollegen. Ansonsten konnte sich zu ihrer eigenen Übersetzertätigkeit zu dieser Zeit nichts finden.

### 3.1.4 Selbstbild

Dass Caroline Michaelis bereits in ihrer Jugend um ihre Rolle in der Gesellschaft sehr genau wusste und dennoch damit zu hadern schien, ist bereits deutlich geworden. Diese Ambivalenz zeigt sich auch in ihrem Erwachsenenleben immer wieder, wenn sie zwischen dem bürgerlichen, gesellschaftskonformen Leben und der Suche nach mehr persönlicher Freiheit schwankt. Mit der ersten Ehe und dem Umzug nach Clausthal folgte sie zunächst der gesellschaftlichen Norm. Bald stellte sich jedoch heraus, dass diese Heirat für sie in erster Linie gesellschaftliche Isolation bedeutete. So zeigt sich Caroline Michaelis nach einem Jahr Ehe zutiefst frustriert über ihre Rolle als Hausfrau:

„Ich bin nicht mehr Mädchen, die Liebe giebt mir nichts zu thun als in leichten häuslichen Pflichten – ich erwarte nichts mehr von einer rosenfarbenen Zukunft – mein Loos ist geworfen. Auch bin ich keine mystische Religions Enthousiastin – das sind doch die beyden Sphären, in denen sich der Weiber leidenschaftlichen drehn.“<sup>576</sup>

Abgeschnitten von der intellektuellen Infrastruktur der Universitätsstadt Göttingen, musste sie sich ihre gesamte Lektüre von Verwandten und Bekannten schicken lassen. Mehrfach beschwerte sie sich bei ihrer Schwester Lotte, wenn diese oder andere Bekannte ihr keine Bücher zukommen ließen:

„Meisterin brodloser Künste – unholdiger Geist, ich beschwöre Dich, schick mir keine Uhrbänder, sondern diesmal etwas zu lesen in gothischen Buchstaben. Ich bitte dich um Brod, und Du giebest mir einen Stein. Wie kann

<sup>574</sup> Caroline Michaelis an August Wilhelm Schlegel, 20./21.12.1801. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 2, S. 236 (Nr. 336).

<sup>575</sup> Damm, „*Lieber Freund...*“, S. 401.

<sup>576</sup> Caroline Michaelis an Lotte Michaelis, 28.05.1786, ebd. S. 107.

ich lachen? [...] Versteh, Du solst mir was aus dem Buchladen schicken, und künftige Woche kommt der ganze Braß mit eins zurück.“<sup>577</sup>

„Nur das noch, ob Du nichts zu lesen für mich hast? Ich vertrockne seit einiger Zeit, weil alle meine Bücherquellen sich verstopfen. [...] Wohl möchte ich neuere französische Trauerspiele, kleine Romane, Memoires oder auch etwas ensthafter. [...] Mir ist alles willkommen, waß ich noch nicht gelesen habe. Zweytens möchte ich etwas zu lesen, wenn man auf dem Sopha sitzt und einen Tisch vor sich hat, als ältere englische Geschichte aus Alfreds Zeiten; und den 4ten Theil von Plutarch (die andern hab ich gelesen). Alles auf einmal will ichs nicht. Bey der nächsten Gelegenheit kömt auch Winkelmann und Oßian wieder. Betreib dies ein bischen für Deine Schwester; es ist unverantwortlich, daß man mich so gleichgültig zum Aschenbrödel<sup>578</sup> werden läßt.“<sup>579</sup>

Die Briefe zeigen deutlich ihre Frustration über die räumliche wie auch gesellschaftliche Abgeschiedenheit in Clausthal. Auch im folgenden Brief, den sie nach einem Jahr Ehe an ihre Schwester schrieb, wird die tiefe Ernüchterung sichtbar: „[Clausthal] d. 15ten Junius [1785] als an der Jahresfeyer des Tages, der mich heut zwischen 4 Wände, bey einem geheizten Ofen, wie eine Mistbeetpflanze, die Sonne und Luft nur durch Glas genießt [sic], verbant [sic].“<sup>580</sup>

Obwohl sie aus einem wissenschaftlich orientierten Umfeld stammte und als Kind und Jugendliche eine überdurchschnittlich gute Bildung erfahren hatte, war ihre gesellschaftliche Rolle festgelegt. Nach dem frühen Tod Johann Böhmers im Februar 1788 erwartete man von der jungen Witwe, die zunächst zu ihren Eltern nach Göttingen zurückgekehrt war, eine zügige Wiederverheiratung. Caroline Michaelis jedoch unternahm nun, nach Jahren als Ehefrau, in denen sie sich eingesperrt und gesellschaftlich ausgegrenzt gefühlt hatte, den Versuch, die verhältnismäßige Freiheit als Witwe auszunutzen und ihre Vorstellung von einem eigenständigen Leben umzusetzen.

„Sie haben mich in einer Lage gekant, wo ich, von allen Seiten eingeschränkt, durch den Druck meines eigenen Gewichts niedersank – grausam bin ich herausgerißen, doch fühle ich, daß ich es bin, denn es ist so hell um mich geworden, als wenn ich zum erstenmal lebte, wie der kranke, der ins Leben

<sup>577</sup> Caroline Michaelis an Lotte Michaelis, 1785, ebd. S. 94.

<sup>578</sup> Bemerkenswert ist diese Erwähnung „Aschenbrödels“, 16 Jahre bevor die Grimm’schen „Kinder- und Hausmärchen“ erschienen (1812–1858). Dort wird zudem der Name „Aschenputtel“ verwendet, „Aschenbrödel“ wurde erst durch Ludwig Bechsteins „Deutsches Märchenbuch“ 1845 geläufig.

<sup>579</sup> Caroline Michaelis (Böhmer) an Lotte Michaelis, 20.03.1786. Damm, „*Lieber Freund...*“, S. 105.

<sup>580</sup> Caroline Michaelis (Böhmer) an Lotte Michaelis, 15.06.1785, ebd. S. 94.

zurückkehrt und eine Kraft nach der andern wieder erlangt und neue reine Frühlingsluft athmet, und in nie empfundenem Bewußtseyen schwelgt.“<sup>581</sup>

Ihre Familie sah ihre freie Lebensweise und den Umgang mit Göttinger Studenten wie Gottfried August Bürger, Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer oder August Wilhelm Schlegel<sup>582</sup> kritisch. Zudem stritt sie mit ihrer Mutter über die Erziehung ihrer beiden Töchter (der ein halbes Jahr nach Böhmers Tod geborene Sohn starb nach wenigen Wochen).<sup>583</sup> Eine freigeistigere Atmosphäre und ein besseres Leben für ihre Töchter erhoffte sich Caroline Michaelis in Marburg bei ihrem Bruder Fritz (Christian Friedrich) und zog 1789 für einige Zeit zu ihm. Einen Heiratsantrag von A. W. Schlegel lehnte sie von dort aus noch als lächerlich und unvorstellbar ab.

„Le mal est fait, denn Schlegel hat seit Dienstag einen Brief – ich würde aber das Uebel doch begangen haben, wenn ich auch Deine Warnung gelesen. Er schrieb mir dreymal, und wie! Da du am Donnerstag noch nichts von diesem ihn betroffenen Glücksfall erfahren hattest, so hoff ich, er geht ein wenig stiller damit zu Werk. Ich habe sehr über Jetten gelacht – Schlegel und ich! ich lache, indem ich schreibel Nein, das ist sicher – aus uns wird nichts. Daß doch gleich etwas werden muß. Es ist ein verwünschter Gedanke, den nur die schiefe Jette erzeugen kann.“<sup>584</sup>

Der Brief zeigt, dass sie zu diesem Zeitpunkt weit davon entfernt war, eine neue Ehe einzugehen. Sie hatte die Hoffnung, sich eine eigenständige Existenz für sich und ihre Töchter aufbauen zu können, in der ein Ehemann nicht vorgesehen war. Auch, als sie 1792 nach Mainz zog und engen Kontakt zu Georg und Therese Forster<sup>585</sup> sowie den in deren Haus verkehrenden Gelehrten pflegte, suchte sie zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts nicht nach einem „Versorger“, sondern nach

<sup>581</sup> Caroline Michaelis (Böhmer) an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Göttingen, 01.03.1789. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 176 (Nr. 90).

<sup>582</sup> A. W. Schlegel studierte 1786 bis 1791 in Göttingen und gehörte zum Kreis um Gottfried August Bürger.

<sup>583</sup> Damm, „*Lieber Freund...*“; S. 17.

<sup>584</sup> Caroline Michaelis (Böhmer) an Lotte Michaelis, Marburg 1789. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 190 f. (Nr. 94).

<sup>585</sup> Beide kannte sie seit ihrer Kindheit in Göttingen. Therese, die Tochter des Altertumswissenschaftlers Christian Gottlob Heyne, war keine ihrer engeren Freundinnen, tatsächlich bestand zwischen ihnen immer eine gewisse Spannung, die sich in gegenseitigen Anschuldigungen und Kritik am Lebenswandel der jeweils anderen ausdrückte. Georg Forster hatte sie ebenfalls bereits in Göttingen getroffen. Während seiner Lehrtätigkeit am Carolinum in Kassel, 1778–1784, war dieser mehrfach in Göttingen und bei verschiedenen ansässigen Professorenfamilien zu Gast. Caroline Michaelis bekam von ihm einen Stoff aus Tahiti geschenkt, siehe Caroline Michaelis an Julie von Studnitz, Göttingen, 31.01.1779. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 9 (Nr. 5). 1785 heirateten Georg Forster und Therese Heyne und lebten zunächst in Wilna, ab 1788 in Mainz. Als Caroline Michaelis im März 1792 nach Mainz zog, bewohnte sie eine eigene Wohnung in der Nähe der Forsters, siehe Stummann-Bowert, „Caroline Böhmer in Mainz“, S. 114 und 120. In deren Haus nahm sie an den abendlichen Lese- und Debattier-Zirkeln teil und ließ sich von der revolutionären Stimmung in Mainz anstecken (ebd. S. 123).

Arbeit als Übersetzerin. Durch das Zusammentreffen mit Meta Wedekind (vgl. Kapitel 3.3) erlebte sie, dass das literarische Übersetzen eine für alleinstehende Frauen eine mögliche und lohnende Arbeit sein konnte. Dies gab ihr die Zuversicht, sich und ihre Kinder durch Erwerbstätigkeit selbst versorgen zu können, ohne eine erneute Heirat anstreben zu müssen. Trotz Unterstützung durch Georg Forster glückte es ihr jedoch nicht, einen Übersetzungsauftrag zu erhalten. Georg Forster unternahm zwar den Versuch, seine Kontakte zu nutzen, und schlug seinem Verleger Christian Friedrich Voß<sup>586</sup> vor, die Briefe Mirabeaus von Caroline Michaelis übersetzen zu lassen, doch der Vorschlag kam zu spät, da die besagten Briefe bereits anderweitig übersetzt wurden. Andere Übersetzungswerke fanden sich auch in der nächsten Zeit nicht oder wurden ebenfalls abgelehnt.<sup>587</sup> Somit konnte sie – anders als Meta Wedekind – von Georg Forsters Erfahrung im Übersetzen nicht profitieren, weder durch Aufträge noch durch direkte Anleitung. Georg Forsters Einfluss auf Caroline Michaelis blieb auf den politischen Bereich beschränkt.

Nachdem sie nach der Zerschlagung der Mainzer Republik im Sommer 1793 gemeinsam mit Meta Wedekind sowie deren Mutter und Schwägerin in Festungshaft geriet, änderte sich ihre Lage dramatisch. Caroline Michaelis war nun gesellschaftlich geächtet, da man ihr ihre Kontakte zu politischen Provokateuren wie Georg Forster vorwarf. Dass sie zwar mit den Revolutionären sympathisierte, sich aber nie aktiv an Versammlungen o. Ä. beteiligt hatte, wurde ihr zwar bei ihrer Entlassung aus der Haft zugutegehalten. Die breite Öffentlichkeit wie auch die Göttinger Obrigkeit hatte sie da jedoch bereits als Landesverräterin eingestuft und blieb auch bei dieser Einschätzung. In Göttingen war sie fortan offiziell unerwünscht und durfte die Stadt nicht mehr betreten.

„An den Prorector Hofrat Feder zu Göttingen

Es ist vorgekommen, wasmaasen die sich itzt in Gotha aufhaltende Doctorin Böhmer, gebohrne Michaelis, sich vor einiger Zeit dort eingefunden hat. Da wir nun derselben den Aufenthalt in Göttingen nicht gestatten können, in Rücksicht der achtungswerthesten Familien, denen sie angehört, aber wünschen, daß ihnen diese Unsere feste Willens-Meinung auf eine schonende Weise hinterbracht werden möge; so erteilen Wir hiermit dem Herrn Prorector den Auftrag, solches der Mutter besagter Doctorin Böhmer und, falls es nötig seyn sollte, auch den übrigen Verwandten auf die angegebene Weise bekannt zu machen. Wenn jedoch wider Vermuthen mehrerwehnte Doctorin sich dort einfinden sollte, so wird sie sofort wegzuweisen seyn [...].

Wir zc. Hannover den 16. August 1794.

<sup>586</sup> Teilweise findet sich auch die Schreibweise „Voss“.

<sup>587</sup> Stummann-Bowert, „Caroline Böhmer in Mainz“, S. 122.



Königlich-Großbritannische zur Churfürstlichen Braunschweig-Lüneburgischen Regierung verordnete Geheime Räte.

Gf. Kielmannsegge.<sup>588</sup>

Aus der Haft im Sommer 1793 schrieb Caroline Michaelis Briefe, die deutlich machen, wie sehr sich ihre Weltsicht und ihr Zukunftsglaube gewandelt hatten. Sie zeigen die tiefe Enttäuschung und Verbitterung über ihre Stellung als alleinerziehende Frau, die in der Gesellschaft geächtet wurde. So schrieb sie im Juni 1793 aus Kronenberg<sup>589</sup> an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer: „Meine Existenz in Deutschland ist hin. Es giebt keinen Mann, von dem ich noch abhängig wär, oder ihn genug liebte um ihn schonen zu wollen. [...] Ich bin nun isoliert in der Welt, aber noch Mutter, und als solche will ich mich zu erhalten und zu retten suchen.“<sup>590</sup> Ähnlich resigniert klingt der am gleichen Tag verfasste Brief an Friedrich Wilhelm Gotter:

„[I]ch lache die Großen aus, und verachte sie, wenn ich tief vor ihnen supplicire, aber ich bin wahrhaftig nur eine gute Frau, und keine Heldin. Ein Stück meines Lebens gäb ich jetzt darum, wenn ich nicht auf immer, wenigstens in Deutschland, aus der weiblichen Sphäre der Unbekantheit [sic] gerissen wäre.“<sup>591</sup>

Obwohl Caroline Michaelis sich bis dahin als selbstbewusste junge Frau gezeigt hatte, die versuchte, ihren eigenen Weg zu gehen, zeigten ihr die Erfahrungen der gesellschaftlichen Ächtung und die Verhaftung ihre Grenzen deutlich auf. Als alleinerziehende Frau, die gegen die gesellschaftlichen Normen verstoßen hatte, war sie der Willkür der öffentlichen Meinung schutzlos ausgeliefert. Sie sehnte sich in dieser Situation nach der „weiblichen Sphäre der Unbekantheit“, die sie vor dem Gerede der bürgerlichen Gesellschaft geschützt hätte. In diesem Zusammenhang war es eine nachvollziehbare Entscheidung, den erneuten Heiratsantrag August Wilhelm Schlegels anzunehmen, der sich für ihre Entlassung einsetzte und der als einer von wenigen zu ihr stand.<sup>592</sup> Es war – zumindest von ihrer Seite – eine Zweckheirat, in der sie die vielleicht letzte Gelegenheit sah, ihren beschädigten Ruf wiederherzustellen und nicht zuletzt finanzielle Sicherheit für sich und ihre Kinder<sup>593</sup>

<sup>588</sup> Zitiert nach Damm, „*Lieber Freund...*“, S. 354.

<sup>589</sup> Dort befand sie sich in Hausarrest, nachdem sie von der Burg Königstein (Taunus) dorthin verlegt wurde.

<sup>590</sup> Caroline Michaelis an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Kronenberg, 15. Juni 1793. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 1, S. 298 (Nr. 129).

<sup>591</sup> Caroline Michaelis an Friedrich Wilhelm Gotter, Kronenberg, 15./16. Juni 1793, ebd. S. 293 (Nr. 128).

<sup>592</sup> Schlegel hatte es ihr sogar ermöglicht, ihren unehelichen Sohn aus einer Affäre mit dem französischen Offizier Jean Baptiste Dubois-Crancé heimlich zur Welt zu bringen und zunächst bei Bekannten Schlegels unterzubringen.

<sup>593</sup> Von den vier Kindern, die sie geboren hatte, lebte zum Zeitpunkt der Heirat mit A. W. Schlegel außer dem unehelichen Sohn noch die älteste Tochter Auguste. Der erstgeborene Sohn war bereits nach wenigen Wochen in Clausthal verstorben, ihre Tochter Therese starb mit drei Jahren in Marburg.

zu erlangen. Die Erfahrungen, die sie in den vier Jahren zwischen A. W. Schlegels erstem und zweiten Heiratsantrag gesammelt hatte, ließen sie ihre eigene Situation vollends anders bewerten, und sie suchte nun Schutz in der Ehe. Im Nachhinein bedauerte sie diese Entscheidung, zu der sie offenbar auch von ihrer Mutter gedrängt worden war.

„Kinder hätten unstreitig unsre Verbindung, die wir unter uns nie ander als wie ganz frei betrachteten, unauflöslich gemacht. [...] Dagegen hätte ich behutsamer seyn sollen die Heyrath mit ihm nicht einzugehn, zu der mich damals mehr das Drängen meiner Mutter als eigener Wille bestimmte. Schlegel hätte immer nur mein Freund seyn sollen, wie er es sein Leben hindurch so redlich, oft so sehr edel gewesen ist. Es ist zu entschuldigen, daß ich nicht standhafter in dieser Überzeugung war, und die Ängstlichkeit andrer, dann auch der Wunsch mir und meinem Kinde in meiner damaligen zerrütteten Lage einen Beschützer zu geben, mich überredeten, allein dafür muß ich nun doch büßen.“<sup>594</sup>

In die Zeit der Ehe mit A. W. Schlegel fällt jedoch Caroline Michaelis' literarisch aktivste Zeit. Als Mitglied des literarischen Zirkels um die Schlegel-Brüder war sie Übersetzerin, Rezensentin und angesehene Beraterin der anderen Autoren. Sie hätte durchaus die Möglichkeit gehabt, wesentlich mehr und größere Werke zu verfassen – sie wurde ausdrücklich von Friedrich Schlegel dazu ermutigt, ja fast gedrängt – und diese auch unter ihrem eigenen Namen zu veröffentlichen. Da sie jedoch in dieser Lebensphase ihren Ruf gerade einigermaßen wiederhergestellt sah (zumindest in der Jenaer Gesellschaft – das Aufenthaltsverbot für Göttingen wurde 1800 erneuert), scheute sie sich, mit eigenen Texten erneut die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

### 3.1.5 Zwischenfazit

Es konnte gezeigt werden, dass Caroline Michaelis' Anteil an mehreren Shakespeare-Übersetzungen August Wilhelm Schlegels größer war als in der Sekundärliteratur oft angenommen. Sie war nicht nur für das Edieren der deutschen Ausgaben zuständig, sondern übersetzte auch aktiv. Die Zusammenarbeit der beiden Eheleute fand auf Augenhöhe und in gegenseitigem Austausch statt, beide übersetzten Teile des jeweiligen Dramas und diskutierten unterschiedliche Übersetzungsmöglichkeiten. Das letztgültige Edieren lag in Caroline Michaelis' Hand, und somit oftmals die Entscheidung zwischen unterschiedlichen Versionen, die in den Handschriften nebeneinander auftauchten. Inwieweit A. W. Schlegel in diesen Prozess noch eingebunden war, ist schwer nachzuvollziehen.

---

Ursprünglich beabsichtigte sie, ihren unehelichen Sohn später wieder zu sich zu holen. Er starb jedoch bereits mit anderthalb Jahren, siehe Damm, „Caroline Schelling, geborene Michaelis“, S. 67.

<sup>594</sup> Caroline Michaelis (Schlegel) an Julie Gotter, Jena, 18.02.1803. Schmidt/Waitz, *Briefe aus der Frühromantik*, Bd. 2, S. 352 ff. (Nr. 375).

Sechs Übersetzungswerke entstanden während der Ehe, an mindestens zwei davon war Caroline Michaelis nachweislich als Übersetzerin beteiligt. Vor allem mit „Romeo und Julia“ setzte sie sich so intensiv auseinander, dass eine aus ihren Briefen zusammengestellte Abhandlung über das Stück sogar in A. W. Schlegels „Kritischen Schriften“ erschien. Die Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel hatten eine hohe Meinung von Caroline Michaelis' literarischem Gespür und Urteilsvermögen und setzten auf ihre Unterstützung bei weiteren literarischen Projekten. Die gemeinsame Arbeit und der permanente Gedankenaustausch zwischen den Beteiligten waren auch bei diesen Projekten entscheidend.

Während Caroline Michaelis durch ihre Arbeit maßgeblich zur hohen Qualität der Shakespeare-Übersetzungen beitrug, konnte jedoch nur ihr Ehemann A. W. Schlegel langfristig davon profitieren. Sein guter Ruf als Philologe und Literaturkritiker wurde durch die Übersetzungen gestärkt und gefestigt, mit seiner Ehefrau wurde die herausragende Arbeit hingegen kaum in Verbindung gebracht. Während sie durch ihre Arbeit dazu beitrug, das Prestige ihres Ehemannes zu erhöhen, blieb ihr eigenes davon gänzlich unberührt. Dies zeigt sich auch in der Sekundärliteratur, die den Beitrag Caroline Michaelis' kaum (an)erkennt. Während Michael Bernays noch eine Mitarbeit für sehr wahrscheinlich hält, diese aber nicht im ausreichendem Maße belegen kann, wird von den hier betrachteten späteren Shakespeare-Forschern ihre Beteiligung nur als marginal oder teilweise als sehr negativ eingeschätzt. Grund dafür ist vor allem die einleitend erwähnte fehlende Messbarkeit und Belegbarkeit ihres Anteils an den Übersetzungen.

Ein Bekanntwerden des ganzen Ausmaßes von Caroline Michaelis' Übersetzer- und Kritikertätigkeit zu ihren Lebzeiten hätte höchstwahrscheinlich ihrem eigenen Ansehen mehr geschadet als genutzt, wie ihr selbst durchaus bewusst war. Das Zurückschrecken vor dem Sichtbarwerden in der Öffentlichkeit ist bei einem Großteil der schriftstellerisch tätigen Frauen im 18. und auch 19. Jahrhundert zu beobachten. So hielt sich auch Luise Gottsched (1713–1762) – eine Generation vor Caroline Michaelis –, die zahlreiche Übersetzungen anfertigte und einen erheblichen Anteil an den Werken ihres Ehemannes hatte, mit der Veröffentlichung ihrer eigenen Werke sehr zurück und zeigte sich öffentlich kritisch gegenüber weiblichen Schriftstellern.<sup>595</sup> Gründe waren zum Teil konkrete negative Erfahrungen als schreibende Frau, zumeist war es aber die ihnen seit ihrer Kindheit vermittelte Ansicht, dass Frauen ihren Platz nicht in der Öffentlichkeit zu suchen hätten und es sich für sie nicht schickte, als Autorinnen in Erscheinung zu treten. Auch Caroline Michaelis

---

<sup>595</sup> Vgl. z. B. Hilary Brown, „Luise Gottsched and the reception of French enlightenment literature in Germany“, in: Gillian E. Dow (Ed.), *Translators, Interpreters, Mediators: women writers 1700–1900*, Oxford (u. a.): Lang 2007, S. 21–36. Bei Dow wie auch bei Wehinger/Brown, *Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert* finden sich noch zahlreiche andere Beispiele von europäischen Übersetzerinnen. Das Muster der öffentlichen Zurückhaltung tritt dabei immer wieder hervor. Eine Ausnahme bildete Mary Wollstonecraft, die zwar als Anhängerin Jean-Jacques Rousseaus zu sehen ist, jedoch in „A vindication of the rights of woman“ (1792) öffentlich die Gleichberechtigung von Mann und Frau forderte und auch in ihren Übersetzungen selbstbewusst auftrat, vgl. Laura Kirkley, „Elements of the other: Mary Wollstonecraft and translation“, in: Dow, *Translators, Interpreters, Mediators*, S. 83–98.

hatte dieses Frauenbild in ihrem Göttinger Umfeld vermittelt bekommen. Dieses Umfeld, das – geprägt durch die Britisch-Hannoversche Personalunion – einerseits den Grundstein für ihr Interesse an englischer Literatur und ihre guten Kenntnisse des Englischen legte und ihr den Zugang zur Göttinger Universitätsbibliothek mit ihrem außergewöhnlich umfangreichen Angebot an britischer Literatur ermöglichte, zwang ihr andererseits das Frauenbild der Aufklärung auf, das besonders die bürgerliche Frau auf den häuslichen Bereich beschränkte.

Die enge Verbindung zu Großbritannien und die anglophil geprägte Atmosphäre in Göttingen eröffneten zwar neue Räume im Bereich der Literatur und der internationalen Wissenschaft, doch die gesellschaftlichen Möglichkeiten, diese Räume auch zu begehen und mit ihrer Persönlichkeit und ihrer Tätigkeit auszufüllen, waren für Frauen in Großbritannien ebenso eingeschränkt wie in den deutschen Landen. Gerade England galt zahlreichen Männern des aufstrebenden deutschen Bürgertums als Vorbild für die gesellschaftliche Trennung von Mann und Frau und die Zuordnung in eine „öffentliche“ und eine „private“ Sphäre. Der französischen Hofkultur und dem dortigen Einfluss der „Damen“ wurden die englischen, reinen Männerzirkel in Form von Clubs als positives Beispiel entgegengesetzt.<sup>596</sup> Die ersten vereinzelt öffentlichen Forderungen nach Frauenrechten stammen sowohl in Großbritannien als auch in Deutschland aus den 1790er-Jahren,<sup>597</sup> Mary Wollstonecrafts „Vindication of the Rights of Women“ von 1792 wurde erst 1832 von Henriette Herz ins Deutsche übersetzt. Der britisch-deutsche Kulturaustausch zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte bezogen auf das Selbstbestimmungsrecht von bürgerlichen Frauen keine positiven Auswirkungen.

Caroline Michaelis schwankte zeit ihres Lebens zwischen Anpassung an das vorherrschende Frauenbild und der Suche nach persönlichen Freiheiten. Dass „ein Frauzimmer immer nur nach dem [geschätzt würde], was sie als Frauzimmer ist“, war ihr früh klar, jedoch auch, dass sie selbst eigentlich kein Interesse an einem Leben als Ehefrau hatte. Nach einer relativ ernüchternden ersten Ehe versuchte sie als junge Witwe, ihre frühere Wunschvorstellung von einem eigenständigen Leben ohne Ehemann umzusetzen. Als dies jedoch scheiterte und ihr Ruf schwer geschädigt war, ergriff sie durch eine Zweckheirat die letzte Gelegenheit zum gesellschaftlichen Wiederaufstieg. Obwohl sie fortan die Öffentlichkeit scheute, nutzte sie als Ehefrau A. W. Schlegels die Möglichkeit, sich aktiv literarisch zu betätigen und als Übersetzerin und Kritikerin zumindest im engen Freundeskreis große Anerkennung zu finden. Auch in ihrer dritten Ehe mit Friedrich Schelling betätigte sie sich einer-

<sup>596</sup> Vgl. hierzu Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter*, S. 52 ff.

<sup>597</sup> So stammt die Streitschrift *Einige Aeusserungen über Hrn. Kampe's Behauptungen, die weibliche Gelehrsamkeit betreffend* von Lucie Domeier (geb. Esther Gad, 1767–1833), in der sie sich für weibliche Bildung einsetzt, aus dem Jahr 1798. Domeier verbrachte einen großen Teil ihres Lebens in London und war als Reiseschriftstellerin und Übersetzerin tätig. Vgl. auch bspw. Hannah Lotte Lund, „Manches mehr als Musen ... – Preußens jüdische Salonièren“, in: Elke-Vera Kotowski (Hrsg.), *Salondamen und Frauzimmer: Selbstanzipitation deutsch-jüdischer Frauen in zwei Jahrhunderten*, Berlin (u. a.): De Gruyter 2016, URL: <https://doi.org/10.1515/9783110276633-003>, S. 11–27.

seits weiterhin als Rezensentin, andererseits gab sie sich im Verhältnis zu ihrem Ehemann betont demütig und mit ihrer eigenen Meinung zurückhaltend.<sup>598</sup>

Auffällig ist die Korrelation zwischen dem Sich-Fügen in bzw. dem Verstoß gegen das zeitgenössische Frauenbild und ihrem daraus resultierenden sozialen Status. So brachte ihr der Versuch eines eigenständigen Lebens außerhalb der Ehe einem hohen Ansehensverlust ein, der jedoch durch Wiederverheiratung zumindest teilweise revidiert werden konnte. Die soziale Stellung Caroline Michaelis' war von den Männern in ihrem Umfeld abhängig: Als Tochter eines angesehenen Gelehrten wurde auch sie geachtet, als Ehefrau eines Arztes konnte sie ihren gesellschaftlichen Status halten, aber die Nähe zu Georg Forster und den revolutionären Kreisen in Mainz brachte auch sie in Misskredit. Erst durch die Ehe mit A. W. Schlegel konnte sie ihr Ansehen wieder steigern. Doch die enge Freundschaft mit Friedrich Schlegel schlug in Verleumdung von dessen Seite um und brachte neue gesellschaftliche Anfeindungen mit sich, sobald sich Caroline Michaelis von A. W. Schlegel ab- und ihrem späteren dritten Ehemann Friedrich Schelling zuwandte. Ihre gesellschaftliche Position war somit zu jeder Zeit abhängig von ihrer jeweiligen Verbindung mit einem Mann; nur in dieser Relation als „Tochter von“, „Frau von“, „Witwe von“ oder „Freundin von“ wurde sie selbst beurteilt – ihre eigene literarische Arbeit hatte darauf so gut wie keinen Einfluss. Dennoch fällt auf, dass Caroline Michaelis durch die Ehe mit A. W. Schlegel nicht nur soziale Sicherheit wiedererlangte, sondern im Rahmen dieser Institution Ehe als Übersetzerin besonders produktiv sein konnte – wenn auch weitestgehend unsichtbar für die Öffentlichkeit.

Die schwache gesellschaftliche Position schlug sich – wie bei zahlreichen literarisch tätigen Frauen – auch in der Rezeption(sgeschichte) nieder. Für lange Zeit blieb Caroline Michaelis' Beitrag zum Kulturtransfer im Verborgenen, weil er in späteren Rezensionen der Shakespeareübersetzungen ignoriert bzw. kleingeredet wurde. Erst eine feministische Neubewertung in neuerer Zeit macht ihre Kulturtransferleistung wieder sichtbar.

### 3.2 Therese Heyne (1764–1829)

Wenn über den Beitrag Therese Heynes<sup>599</sup> zur Übersetzung englischer Werke gesprochen wird, steht meist ihre Zusammenarbeit mit ihrem ersten Ehemann Georg Forster im Fokus. Für ihn übersetzte sie beispielsweise den dritten Band von „Des Capitain Jacob Cook's dritte Entdeckungs-Reise“. Georg Forster jedoch war mit ihren Übersetzungen unzufrieden, überarbeitete sie nochmals oder übersetzte sie

<sup>598</sup> An Julie Gotter schreibt sie: „[Ich] habe einen Propheten zum Gefährten, der mir die Worte aus dem Munde Gottes mittheilt.“ Caroline Michaelis an Julie Gotter, C II 385. Zitiert nach Roßbeck, *Zum Trotz glücklich*, S. 238.

<sup>599</sup> Aus Gründen der Einheitlichkeit und um eine etwaige Verwechslung mit ihrer Tochter Therese Forster zu vermeiden, wird im Folgenden durchgehend ihr Geburtsname „Therese Heyne“ für Therese Heyne-Forster-Huber genutzt.

selbst komplett neu. Die Kooperation blieb in dieser Hinsicht im Ansatz stecken, sodass Magdalene Heuser in einem ihrer Aufsätze zusammenfassend von einer „gescheiterten Zusammenarbeit“ spricht.<sup>600</sup>

Als eigenständige Übersetzerin ist Therese Heyne kaum in Erscheinung getreten, sondern vielmehr als Autorin von Romanen wie „Die Familie Seldorf“ und einer Reihe von Erzählungen, die sie zunächst unter dem Namen ihres zweiten Ehemannes Ludwig Ferdinand Huber veröffentlichte. Auch ist ihre Arbeit für Johann Friedrich Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ bekannt, dessen Redaktion sie 1817 übernahm. Dass sie in dieser Funktion maßgeblich zur internationalen Ausrichtung des Blattes beitrug, zahlreiche englische Werke auszugsweise selbst übersetzte und Rezensionen und Korrespondentenberichte im Bereich britischer Literatur förderte, ist jedoch bislang kaum erwähnt worden.

Therese Heynes Arbeit als Übersetzerin, Editorin und Redakteurin und wird nun im Folgenden näher analysiert. Dabei steht einerseits ihre Zusammenarbeit mit ihren beiden Ehemännern und dem Verleger Cotta im Mittelpunkt, die größtenteils sicher nicht als „gescheitert“ bezeichnet werden kann, andererseits die Frage, inwieweit ihre vielfältige Betätigung im Bereich Literatur ihre Position im sozialen Raum beeinflusste. Als Quellen dienen dazu hauptsächlich Therese Heynes Briefe<sup>601</sup> und Archivmaterialien des „Morgenblattes“, daneben Briefe ihrer Ehemänner Georg Forster und Ludwig Ferdinand Huber.

### 3.2.1 Arbeit als Übersetzerin

Therese Heynes Ehe mit dem Naturforscher und Entdeckungsreisenden Georg Forster hat in der Literatur zu einigen Untersuchungen ihrer Übersetzungstätigkeit für ihn bzw. der Arbeitsbeziehung zwischen beiden geführt. So kam Magdalene Heuser 2001 zu dem Schluss, die Arbeitsbeziehung sei gescheitert, da Therese Heynes Übersetzungen für Georg Forster gänzlich in seiner Arbeit aufgingen. Tatsächlich waren ihre Übersetzungsbemühungen für ihren ersten Ehemann von wenig Erfolg gekrönt. Da Georg Forster ein hohes Arbeitspensum hatte und zuweilen dieses kaum erfüllen konnte, nahm Therese Heyne ihm Arbeit ab, indem sie einen Teil von „Des Capitain Jacob Cook's dritte Entdeckungs-Reise“ übersetzte.<sup>602</sup> Georg Forster jedoch, der bei Übersetzungen einen hohen Standard anlegte, befand ihre Arbeit meist für nicht gut genug, und beklagte sich 1787 sogar, die Übersetzun-

<sup>600</sup> Magdalene Heuser, „Georg und Therese Forster – Aspekte einer gescheiterten Zusammenarbeit“, in: Bodo Plachta (Hrsg.), *Literarische Zusammenarbeit*, Tübingen: Niemeyer 2001, S. 101-119.

<sup>601</sup> Magdalene Heuser (Hrsg.), *Therese Huber: Briefe*, 7 Bde., Tübingen: Niemeyer 1999–2005 (Bd. 1-5), Berlin (u. a.): De Gruyter 2011–2013 (Bd. 6 & 7).

<sup>602</sup> Forster an Spener, 21.01.1787, Vilna: „Um das Schiff nicht auf den Grund sitzen zu laßen, hat mit meine gute Therese versprochen, einen Versuch im übersetzen zu wagen. Sie soll da anfangen, wo ich aufhöre, und ich werde das *Manuskript* durchcorrigiren; so hoffe ich, kommen wir zu Rande mit der Arbeit, che der letzte Termin verfloßen ist.“ *Georg Forsters Werke*, Bd. 14 (Briefe 1784 bis Juni 1787), Nr. 216 (S. 627); Forster an Spener, 15.03.1787, Vilna: „Meine liebe Therese hat sich glücklich durch den ganzen 3ten Band durchgearbeitet.“, ebd. Nr. 228 (S. 649).

gen seiner Frau machten ihm zusätzliche Arbeit: „Meine gute Therese hat gewis die beste Absicht gehabt; allein es geht nicht nur geschwinder, noch einmal zu übersetzen, als ihre Uebersetzung zu ändern, sondern das Publikum gewinnt auch mehr dabei. – Uebersetzen ist nicht jedermanns Ding.“<sup>603</sup>

Therese Heyne war zu diesem Zeitpunkt 21 Jahre alt, wissbegierig, lernwillig und bereit, ihren Mann so gut es ging zu unterstützen. Mit seiner internationalen Erfahrung, seinen Englischkenntnissen und wissenschaftlicher Bildung konnte sie allerdings kaum mithalten und somit das Niveau seiner eigenen Übersetzungen nicht erreichen. Insofern darf man Therese Forsters Zusammenarbeit mit Georg Forster in dieser Beziehung als gescheitert bezeichnen. Nicht zu vernachlässigen ist jedoch die Unterstützung, die sie ihm auf andere Weise zukommen ließ. So bemühte sie sich beispielsweise, seine finanziellen Angelegenheiten für ihn zu regeln und übernahm zeitweise die Korrespondenz mit seinem Verleger Spener. Auf diese Weise verschaffte sie Georg Forster zusätzliche Zeit und Kapazitäten, seine literarischen Arbeiten zu erledigen. Sicherlich ist diese Art der Unterstützung nicht weiter außergewöhnlich, dennoch darf auch die moralische und psychologische Stütze, die Therese Heyne für Georg Forster darstellte, nicht unterschätzt werden. Forster fühlte sich in Wilna abgeschnitten von der Gelehrtenwelt und hatte nur wenige gesellschaftliche Kontakte.

Therese Heyne selbst scheint zunächst in der Erledigung ihrer Hausfrauenpflichten aufgegangen zu sein. Gleichzeitig erweiterte sie durch die Gespräche mit Georg Forster und durch das Lesen seiner Arbeiten ihr eigenes Wissen, besonders auf dem Gebiet der Naturgeschichte. Wenn ihre ersten Übersetzungsversuche auch wenig erfolgreich waren, so darf man doch davon ausgehen, dass sie allein durch das Korrekturlesen von Forsters Übersetzungen<sup>604</sup> dazulernte. Ihre Art des Übersetzens ähnelte auch später zumindest in einer Hinsicht Georg Forsters: Beide praktizierten die sinngemäße Übersetzung, im Gegensatz zur von ihrem späteren Ehemann L. F. Huber propagierten wörtlichen Übersetzung. Die Zusammenarbeit der beiden Männer in Mainz verlief entsprechend schwierig, wie Therese Heyne später berichtete:

„Forster übernahm den einen Theil, und Huber den andern [...]. Die beiden Männer waren über die Hauptbedingungen einer Uebersetzung gar nicht einig. Forster wollte aus einem schönen französischen Buch ein schönes deutsches machen, und Huber war überzeugt: man müsse an dem deutschen Buche abnehmen können, wie der französische Text gelautet habe.“<sup>605</sup>

Der Streit der beiden Übersetzer spiegelt zwei grundsätzliche Strömungen der Übersetzungstheorie wider. Nachdem sich im 18. Jahrhundert erst der Begriff des

<sup>603</sup> Forster an Spener, 07.05.1787, Vilna, ebd. Nr. 243 (S. 684).

<sup>604</sup> Vgl. Georg Forster an Spener, 31.07.1786, Vilna: „Von der Uebersetzung hat meine Frau jede Zeile durchgesehen.“, ebd. Nr.172 (S. 519).

<sup>605</sup> Ludwig Ferdinand Huber, *L. F. Huber's Sämtliche Werke seit dem Jahre 1802 nebst seiner Biographie*, Bd. 1, Tübingen: Cotta 1806, S. 52 f.

„Originals“ entwickelt hatte, vertiefte sich in der Romantik das Verständnis für die Einmaligkeit und den Wert der Nationalsprachen.<sup>606</sup> Die Auseinandersetzung mit dem Fremden wurde als bereichernd empfunden, die Übersetzung sollte absichtlich ein „Fremdkörper“ bleiben, die eigene Sprache bewusst provozieren und im besten Fall kreativ ergänzen.<sup>607</sup> L. F. Huber war ein Anhänger dieser Übersetzungspraxis und befand sich damit in guter Gesellschaft: „Sie hat seit dem späten 18. Jahrhundert die großen Übersetzungen in deutscher Sprache hervorgebracht und bestimmt unvermindert die akademische wie künstlerische Behandlung von Übersetzungsfragen“, schreibt Norbert Greiner dazu.<sup>608</sup>

Im Gegensatz zu diesem „philologischen“ Ansatz steht Georg Forster stellvertretend für den „semiotischen“ Ansatz. Nach diesem gilt eine Übersetzung dann als „getreu“, wenn sie nicht die Strukturelemente, sondern die Wirkweise der Struktur nachbildet.<sup>609</sup> Wird der ausgangssprachliche Text also vom ausgangssprachlichen Leser nicht als fremd empfunden, sollte auch der übersetzte, zielsprachliche Text vom zielsprachlichen Leser nicht als fremd empfunden werden. Die Wirkung auf den Leser hat somit Priorität vor den spezifischen Eigenschaften und Strukturen der unterschiedlichen Sprachen.

Wie Georg Forster war auch Therese Heyne bestrebt, „aus einem schönen französischen [oder englischen] Buch ein schönes deutsches [zu] machen“. Allerdings versuchte sie auch aus „schlechten“ fremdsprachlichen Büchern „gute“ deutsche zu machen, und entfernt sich darin wieder vom „semiotischen“ Ansatz. Zudem ging Therese Heyne weitaus rigorosier mit dem Text um und machte ihre Kürzungen und Umarbeitungen nicht im Einzelnen kenntlich. Immerhin bezeichnete sie die so entstandenen deutschen Texte meist auch nicht als direkte Übersetzung, sondern als Neuschöpfung „nach dem Englischen“. Die wörtliche Übersetzung im Sinne L. F. Hubers dagegen praktizierte sie nur äußerst ungerne. Sie bereite ihre große Mühe und widersprach ihrem Verständnis von der Aufgabe einer Übersetzung. Als Johann Friedrich Cotta von ihr eine wörtliche Übersetzung der „Mémoires“ der Comtesse de Genlis<sup>610</sup> verlangte, berichtete sie dem befreundeten Karl Friedrich Emich von Uxküll von ihrer Arbeit und bemerkte dazu:

„Ich bin bei dieser Gelegenheit über das deutsche Übersetzungswesen fast verzweifelt. Anstatt dass Cotta aus einem solchen Buch, das zur Zeitgeschichte gehört, aber nur zu einem Drittel das Lesen verdient, das Nützliche ausziehend, es für uns Deutsche Zweckmäßig und wohlfeil machen sollte,

<sup>606</sup> Norbert Greiner, *Übersetzung und Literaturwissenschaft* (Grundlagen der Übersetzungsforschung 1), Tübingen: Narr 2004, S. 26.

<sup>607</sup> Ebd.

<sup>608</sup> Ebd. S. 27.

<sup>609</sup> Ebd. S. 29.

<sup>610</sup> Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung“, S. 166. Das Werk erschien unter dem Titel „Denkwürdigkeiten der Gräfin von Genlis“ in Cottas Verlag in den Jahren 1825 bis 1826.



übersetzt er den ganzen elenden Plunder und verkauft ihn theurer als das Original.“<sup>611</sup>

Therese Heyne erkannte keinen Sinn darin, vermeintlich schlechte Literatur originalgetreu zu übertragen. Vielmehr sah sie das Originalwerk als Text, über den frei zu verfügen nicht nur erlaubt, sondern sogar notwendig war, um gute Literatur zu erschaffen. Sie hielt es außerdem für notwendig, ausländische bzw. fremdsprachliche Texte in gewissem Maße für das deutsche Publikum aufzubereiten und nur das „Nützliche“ zu übernehmen.

Dies demonstrierte sie unter anderem in ihrem Roman „Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale“ (erschienen 1825 bei Brockhaus), der auf einem englischen Werk basiert. Das Original „Discipline“ von Mary Brunton wurde 1814 veröffentlicht. Im Vorwort schreibt Therese Heyne:

„Meinen Stoff nahm ich aus einem ältern englischen Roman in drei ansehnlichen Bänden. Ich mußte sie nicht nur verkürzen, sondern ich faßte ihren Inhalt in mein Gemüth auf und erzählte ihn, meist ohne das Original vor Augen zu haben, in der Empfindungsweise eines deutschen Gemüths.“<sup>612</sup>

Hier zeigt sich nicht nur erneut ihre Bemühung, das Werk für die deutschen Leser zugänglicher zu machen, sondern auch ihre konkrete Arbeitsweise: Nach dem Lesen des Originals erzählte sie dessen Inhalt mit eigenen Worten und vor allem deutlichen Kürzungen und Veränderungen neu. Der Originaltext sei somit „gänzlich durch [ihr] Gehirn verarbeitet“,<sup>613</sup> berichtete sie Friedrich Arnold Brockhaus über ihre Arbeit. In welcher Weise sie die fremdsprachigen Werke für das deutsche Publikum zum Teil radikal veränderte, berichtete sie ihrer Freundin Friederike Kerner: „Ich machte aus 2 dicken Bänden eines *französischen* pfäffischen Romans 2 Bogen deutscher inniger Erzählung.“<sup>614</sup> Hier bezieht sie sich auf die Erzählung „Kindestreue“, die 1823 in 18 Folgen im Morgenblatt erschien. Heyne kürzte das französische Original „Eudolie, ou la jeune malade“ von Michelle Catherine Josephine Tarbé des Sablon (1822) nicht nur von zwei Bänden auf knapp über 80 Seiten, sondern verlagerte die Handlung auch nach Deutschland und änderte den Namen der Hauptfigur, wobei die Handlung in ihren Grundzügen jedoch gleich blieb.<sup>615</sup> Da sie das Original als zu stark beeinflusst vom Katholizismus empfand, veränderte sie entsprechende Elemente in ihrer eigenen Erzählung. So besucht ihre Hauptfigur

<sup>611</sup> An K.F.E. von Usküll, 26.5.1825. Zitiert nach Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung“, S. 166.

<sup>612</sup> Therese Huber, *Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale*, Wien: Schade 1827, S. VIII.

<sup>613</sup> An Friedrich Arnold Brockhaus, 4.2.1822, zitiert nach Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung“, S. 164.

<sup>614</sup> An Friederike Kerner, 3.7.1823, zitiert nach ebd. S. 165.

<sup>615</sup> Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung“, S. 165.

Emma beispielsweise keine Klosterschule, sondern ein von Herrnhutern geführtes Pensionat.<sup>616</sup>

Für Therese Heyne war ihre Art der Übertragung keine Übersetzung, sondern die Schaffung eines neuen Werks. So schrieb sie im Mai 1823 an Cotta:

„Meine Erzählung setze ich als Original, ich glaube mit Recht da ich aus einem 3 Bände<sup>617</sup> langen französischen Roman: LA JEUNE MALADE, einzig die Idee nahm, aber die Verhältniße und den Gefühlsgang völlig nationalisierte – das französische ist ein Pfaffenroman voll katholischer Salbung.“<sup>618</sup>

In dieser Einstellung wird ihr Selbstverständnis als Schriftstellerin offenbar. Ganz klar bevorzugte sie das Schaffen neuer Texte, nach ihrem eigenen Geschmack und Ermessen, wenn auch an einer Vorlage orientiert. Magdalene Heuser, die Therese Heynes Übersetzungspraxis untersucht hat, nennt noch ein weiteres Werk, das auf ein englisches Vorbild zurückgeht: 1824 veröffentlichte Therese Heyne den Roman „Jugendmuth“, für den sie den 1796 erschienenen Roman „Camilla: or A picture of Youth“ von Fanny Burney verarbeitete. 1798 war bereits die deutsche Übersetzung „Kamilla, oder ein Gemälde der Jugend“ bei Friedrich Nicolai in Berlin erschienen.<sup>619</sup> Auch hier wurde das Original leicht gekürzt, insgesamt handelt es sich aber um eine tatsächliche Übersetzung. Die Vorrede zu dieser deutschen Version verfasste Johann Reinhold Forster, Georg Forsters Vater. Für die Übersetzung selbst scheint er jedoch nicht verantwortlich gewesen zu sein. Das Titelblatt nennt ihn lediglich als Verfasser der Vorrede und er selbst unterscheidet in dieser zwischen Übersetzer und Vorredner.<sup>620</sup> Wahrscheinlich ist, dass die Übersetzung ein Zuarbeiter erledigte und J. R. Forsters Vorrede dem Roman zu mehr Erfolg verhelfen sollte (vgl. auch Kapitel 3.3). Möglicherweise wurde Therese Heyne aber wegen dieses Beitrags ihres Schwiegervaters auf den Roman aufmerksam. Ob sie das Original oder die deutsche Übersetzung – oder sogar die französische Übersetzung – als Vorlage benutzte, ist nicht bekannt.

<sup>616</sup> Therese Huber, „Kindestreue“, in: [Victor Aimé Huber (Hrsg.)], *Therese Huber: Erzählungen*, 4. Teil, Leipzig: Brockhaus 1831, S. 2-84, hier S. 3.

<sup>617</sup> Hier scheint Therese Forster-Huber zu irren. Die Originalausgabe von 1822 bestand aus nur zwei Teilen. Im Brief an Friederike Kerner (vgl. oben) spricht sie korrekt von zwei Bänden.

<sup>618</sup> An J. F. Cotta, 14.5.1823. Heuser, zitiert nach Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung“, S. 165. In der von Therese Heynes Sohn Victor Aimé Huber herausgegebenen Sammlung ihrer Werke findet sich zu dieser Erzählung die Anmerkung: „Eine Anmerkung in Nr. 131 des Morgenblatts von 1823, wo dieser Erzählung zuerst gedruckt wurde, besagt, daß die erste Idee derselben einem französischen Roman entlehnt sei; der Leser wird sich jedoch leicht überzeugen, daß der Einfluß oder Antheil, den ein französischer Roman hier haben konnte, unendlich gering sein muß. Der Herausgeber.“ Warum der Herausgeber hier die Originalität der Erzählung für betonenswert hält, ist unklar. Möglicherweise hatte V. A. Huber lediglich das Bedürfnis, den Anteil seiner Mutter an dem Werk noch einmal hervorzuheben. Tatsächlich dürften die wenigsten Leser den Inhalt einer Anmerkung in einem Wochenblatt von acht Jahren zuvor vor Augen gehabt haben.

<sup>619</sup> Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung“, S. 165.

<sup>620</sup> Anonym, *Kamilla, oder ein Gemälde der Jugend*. Mit einer Vorrede von J. R. Forster, Berlin (u. a.): Nicolai 1798, S. VI.

Neben der Übersetzungspraxis, in der Therese Heyne sich an Georg Forster orientierte, waren auch dessen inhaltliche Schwerpunkte beeinflussend. Jahrzehnte später zeigte sie als Redakteurin des Morgenblatts ein großes Interesse an Forschungs- und Entdeckungsreisen, was sicher zum Teil dem Zeitgeist, zum Teil aber auch ihrem Zusammenleben mit Georg Forster geschuldet war. Nicht zuletzt veröffentlichte sie 1793/1794 den Roman „Abentheuer auf einer Reise nach Neu-Holland“, in dem sie Forsters Reisen verarbeitete. Zudem bewahrte sie sich ein Interesse für Neuigkeiten aus Großbritannien sowie für englische Literatur und naturwissenschaftliche Themen. Ihr Neigung zur Literatur anderer Kulturen und ihr internationales Denken, dessen Grundlage in ihrer Kindheit und Jugend im Umfeld der weit vernetzten Universität Göttingen gelegt wurde (vgl. 3.2.3), hatte sich im Zusammenleben und im geistigen Austausch mit Georg Forster verstärkt.

Als Redakteurin des „Morgenblatt für gebildete Stände“ bekam Therese Heyne einzelne englische Zeitungen wie die „Literary Gazette“ geschickt und las sie im Hinblick auf interessante Artikel, die sich zur Übersetzung eigneten. Diese Übersetzungen wurden dann entweder von Mitarbeitern in Deutschland oder von ihr persönlich angefertigt. In einem Brief an Johann Friedrich Cotta nennt sie im November 1819 einige Artikel, die sie kürzlich aus drei verschiedenen Journalen übersetzt habe.

„Ich habe das Nautische Wörterbuch benuzend das ‚Unglück der Clio‘ aus dem JOURNAL DE VOYAGES übersetzt, bemüht es dem Layen durch einige Andeutung verständlicher zu machen. Hier sind die 3 JOURNALE zurück aus denen ich übersetzte:

- 1 Über NAUTICAL ALMANAC (gedruckt)
- 2 Den Brief des Kaisers von China an dem König von England
- 3 DUMONT Gefangenschaft in Afrika (gedruckt)
- 4 Die neue Insel Edmondstone (sehr verkürzt und in dem Sinn St PIERRES aufgefaßt.)
- 5 TITSINGH Nachrichten von Japan
- 6 rußische Niederlaßungen in Nord Amerika (Ihnen geschickt)“.<sup>621</sup>

Obwohl es sich hier zumindest teilweise um Übersetzungen aus dem Französischen handelt, lassen sich aus dieser Liste einige Schlüsse ziehen: Zunächst einmal zeigt die Nennung der Artikel, dass Therese Heyne regelmäßig für das Morgenblatt übersetzte. Da die Artikel im gedruckten Morgenblatt nicht mit dem Namen des Autors versehen waren, kann leider nicht genau nachvollzogen werden, welche Artikel und Übersetzungen von Therese Heyne stammen. Doch die Selbstverständlichkeit des Briefes an J. F. Cotta zeigt, dass das Übersetzen von Artikeln aus verschiedensten Journalen für die Redakteurin keine Ausnahme war. Auch in einem anderen Brief, in dem sie die in ihren Augen geschmacklose Auswahl eines Übersetzungstextes

<sup>621</sup> Therese Huber an Cotta, 04.11.1819. Heuser, *Therese Huber: Briefe*, Bd. 7, Nr. 472.

durch den Pariser Korrespondenten kritisiert,<sup>622</sup> fügte sie hinzu: „So lange und so oft ich in der Welt übersetzt habe, hielt ich so ein Produkt gewiß meiner Mühe nicht werth“ und „ich rühme mich beßer zu wählen, wenn ich übersetze“.<sup>623</sup> Das Übersetzen war ihr eine Selbstverständlichkeit, die sie mit Erfahrung und Routine ausführte. Die Tatsache, dass sie bei ihren Übersetzungen wissenschaftlicher Artikel auch Fachwörterbücher nutzte, wie hier das „Nautische Wörterbuch“, spricht für ihre Gründlichkeit und ihren Respekt vor den unterschiedlichen Fachbereichen.

### 3.2.2 Herausgabe von Georg Forsters Briefwechsel

War die Ehe mit Georg Forster auch gescheitert, so blieb Therese Heyne ihm dennoch eng verbunden und war auch nach seinem Tod 1794 um die Bewahrung seines Ansehens bemüht. Ein wichtiger Schritt dabei war die Herausgabe seines Briefwechsels nebst einer von ihr selbst verfassten Biografie. 1829 veröffentlichte sie 229 Briefe von und an Forster in zwei Bänden. Zum ersten Mal wurde so seine Korrespondenz mit Gelehrten wie Friedrich Heinrich Jacobi, Georg Christoph Lichtenberg oder Alexander und Wilhelm von Humboldt für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Nachdem Georg Forsters Ruf durch sein Engagement im Zusammenhang mit der Französischen Revolution stark beschädigt war, strebte Therese Heyne mit ihrer Briefsammlung und Biografie an, Forster zu rehabilitieren und seine kulturellen Leistungen ins kollektive Gedächtnis zurückzurufen. Die Gründe für die späte Veröffentlichung nennt sie im Vorwort:

„Der Mann, dessen Andenken die folgenden Bogen zurückrufen sollen, hatte sich mit den damals bestehenden Regierungen in ein so mißliches Verhältniß gesetzt, daß es ein unziemender Trotz geschienen hätte, das Publicum von seiner Persönlichkeit der Wahrheit gemäß, das heißt zu seinen Gunsten, zu unterhalten.“<sup>624</sup>

Verschiedene „literarische Ausgeburten“ hätten damals von Georg Forster „mit einer eben so unmenschlichen Gehässigkeit, als ekelhaften Gemeinheit“ gesprochen und seinen Hinterbliebenen „den Mund [geschlossen]“.<sup>625</sup> Doch seien seine Gedanken noch immer aktuell und so könne Forster ein Vorbild für die Jugend sein:

„Forster’s gedenkt man kaum mehr, aber sein edler Freiheitssinn lebt noch unter dem Volke, dem er angehörte [...]. Was [...] jedem Wackern obliegt, ist, sich und Andere für jenes Bessere zu erziehen, und dazu kann die nähere

<sup>622</sup> Es geht um eine Episode aus dem Roman „Lord RATHVEN oder die VAMPYREN“.

<sup>623</sup> Heuser, *Therese Huber: Briefe*, Bd. 7, Nr. 676.

<sup>624</sup> Therese Huber (Hrsg.), *Johann Georg Forster’s Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben*, Teil 1, Leipzig: Brockhaus 1829, S. V f. (Vorwort).

<sup>625</sup> Huber, *Forster’s Briefwechsel*, S. VI f.

Kenntniß von Forster's Geistes- und Herzensbildung sowie von seinen Schicksalen beitragen.“<sup>626</sup>

Mit zunehmendem Alter erwachte in ihr der Drang, ihr Wissen über Forsters Leben und seine Gedanken an ihre jüngeren Zeitgenossen als „reichhaltige Belehrung für ihr inneres und äußeres Leben“<sup>627</sup> weiterzugeben. Wollten sie „aus dem Schutt der Vergangenheit eine neue Zukunft nach dem Muster des Alten“ erbauen, so seien „alle Nachrichten von Männern, die sich ehemals in den alten Bau nicht fügen konnten oder wollten, zur Lehre und Warnung zu benutzen.“<sup>628</sup> In dem Bestreben, ihren Zeitgenossen Georg Forsters Leben und Wirken näher zu bringen und sie zum Verstehen statt zum Verurteilen zu bewegen, erwartete sie durchaus auch Widerstand, den sie sogleich im Vorwort von „Forster's Briefwechsel“ ansprach:

„Indem ich mich nun endlich zu der Abfassung von Forster's Leben und der Herausgabe seines noch vorhandenen Briefwechsels entschloß [...], folgte ich Ansichten von den Erfordernissen zu einem solchen Unternehmen, welche mir Mißbilligung zuziehen können, sey es, daß ich die Phantasie irgend eines wackern Menschen störe, der sich ein Ideal von Forster dem Weltumsegler, dem Freiheitsmartyrer, gemacht hat, oder daß ich einem Altrechtgläubigen in politischer oder religiöser Hinsicht Aergerniß gebe.“<sup>629</sup>

Ihrem Eindruck nach spalteten sich ihre Zeitgenossen in Bezug auf Forster in zwei Lager: Einerseits die glühenden Verehrer, die ihn aufgrund seiner Verdienste als Naturforscher oder wegen seiner politischen Aktivitäten zu einem Idol stilisierten, andererseits die Kritiker, die seine Rolle in der Französischen Revolution scharf verurteilten. Therese Heyne wollte mit der Herausgabe der Briefe ein ausgeglichenes, „wahres“ Bild von Georg Forster zeichnen:

„Ich kann nicht umhin meine Gesinnung in dieser Rücksicht durch eine altväterisch fromme Redensart auszudrücken: ich glaube die Ehre Gottes und seines Menschen nicht besser befördern zu können, als indem ich mich der Wahrheit beflleißige, und zu diesem Endzweck die Wechselwirkung der Umstände und der Individualität des Menschen, ohne Licht zu fürchten, nach Schatten zu suchen, darzustellen bemüht bin.“<sup>630</sup>

Georg Forsters Briefsammlung gingen „Einige Nachrichten von seinem Leben“ voraus, eine von Therese Heyne verfasste kurze Biografie. In apologetischer Absicht befasst sich die Autorin dabei in erster Linie mit Georg Forsters Jugend und stellt seine Mitgliedschaft bei den Rosenkreuzern in Kassel und sein Engagement im Zusammenhang mit der Mainzer Republikgründung als „Verstandesirrtümer“

<sup>626</sup> Ebd. S. IX f.

<sup>627</sup> Ebd. S. X.

<sup>628</sup> Ebd.

<sup>629</sup> Ebd. S. X f.

<sup>630</sup> Ebd. S. X ff.

dar, die in der Prägung durch sein Elternhaus und den gesellschaftlichen Verhältnissen begründet gewesen seien.

Von sich selbst spricht sie in der dritten Person, tritt sehr in den Hintergrund und stellt sich lediglich als „Forster’s Gefährtin, als Hausfrau und [...] als Mutter“ dar.<sup>631</sup> Die apologetische Absicht dehnt sie dabei jedoch mitunter auch auf ihre eigenen Handlungen aus. Als sie Ende 1792 mit ihren Kindern in die Schweiz zog, waren es nicht nur die politischen Unruhen in Mainz, die eine räumliche Trennung von Georg Forster bewirkten. Therese Heynes späterer Ehemann Ludwig Ferdinand Huber, der ihr kurze Zeit danach in die Schweiz folgte, war zu dieser Zeit bereits ihr Geliebter, die Ehe der Forsters war von Beginn an schwierig gewesen. Therese Heyne hatte bereits einige Jahre zuvor einmal Forster um Trennung gebeten, um eine Beziehung mit einem anderen Mann eingehen zu können. Georg Forster jedoch hatte gehofft, wie auch im Falle L. F. Hubers, durch eine „Ménage à trois“ seine Ehe retten zu können. Laut Therese Heynes Aussagen in Briefen an Freundinnen und Verwandte, empfand sie stets Achtung für Georg Forster, doch habe „die Natur [sie] sinnlich nicht für Eheleute geschaffen“.<sup>632</sup> Die räumliche Trennung von Forster forcierte auch die emotionale. So schrieb sie im Juni 1793 den inzwischen in Paris lebenden Georg Forster, „Je ne puis plus être ta femme“.<sup>633</sup> Einer offiziellen Scheidung von Georg Forster kam dessen früher Tod zuvor. Dennoch standen die beiden bis zu seinem Tod in freundschaftlichem Briefkontakt.

In den „Nachrichten von [Georg Forsters] Leben“ nutzt Therese Heyne die Möglichkeit, ihr Verhalten zu legitimieren, insbesondere die Trennung von Forster. Ihre Beziehung zu L. F. Huber erwähnt sie dabei mit keinem Wort, sondern betont, sie habe sich und ihre Kinder in Sicherheit gebracht, um „ihres Vaters Beifall zu erhalten“. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass Christian Gottlob Heyne seiner Tochter wegen der Gefahren während der Unruhen in Mainz zur Abreise riet – die späteren Verhaftungen von Meta Wedekind (vgl. Kapitel 3.3) und Caroline Michaelis (vgl. Kapitel 3.1) gaben ihm Recht –, und da Therese Heyne seit ihrer Kindheit ein gutes Verhältnis zu ihrem Vater hatte (vgl. Kapitel 3.2.3), wird sie dessen Rat auch gern gefolgt sein. Dennoch zeigt das Verschweigen der Beziehung zu Ludwig Ferdinand Huber, dass die Autorin hier die „Wahrheit“ mitunter zu ihren Gunsten verbiegt.

Auch die Briefe behandelte sie, wie Brigitte Leuschner es ausdrückt, „nicht im philologischen Sinne quellengetreu“. Vielmehr „[redigierte sie] die Briefe nach ihrem Gutdünken stark, um daraus ein Lebensbild Forsters zu entwerfen“.<sup>634</sup> Sie entschied sich also nicht nur in dem von ihr selbst verfassten Text, der „Biografie“ Forsters, zum Weglassen oder Umdeuten bestimmter Begebenheiten, sondern auch beim Abdruck von Forsters Briefen. Carola Hilmes urteilt über die Briefausgabe:

<sup>631</sup> Ebd. S. 39.

<sup>632</sup> Therese Huber an ihren Vater, März 1793. Heuser, *Therese Huber: Briefe*, Bd. 1, Nr. 150.

<sup>633</sup> Therese Huber an Georg Forster, Juni 1793. Heuser, *Therese Huber: Briefe*, Bd. 1, Nr. 154.

<sup>634</sup> Zitiert nach Hilmes, *Eine Ehe in Briefen*, S. 5.

„Auf konventionelle Weise unterbietet Therese Heyne dadurch [i. e. indem sie Georg Forsters ‚Seelengeschichte‘ durch eine Auswahl seines Briefwechsels dokumentieren will, K. E.] ihre Rolle als Schriftstellerin. Hinter dieser Absicht ist ihre Verbundenheit mit einem traditionellen Frauenbild zu sehen, dem sie – trotz ihres eigenen, davon abweichenden Lebens – verhaftet bleibt.“<sup>635</sup>

Hilmes deutet hier das Zurücktreten der Autorin zugunsten der Originalbriefe als Zeichen bewussten Verzichts auf die Autorenrolle, möglicherweise aus mangelndem Selbstbewusstsein. Dies sollte jedoch differenzierter betrachtet werden. Therese Heyne praktizierte tatsächlich nach außen hin das Zurücktreten hinter die „großen Männer“ und deren Briefwechsel (denn dass die Texte redigiert wurden, erwähnt sie im Vorwort nicht) und erfüllt damit das herrschende weibliche Rollenbild. Die Bearbeitung der Briefe nach eigenem Ermessen und die bewusste Konstruktion eines Lebensbildes demonstrieren jedoch gerade den Verbleib in der Autorenrolle. Hier zeigt sich eine Ambivalenz, die Therese Forster-Hubers Arbeit und Leben insgesamt charakterisiert.

### 3.2.3 Kindheit und Jugend im Göttinger Professorenhaushalt

Marie Therese Heyne kam am 7. Mai 1764 in Göttingen als älteste [überlebende?] Tochter des Philologen und Altertumsforschers Christian Gottlob Heyne und Therese, geb. Weiß, zur Welt. Von ihrer Kindheit und dem gelehrten Elternhaus zeichnete sie im Nachhinein ein überwiegend negatives Bild. Ihre Mutter empfand Therese Heyne als „unelegante“ und „unschamhafte“<sup>636</sup> Frau, die – mit Wissen ihres Ehemanns – nacheinander mindesten zwei Affären mit anderen Männern pflegte. Sie nennt hier Friedrich Wilhelm Gotter und Johann Nikolaus Forkel (vgl. auch Kapitel 3.3.2),<sup>637</sup> der zu dieser Zeit noch Student an der Göttinger Universität war. Zudem sei ihre Mutter „keine Hausfrau“ gewesen und habe die Kinder vernachlässigt; Therese und ihre Geschwister seien „in Schmutz und Unordnung“ erzogen worden.<sup>638</sup> Auch ihr emotionales Verhältnis war distanziert; Therese Heyne schreibt rückblickend, sie habe „diese Mutter weder lieben, noch ehren“ können.<sup>639</sup>

Auch ihr Vater hatte wenig Zeit für sie. In ihrem Geburtsjahr hatte er die Aufsicht über die Göttinger Universitätsbibliothek erhalten, die sich unter seiner Leitung (anfänglich gemeinsam mit Johann David Michaelis) von 60 000 auf 200 000 Bänder vergrößerte.<sup>640</sup> Zudem baute Heyne den Bereich der fremdsprachigen Literatur

<sup>635</sup> Ebd. S. 7.

<sup>636</sup> Zitiert nach Ludwig Geiger, *Therese Huber: 1764 bis 1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau*, Stuttgart: Cotta 1901, S. 3.

<sup>637</sup> Zit. nach Geiger, *Therese Huber*, S. 3 f.

<sup>638</sup> Zit. nach ebd. S. 3.

<sup>639</sup> Zit. nach ebd. S. 4.

<sup>640</sup> Ruth Finckh (Hrsg.), *Das Universitätsmamsellen-Lesebuch. Fünf gelehrte Frauenzimmer, vorgestellt in eigenen Werken*, Göttingen: Universitätsverlag 2015, S. 159.

bewusst aus. Über ein geschickt aufgebautes Netz aus internationalen Gelehrten, Buchhändlern und Diplomaten konnte er Literatur aus der ganzen Welt für die Bibliothek beschaffen.<sup>641</sup> Durch die Personalunion Hannovers und Großbritanniens bildete die englische Literatur einen besonderen Sammlungsschwerpunkt. Neuerschienene Werke aus Großbritannien erreichten über die diplomatischen Beziehungen besonders schnell die Göttinger Bibliothek. Auch in seiner Position als Sekretär der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, mit der er gleichzeitig Redakteur der „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ war, waren für Chr. G. Heyne seine internationalen Kontakte hilfreich.

Privat besaß Heyne ebenfalls eine gut ausgestattete Bibliothek, die Therese Heyne früh für sich nutzte. Bereits mit vier Jahren konnte sie lesen und schreiben<sup>642</sup> und interessierte sich bald besonders für Romane: „Da über die Anwendung unserer Zeit gar keine Aufsicht war, bestand nun vom neunten Jahre an ungefähr meine Hauptbeschäftigung im Lesen der damals häufig werdenden Übersetzungen englischer Romane.“<sup>643</sup>

Die Romane waren in einem abgeschlossenen Bücherschrank untergebracht, Therese Heyne verschaffte sich jedoch Zugang, indem sie eine Leinwand an der Tür eindrückte.<sup>644</sup> Ihre Lektüre sei „planlos“<sup>645</sup> gewesen, berichtet sie rückblickend, denn es habe an Anleitung durch Eltern oder Lehrer gefehlt. Der frühe Kontakt mit ausländischer, besonders englischer Literatur, prägte sie jedoch nachhaltig, wie sich später zeigte.

Insgesamt zeichnet sie von ihrer Bildung im Kindesalter ein negatives Bild:

„Ich lernte als Kind fast gar nichts; von unterthänigen Studenten armselige Lektionen, in welchen ich mit großer Lebendigkeit etwas anderes als das Vorgesetzte trieb. Das war mein Unterricht. Aber hören that ich bloß Wissenschaftliches, so daß ich einen eigenen kindischen Ideengang mir bildete, in welchem kein christliches Dogma und keine Mädcheneitelkeit, aber auch keine Mädchengeschicklichkeit und keine Mädchenordnung war.“<sup>646</sup>

Die Bildung seiner Kinder überließ Christian Gottlob Heyne Studenten, die den Kindern ihres Professors gegenüber keinerlei Autorität besaßen. Inhaltlich war der Unterricht wissenschaftlich ausgerichtet, sowohl für die Mädchen als auch für Therese Heynes älteren Bruder. Religion hingegen scheint keine Rolle gespielt zu haben,

<sup>641</sup> Siehe dazu ausführlicher Helmut Rohlfing, „Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Universitätsbibliothek“, in: Balbina Bäbler/Heinz-Günther Nesselrath (Hrsg.), *Christian Gottlob Heyne: Werk und Leistung nach zweihundert Jahren* (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge Bd. 32), Berlin (u. a.): De Gruyter 2014, S. 145-157.

<sup>642</sup> „Ich schrieb ebenso früh wie ich las, das heißt vom vierten Jahre an...“, zit. nach Geiger, *Therese Huber*, S. 6.

<sup>643</sup> Zit. nach ebd. S. 5.

<sup>644</sup> Ebd. S. 9.

<sup>645</sup> Ebd. S. 8.

<sup>646</sup> Zit. nach ebd. S. 8.



auch zu Handarbeiten wurden die Mädchen offenbar nicht oder kaum herangezogen.

War der von Studenten erteilte Unterricht wenig erfolgreich, so bezog Therese Heyne als junges Mädchen ihre Bildung zuweilen auch von ihren Nachbarn:

„Ein Betteljude (arme Gumprecht), unser Nachbar, sah mich stundenlang täglich in seinem Hause, der Scharfrichter Göbel, der hinter uns wohnte, war mir ein werter Bekannter. Sein Sohn studierte, hatte Sammlungen, lehrte mich Knochen und Gerippe kennen; der Vater war ein blasser, freundlich Mann, erzählte mir von Tieren: wie sie krank, aus Mitleid getötet wurden, und dadurch ihre Felle für die Handwerke oft erhalten, zeigte mir das Richtschwert, sprach ernst und fromm von dem schweren Amte, das er führe.“<sup>647</sup>

Von den Eltern wurde sie kaum beaufsichtigt; ihnen war der Kontakt zu den gesellschaftlich „niederen“ Nachbarn vermutlich unbekannt. Für Therese Heyne stellten diese Bekanntschaften jedoch einen Gegenpol zu ihrem sonstigen gelehrten Umfeld dar und sie mögen ihr später als Redakteurin geholfen haben, ein Verständnis für ihr gebildetes, aber nicht gelehrtes Publikum zu entwickeln.

Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete Christian Gottlob Heyne 1777 erneut. In Georgine Brandes bekam Therese Heyne eine Stiefmutter, die nur 12 Jahre älter war, mit der sie sich aber sehr gut verstand und die ihre Vorliebe für englische Literatur teilte.<sup>648</sup> Trotzdem wurde sie nach der Heirat ihres Vaters zunächst nach Hannover zu ihren Stief-Großeltern Brandes geschickt, von wo aus sie ein französisches Pensionat besuchte. Die „weibliche“ Bildung, die sie in ihrer Kindheit kaum erhalten hatte, wurde hier nachgeholt. Auch konnte sie erstmals Freundschaften zu anderen Mädchen ihres Alters knüpfen. In Göttingen hatte Therese Heyne eher Kontakt zu Männern, Geiger spricht sogar von einer Abneigung gegen Frauen,<sup>649</sup> die er in ihrem schlechten Verhältnis zu ihrer Mutter begründet sieht. Auch zu den Frauen und Töchtern anderer Professoren habe sie auf ausdrücklichen Wunsch ihrer Eltern hin keinen engen Kontakt gehabt.<sup>650</sup>

Nach ihrer Rückkehr nach Göttingen übernahm sie viele Pflichten im elterlichen Haushalt:

„[D]abei erzog ich meine lieben Geschwister,<sup>651</sup> kochte, nähte alles, was das Haus mit sich brachte, tanzte mit sechs Liebhabern, spielte Tarock mit ein paar andren, regierte sie alle, daß sie in meiner Nähe die Besseren sein

<sup>647</sup> Th. H. an V. A. Huber, 1824, zitiert nach ebd. S. 9.

<sup>648</sup> Ebd. S. 14.

<sup>649</sup> Ebd. S. 12.

<sup>650</sup> Ebd. S. 60.

<sup>651</sup> Hierbei handelt es sich vermutlich um ihre jüngeren Geschwister aus Chr. G. Heynes Ehe mit Georgine Brandes. Zu den drei Kinder aus erster Ehe kamen noch sechs weitere aus eben dieser zweiten Ehe hinzu.

mußten, nahm stolzen Anteil an ihrer edleren Entwicklung und verpöhlte mich nie.“<sup>652</sup>

Gleichzeitig erhielt sie durch ihre männlichen Verwandten Einblicke in die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen:

„Ich hörte Archäologie von meinem Vater sprechen, Naturgeschichte von Blumenbach, Anatomie und Medizin von meinem Bruder, Politik, Staatsgeschichte von meinem Onkel Brandes – mit dem saß ich spät in der Nacht und wir ersannen Reden, die wir auf dem Schafott halten wollten, wenn wir wie Algennoor sterben dürften.“<sup>653</sup>

Von April bis September 1783 unternahm Therese Heyne mit ihrem Onkel Johann Friedrich Blumenbach, Professor der Medizin an der Universität Göttingen, und dessen Frau zudem eine Reise über Weimar und Nürnberg bis Zürich und zurück. In Zürich machte sie u. a. die Bekanntschaft des reformierten Theologen Johann Caspar Lavater und des Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi.

Hinter dem im obigen Zitat als „Onkel Brandes“ Bezeichneten verbirgt sich der Jurist Georg Friedrich Brandes (1719–1791), der Vater ihrer Stiefmutter Georgine Brandes und Freund ihres Vaters. Therese Heyne erhielt von ihm wohl Unterricht in den Bereichen Politik und Geschichte. Dies ist insofern bemerkenswert, als sich sein Sohn Ernst Brandes (1758–1810) etwa 15 Jahre später in seiner Schrift „Ueber die Weiber“ (1787) vehement für die von Rousseau propagierte Reduzierung der Frau auf ihre „natürliche Bestimmung“ und somit gegen wissenschaftliche Bildung ausspricht.<sup>654</sup> Ernst Brandes begründet die Unterscheidung mit körperlichen Unterschieden, mit der „Schlaffheit“ des weiblichen Körpers, der mit einer Stumpfheit der Gefühle und einer damit verbundenen höheren Leidensfähigkeit einhergehe. Denn, so Brandes, „[e]iner der größten praktischen Aerzte und feinsten Beobachter“ habe ihn auf die bereits von „den Alten“ festgestellte Tatsache hingewiesen, dass weibliche Leichen schneller als männliche verbrannten, da ihr Körper weniger „solidere“ Teile enthalte.<sup>655</sup> Bei dem hier erwähnten Hinweisgeber handelt es sich höchstwahrscheinlich um Johann Friedrich Blumenbach – eben jenen Gelehrten und „Onkel“, der Therese Heyne in „Naturgeschichte“ unterrichtete.<sup>656</sup>

Hier zeigt sich sehr deutlich, dass die Frage der weiblichen Bildung innerhalb der Gelehrtenwelt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch alles andere als eindeutig und entschieden war. Wenngleich sich Mitte des 19. Jahrhunderts die Generalisierung des Mannes zum „modernen Menschen der Humanwissenschaften“<sup>657</sup>

<sup>652</sup> Therese Huber an Böttiger, 10. Juni 1816, zitiert nach Geiger, *Therese Huber*, S. 24.

<sup>653</sup> Therese Huber an Böttiger, 10.06.1816, zitiert nach ebd. S. 24.

<sup>654</sup> Vgl. auch Kapitel 3.3.7.

<sup>655</sup> [Ernst Brandes], *Ueber die Weiber*, Leipzig 1787, S. 39 f., zitiert nach Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter*, S. 54.

<sup>656</sup> Johann Friedrich Blumenbach verfasste das damalige Standardwerk *Handbuch der Naturgeschichte*, das 1779/1780 in zwei Bänden bei Johann Christian Dieterich in Göttingen erschien.

<sup>657</sup> Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter*, S. 6.

durchgesetzt hatte, war die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts geprägt von einer Debatte, die Claudia Honegger als „hin- und hertorkelnd“ beschreibt.<sup>658</sup> Gerade Professorenfamilien lebten und erlebten oftmals den Widerspruch zwischen begabten und wissbegierigen Töchtern, die ganz offensichtlich vielfältiges, auch „gelehrtes“ Wissen aufnahmen, und deren fast einzig möglicher und vorbestimmter Zukunft als bürgerliche Ehe- und Hausfrau.

„Kaum jemandem freilich ist wohl so drastisch die fatale Dialektik von [...] bürgerlichen und anthropologischen Wesenbestimmungen [sic] vorexerziert worden, wie den gebildeten Vätern mit ihren Wundertöchtern, die sie der ‚schönen Sittenlehre der Kindheit‘ (Campe) entreißen und vom humanistischen Bildungsprogramm zum reduktionistischen Frauendasein umpolen mussten.“<sup>659</sup>

Dieser Widerspruch zeigt sich auch in Christian Gottlob Heynes Verhältnis zu seiner Tochter. Um ihre Ausbildung als Kind kümmerte er sich kaum und überließ sie zum größten Teil sich selbst. Nach seiner zweiten Heirat entfernte er Therese Heyne eine Weile aus seinem Haus, wohl auch um möglichen Konflikten mit seiner jungen Frau zuvorzukommen. Er gab seiner Tochter in jungen Jahren bewusst die Möglichkeit, umfangreiches Wissen in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zu erlangen. Dennoch lässt sich aus einem Brief von L. F. Huber an Chr. G. Heyne aus dem Jahr 1795 schließen, dass er die schriftstellerische Tätigkeit seiner Tochter missbilligte. Huber sah sich genötigt, seine Frau zu verteidigen, indem er ihre Arbeit kleinredete (wie die Zusammenarbeit tatsächlich funktionierte und wie groß Therese Heynes Anteil an den Veröffentlichungen ihres Mannes war, wird in Kapitel 3.2.4 erörtert):

„Erstlich übersetzt sie mit, weil ich nicht mit aller Arbeit fertig werden kann, und dieser Gebrauch eines Theiles ihrer Zeit der ökonomisch einträglichste ist [...]. Und was sie dann aus sich selbst so hinwirft [...] weil es sich, von mir überarbeitet und aufgestutzt, sehr einträglich gefunden hat, weil ich um Beiträge angegangen werde, die ich selbst ganz zu liefern weder Muße noch Stimmung habe [...] ihr das zum Verbrechen oder zum literarischen Ruhm anzurechnen, wäre wirklich gleich barbarisch.“<sup>660</sup>

Trotz des schlechten Unterrichts und der mangelnden literarischen Anleitung in ihrer Kindheit war Therese Heyne durch den Zugang zu wissenschaftlicher Bildung und durch eine breite Auswahl an Literatur durch ihre männlichen Verwandten geprägt worden. Das Interesse an Wissenschaft und Literatur behielt sie ihr Leben lang. Auch die Fähigkeit, sich mit Gelehrten unterschiedlichster Fachrichtungen auszutauschen und auf Augenhöhe zu kommunizieren und zu korrespondieren, was

<sup>658</sup> Ebd. S. 4.

<sup>659</sup> Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter*, S. 69.

<sup>660</sup> L. F. Huber an Heyne, Bôle, 18.11.1795. Ms, Schiller-Nationalmuseum, zitiert nach Geneviève Roche, „Übersetzen am laufenden Band“, S. 339.

später für ihre Arbeit als Redakteurin ausgesprochen wichtig wurde, erlernte sie im Umfeld ihres gelehrten Elternhauses. So schrieb sie zu Beginn ihrer Redaktionstätigkeit für das „Morgenblatt für gebildete Stände“ 1817 an J. F. Cotta:

„Wenn ich mir zutraute Ihnen nützlich sein zu können so war es durch eine gewisse Vielseitigkeit der Bildung und der Lebensweise – Umgang mit allen Gebildeten Ständen welcher mir Gelegenheit giebt den Geschmack des Publikum kennen zu lernen und vielfaches Interesse an Wißenschaft u Litt. in einigen Sprachen.“<sup>661</sup>

Sie selbst bemühte sich später als Mutter um eine bessere Ausbildung ihrer Kinder und unterrichtete sie zu einem großen Teil selbst, u. a. in Geschichte und Geografie.<sup>662</sup> 1797 bat sie ihren Vater um ein Physik-Buch für ihre Tochter Therese („Röse“).<sup>663</sup> Ihren Sohn Victor Aimé schickte sie nach dem Tod seines Vaters mit sechs Jahren in die Schweiz zu Philipp Emanuel von Fellenberg, der ihn als Ziehsohn aufnahm und später in seiner Erziehungsanstalt für Söhne höherer Stände unterrichtete.

### 3.2.4 Zusammenarbeit mit L. F. Huber

„Huber hat mir ein erträglichen Schimmer vom Rechtschreiben gegeben [...]. Ich versuchte heimlich Louvets divorcé nécessaire zu übersetzen. Huber las, schüttelte den Kopf, strich von einem Ende zum andern. Ich weinte – übersezte wieder, und wieder, und lernte es. Das Buch war zu Ende, und ich fand es intereßant Louvet auszuschreiben – ich komponirte ein Ende zu dem divorcé nécessaire. Huber freute sich, es ist am Ende der Uebersetzung gedruckt.“<sup>664</sup>

Das gemeinsame Übersetzen mit L. F. Huber, wie Therese Heyne es hier beschreibt, ähnelt auf den ersten Blick ihrer Übersetzungsarbeit für Georg Forster: Sie macht Fehler, er korrigiert. Der Bericht stammt jedoch aus der Frühphase der Zusammenarbeit, die in den folgenden Jahren ausgesprochen erfolgreich werden sollte. Unter L. F. Hubers Namen wurden zwischen 1794 und 1804 zahlreiche Erzählungen und Übersetzungen veröffentlicht, die in Zusammenarbeit der beiden Eheleute entstanden waren. Die Öffentlichkeit erfuhr erst 1819 von Therese Heynes Anteil an Hubers Werken, als sie sich im dritten Band („Hubers gesammelte Erzählungen“) von „L. F. Huber’s Sämmtliche Werke“ durch den Zusatz „Fortgesetzt von Therese

<sup>661</sup> Zitiert nach Ulrich Ott (Hrsg.), „*Alles...von mir!*“: *Therese Huber (1764–1829), Schriftstellerin und Redakteurin*, bearb. von Andrea Hahn und Bernhard Fischer, Marbach am Neckar: Dt. Schillergesellschaft 1993, S. 6.

<sup>662</sup> Heuser, *Therese Huber: Briefe*, Bd. 2, Nr. 64; auch Nr. 151.

<sup>663</sup> Therese Huber an Chr. G. Heyne, 06.01.1797. SUB Göttingen, Nachlass Th. Huber, Cod. MS. Th. Huber 8: 908.

<sup>664</sup> Therese Huber an Johann Gotthard von Reinhold, 04.07.1805. SUB Göttingen, Nachlass Th. Huber. Cod. MS. Th. Huber 8. Zitiert nach Roche, „Übersetzen am laufenden Band“, S. 340.

Huber, geb. Heyne“ zum ersten Mal zu ihrer Arbeit bekannte. Therese Heyne gibt im zugehörigen Vorwort an, sich erst spät ihres großen Anteiles am Erfolg der Werke bewusst geworden zu sein:

„Zehn Jahre lang ahneten selbst unsre vertrautesten Freunde nicht meinen Antheil an meines Gatten Geistes-Erzeugnissen, und während dieser zehn Jahre wußte ich es selbst gar nicht klar, daß manches schmeichelhaftes Lob, was ehrenwerthe Urtheile erfreuter Leser über die von Huber herausgegebenen Erzählungen äußerten, zum Theil mir angehöre. Ich war zu innig mit ihm verbunden, war zu sehr in meinem häuslichen Beruf vertieft, um etwas mein zu nennen. Sein war alles“.<sup>665</sup>

Jedoch berichtete sie bereits in einem Brief kurz vor dem Tod ihres Mannes, alles, was unter Hubers Namen veröffentlicht worden sei, mit Ausnahme von Geschichte/Weltgeschichte, stamme von ihr.<sup>666</sup> Ihre demonstrierte Zurückhaltung ist somit als bewusstes Einnehmen der Rolle einer bescheidenen Ehefrau bzw. Witwe zu sehen. Auch in einem Brief an ihren Vater stellte sie ihr eigenes schriftstellerisches Vermögen als sehr begrenzt dar: „Huber schrieb dann meine unförmlichen Brouillons in Reine, feilte, malte aus und beschnitt. Nach seinem Tod sah ich wie wenig ich zu schreiben verstand, denn mir ward das Vollenden unerreichbar schwer.“<sup>667</sup>

Ihre Beschreibung zeigt sehr deutlich die effektive Arbeitsteilung der Eheleute Huber. Während Therese Heyne offenbar meist die Grundkonzeption der Texte übernahm, war L. F. Huber für die gründliche Überarbeitung zuständig. Diese Aufteilung respektierte die Stärken und Schwächen der beiden Arbeitspartner und war so die Grundlage für eine erfolgreiche Zusammenarbeit. Eine Zusammenarbeit, die auch aus wirtschaftlichen Gründen notwendig war: Die neben Therese Heynes Aufgaben als Hausfrau und Mutter erledigte Arbeit hatte einen erheblichen Anteil am Familieneinkommen. Im gleichen, oben zitierten Brief an ihren Vater schreibt sie: „So verdiente ich wohl die Hälfte unseres Einkommens [...] mit dem Kinde an der Brust, neben der Wiege, und in den Nachtstunden wo alles schlief“.<sup>668</sup>

Bemerkenswert ist, dass Therese Heyne trotz der intensiven Zusammenarbeit mit ihrem Ehemann sein Übersetzungskonzept nicht übernahm. Wie bereits oben dargestellt, war L. F. Huber ein Verfechter der „getreuen“ Übersetzung, Therese Heyne jedoch praktizierte diese Art nur äußerst ungern und selten. Hatte sie freie Hand, so entschied sie sich immer für eine freie Übersetzung bzw. Bearbeitung. Der Einfluss ihres zweiten Ehemannes war in dieser Hinsicht offenbar sehr gering. Dies beweist ihre Eigenständigkeit auf literarischer Ebene. Sie nahm zwar L. F. Hubers

<sup>665</sup> Ludwig Ferdinand Huber, *L. F. Huber's Sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802 nebst seiner Biographie*, Bd. 3 (*Hubers gesammelte Erzählungen*), Stuttgart (u. a.): Cotta 1819, Vorrede.

<sup>666</sup> Heuser, *Therese Huber: Briefe*, Bd. 2, Nr. 59. In Nr. 93 berichtet sie erneut davon, dass alle Novellen von ihr stammen.

<sup>667</sup> Therese Huber an Heyne, 4.9.1810. SUB Göttingen, Nachlass Th. Huber, Cod. MS. Th. Huber 8. Zitiert nach Roche, „Übersetzen am laufenden Band“, S. 343.

<sup>668</sup> Ebd.

Hilfe an, wo es nötig und hilfreich war, bewahrte sich jedoch ihre eigenen literarischen Vorstellungen und Arbeitsweisen.

### 3.2.5 Redakteurin beim „Morgenblatt für gebildete Stände“

Die Kulturzeitschrift „Morgenblatt für gebildete Stände“, die der erfolgreiche Verleger Johann Friedrich Cotta 1807 gründete, war als unpolitisches Gegenstück zur „Allgemeinen Zeitung“ angelegt.<sup>669</sup> Das Ziel, ein gebildetes, aber nicht gelehrtes Publikum anzusprechen und über eine Vielzahl von Themen – Kunst, Literatur, Wissenschaft und Gesellschaft – auf unterhaltsame Art zu informieren und zu belehren, war nicht unbedingt innovativ. Vielmehr füllte das „Morgenblatt“ damit eine Marktlücke, die August von Kotzebues „Freimüthiger“ 1806 hinterlassen hatte.<sup>670</sup> Cottas Gründe für die Gründung einer neuen Zeitschrift waren weniger ideeller als wirtschaftlicher Art. Zum einen sollte sie als Konsolidierung des Verlags dienen.<sup>671</sup> Dieser war zwar ausgesprochen erfolgreich, jedoch von der Buchhandelskrise infolge der Napoleonischen Kriege potenziell bedroht. Durch die Schaffung eines eigenen Kulturorgans, zu dem auch die Verlagsautoren beitrugen, in dem Werkproben, Vorabdrucke, Rezensionen und Anzeigen quasi eine kostenlose Werbung lieferten, sicherte Cotta seinen Verlag ab. Gleichzeitig diente die Zeitung auch der Autorenakquise, indem Talenten Raum für Erstveröffentlichungen kleinerer Beiträge gegeben wurde und folglich eine Bindung an den Verlag ermöglicht wurde.

Das „Morgenblatt“ wollte unabhängig von literarischen Strömungen agieren, denn um sich am Markt finanziell halten zu können, musste es mit allen Gruppierungen Kontakt halten.<sup>672</sup> Dennoch blieb die Literaturkritik, wie Schelling es in einem Schreiben an Cotta<sup>673</sup> ausdrückte, die „Achillesferse“ der Zeitung. Bernhard Fischer urteilt, der Redakteur Friedrich Haug<sup>674</sup> und seine Mitarbeiter seien „der Aufgabe einer zeitgenössischen Literaturkritik nicht recht gewachsen“ und ihren erklärten Gegnern, beispielsweise der „Schwäbischen Romantik“, unterlegen gewesen.<sup>675</sup> Trotzdem war das „Morgenblatt“ von Beginn an auf dem Markt erfolgreich. So konnte es seine Auflage von 1 100 Exemplaren im Jahr 1807 innerhalb von nur zwei Jahren um 36 % auf 1 500 Exemplare steigern.<sup>676</sup> Den Begriff „Publikumszeitschrift“ unterstrich das „Morgenblatt“ nicht nur mit seinem vielfältigen Angebot, das sich an den neuen Typ des extensiven Lesers richtete, sondern auch durch die

<sup>669</sup> Bernhard Fischer, „Cottas ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘ in der Zeit von 1807 bis 1823 und die Mitarbeit Therese Hubers“ in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 43 (1995), S. 203-239, hier S. 206. 670 Ebd.

<sup>671</sup> Ebd. S. 210.

<sup>672</sup> Ebd. S. 208 f.

<sup>673</sup> Ebd. S. 211.

<sup>674</sup> Johann Christoph Friedrich Haug (1761–1829) übernahm 1811 die Redaktion.

<sup>675</sup> Fischer, „Cottas Morgenblatt“, S. 212 f.

<sup>676</sup> Ebd. S. 211.

direkte Beteiligung des Publikums: Das Blatt war offen für Autoren aus dem Kreise der Leser, war demzufolge kein Organ der Gelehrten.<sup>677</sup>

Johann Friedrich Cotta trug als Verleger und Initiator maßgeblich zum Erfolg des Blattes bei, indem er u. a. wichtige Kontakte knüpfte und pflegte. Dennoch waren sein Verhalten und sein Charakter immer wieder Auslöser von Spannungen zwischen ihm und der jeweiligen Redaktion. So verließen fast sämtliche Redakteure das „Morgenblatt“ im Streit mit Cotta, oft schon nach kurzer Zeit. Ein Grund war seine permanente Einmischung in die Redaktionsarbeit, die den Redakteuren ihre Eigenständigkeit nahm. Zudem hegte er schnell Misstrauen gegen seine Mitarbeiter, warf ihnen schlechte Arbeit und mangelnde Loyalität vor.<sup>678</sup>

Bereits in den frühen Jahren des „Morgenblatts für gebildete Stände“ finden sich Beiträge von Therese Heyne, zum ersten Mal 1807.<sup>679</sup> Ab 1817 sollte sie zunächst die Redaktion des ebenfalls in Johann Friedrich Cottas Verlag neuerscheinenden „Kunst-Blatts“ übernehmen (sie arbeitete jedoch schon seit Ende 1816 mit). Kurzfristig wurde ihr im Januar 1817 zusätzlich die Redaktion des „Morgenblatts“ sowie der Beilage „Literatur-Blatt“ übertragen.<sup>680</sup> Damit hatte Therese Heyne die Redaktions-Verantwortung für das gesamte „Morgenblatt“, zunächst noch neben Friedrich Haug und Friedrich Rückert. Rückert wurde jedoch durch ihr Eintreten in die Redaktion praktisch abgelöst, Haug schied nach Differenzen mit Cotta zum September 1817 aus.<sup>681</sup>

Als Redakteurin war Therese Heyne zum einen dafür verantwortlich, täglich über eine Vielzahl von neu eingesandten Beiträgen zu entscheiden bzw. Stellungnahmen für Cotta zu verfassen, dem die letztliche Entscheidung oblag. Zum anderen musste die aktuelle Ausgabe des Morgenblatts zusammengestellt werden. Bis 1851 erschien die Zeitung täglich von Montag bis Freitag, sodass auch hier eine tägliche Abstimmung mit Cotta nötig war. Nach Besprechung mit dem Faktor Wilhelm Reichel, der den Druckumfang der einzelnen Beiträge berechnete, sandte Therese Heyne einen Vorschlag für die Ausgabe an Cotta, der wiederum über den endgültigen Druck entschied. Darüber hinaus stand die Redakteurin in regelmäßigem Schriftkontakt zu Einsendern und Korrespondenten, sichtete andere Zeitschriften und Zeitungen im Hinblick auf für das „Morgenblatt“ geeignete Themen und verfasste nicht zuletzt weiterhin selbst eine Vielzahl von Artikeln und Rezensionen.<sup>682</sup>

Dass das Morgenblatt zur Zeit von Therese Heynes Redaktionstätigkeit (1817–1823) „seine [...] überlieferungsgeschichtlich aufschlussreichste Zeit“<sup>683</sup> erlebte, wie

<sup>677</sup> Ebd. S. 208 f. Wie Fischer bemerkt, spiegelt sich darin die Umbruchzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts wider: Die Schriftlichkeit war nicht mehr an die Gelehrsamkeit gebunden. Erst später professionalisierte sich das Schreiben wieder durch Journalisten und freie Autoren, sodass erneut eine Trennung von Autor und Publikum vollzogen wurde.

<sup>678</sup> Ebd. S. 214.

<sup>679</sup> Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung“, S. 160, Anm. 9.

<sup>680</sup> Geiger, *Therese Huber*, S. 282.

<sup>681</sup> Heuser, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung“, S. 167.

<sup>682</sup> Ebd. S. 168.

<sup>683</sup> Ebd. S. 167.

Magdalene Heuser schreibt, liegt vor allem daran, dass ein großer Teil des täglichen Schriftverkehrs mit Cotta und anderen Korrespondenten erhalten geblieben ist und so Auskunft über die tägliche Redaktionsarbeit Therese Heynes gibt.

In den Jahren nach ihrem Eintritt in die Redaktion nahm die Anzahl der Artikel und Beiträge, die Übersetzungen aus dem Englischen darstellten, stark zu. Tragen 1816 lediglich zwei Beiträge den Zusatz „Aus dem Englischen“, so sind es 1823 dreißig. Diese Zahl allein ist jedoch wenig aussagekräftig, denn erst nach und nach wurden Übersetzungen englischsprachiger Artikel konsequent kenntlich gemacht. Zuvor war dies besonders bei literarischen Texten nicht für nötig befunden worden. Erst als ein Korrespondent berichtete, das „London Magazine“ beschuldige das „Morgenblatt“ der „Piraterie“ reagierte Therese Heyne:

„Im ganzen genommen, ist die Aufnahme einer englischen Erzählung in unser Blatt eine Ehre, denn wir nehmen nur das ‚Bessere‘ auf. Wenn wir nicht die Quelle, woher wir schöpften, hinzusetzen, so geschieht es, weil die Nationalität dieser Erzählung nicht zu verkennen ist und wir es für unnötig hielten, indem wir in englischen Blättern, zum Beispiel der ‚Literary Gazette‘, mehrmals Aufsätze fanden, die unserem Blatte entlehnt waren, ohne es zu nennen, worüber wir uns freuten. Bei wissenschaftlichen Aufsätzen bemerken wir meistens, woher sie entspringen. Wir wollen fortan unseren Lesern gern sagen, wer ihnen Kurzweil oder Langeweile macht, geben den englischen Journalisten aber unsere Artikel ohne alle Eifersucht preis.“<sup>684</sup>

Ogleich der Zusatz „aus d. Engl.“ schon allein durch die veränderte Urheberpolitik des Morgenblattes deutlich zunahm, so ist doch auch eine Veränderung in der Auswahl der Beiträge deutlich zu erkennen. Auszüge und Miszellen aus englischen Büchern und Journalen finden sich seit 1816 fast monatlich in der Zeitung. Häufig handelt es sich um Reiseberichte, beispielsweise die „Neueste[n] Berichte aus dem Innern von Afrika“ von Robert Adams, die im Dezember 1816 auf vier Ausgaben verteilt im Morgenblatt erschienen.<sup>685</sup> Eine feste Institution waren zu dieser Zeit auch die „Korrespondenz-Nachrichten“ aus verschiedenen europäischen Städten, u. a. aus London, die fast in jedem Monat in mehreren Ausgaben auftauchten. Dabei handelte es sich um eine bunte Mischung von Nachrichten, meist aus den Bereichen Politik, Gesellschaft und schöne Künste.<sup>686</sup> Dabei waren die Berichte nicht immer ganz aktuell; so wurde beispielsweise im Januar 1816 über ein neues englisches Gesetz berichtet, das den Verfassern und Herausgebern gelehrter Werke lebenslanges

<sup>684</sup> Zitiert nach Geiger, *Therese Huber*, S. 295.

<sup>685</sup> Morgenblatt für gebildete Stände 1816, Nr. 299, 300, 301, 313. Der deutsche Titel trägt den Zusatz „Im Auszug aus dem kürzlich in England erschienenen Bericht des Matrosen Robert Adams.“

<sup>686</sup> Themen der Korrespondenz-Nachrichten aus London waren bspw.: Morgenblatt 1816, Januar, Nr. 4: Die Selbstmordrate in London verglichen mit der in Paris; Morgenblatt 1816, Januar, Nr. 5: Neues „Lunatic Asylum“ in St George’s Fields eröffnet; „kühner Diebstahl“ in London; Erweiterung und Bestätigung des Insolvency Acts.



Eigentumsrecht und Geisteswerke garantierte. Dieses Gesetz war jedoch bereits am 29. Juli 1814, also anderthalb Jahre zuvor erlassen worden.

Das Interesse an Literatur, Kunst und Wissenschaft aus Großbritannien war schon in den 1810er-Jahren klar ausgeprägt. In den Jahren nach Therese Heynes Übernahme der Gesamtedaktion finden sich jedoch deutlich mehr Beiträge aus wissenschaftlichen britischen Journalen. Mehrfach wurden Artikel aus dem „London Magazine“, dem „Edinburgh Journal“ oder der „Literary Gazette“ übersetzt, auch die „Asiatick researches“ und die „Annals of fine Arts“ tauchen immer wieder auf. Dazu kommen vereinzelt Beiträge aus dem „Quarterly Review“, dem „Observer“, dem „Repertory of arts and manufactures“ sowie dem „Edinburgh Philosophical Journal“.<sup>687</sup>

Inhaltlich decken die Artikel und Rezensionen ein weites Gebiet ab. Bei den nicht-fiktionalen Texten finden sich häufig Reisebeschreibungen,<sup>688</sup> aber auch Berichte über historische Ereignisse (meist in Übersee),<sup>689</sup> neue technische Entwicklungen,<sup>690</sup> Erkenntnisse aus der Naturwissenschaft<sup>691</sup> oder über berühmte Kunstsammlungen<sup>692</sup>. Der fiktionale Bereich, der ab 1819 zunimmt, liefert vor allem Gedichte (Byron, Milton, Pope), Romanauszüge (vornehmlich Scott) und Erzählungen (hier werden die Verfasser i. d. R. nicht genannt) sowie Rezensionen entsprechender Werke. So sind im Februar 1823 sämtliche vier Beiträge aus der Rubrik „Erzählungen“ aus dem Englischen übersetzt. Auffällig ist die Präsenz der Werke Walter Scotts. Therese Heyne war eine große Bewunderin Scotts; ihrer Freundin Karoline Pichler empfahl sie seine „große[n] Gedichte“, wie beispielsweise „Die Jungfrau vom See“ („Lady of the Lake“). Im April 1819 erschien im Morgenblatt ein Auszug daraus in deutscher Übersetzung: „Das Kampfspiel“.<sup>693</sup> Die Übersetzung von Henriette Schubart kritisierend schreibt Heyne: „Scott braucht keinen Zauber, keine Frömmeley, keine patriotische Pocherey, und alles athmet Treue,

---

<sup>687</sup> Auf die Artikel aus nordamerikanischen Zeitungen und Magazinen soll hier nicht eingegangen werden.

<sup>688</sup> Bspw. Morgenblatt 1818, Februar: „Mariner’s Abenteuer auf den Freundschafts-Inseln des stillen Oceans“ oder 1822, März, „Tagebuch eines Invaliden auf einer Reise durch Portugal, Italien, die Schweiz und Frankreich“.

<sup>689</sup> Bspw. Morgenblatt 1818, Mai, Nr. 108/109, 112 ff., „Die Einnahme der Insel Timor durch eine nothleidende englische Corvette“ oder Morgenblatt 1822, Juni, Nr. 148/149, S. 152 f., „Die Belagerung von Sombbrero“.

<sup>690</sup> Bspw. Morgenblatt 1819, Juni, Nr. 154, 155: „Die in London Restaurirte von Kempelsche Schachmaschine“; Morgenblatt 1823, Januar, Nr. 12, „Neues Verfahren um die Zimmer vor Feuchtigkeit zu schützen“.

<sup>691</sup> Bspw. Morgenblatt 1823, Oktober/November, Nr. 252/252, S. 258 ff., 270 ff., 275 f., 278 f., „Ueber die Sorge der Insekten für ihre Jungen“.

<sup>692</sup> Bspw. Morgenblatt 1819, August, Nr. 189, „Ueber Hernn Biscontis Irrthum, rücksichtlich der Handlung, welche der Torso des Itissus in der Elgin’schen Sammlung ausdrückt (Von B. R. Haydon Esqrt. in einem Brief an die Herausgeber der Annals of fine Arts, April 1819).“

<sup>693</sup> Morgenblatt 1819, April, Nr. 95 und 96.

Liebe Vaterlandsflamme. Das ist so jugendlich wie ein Maymorgen.“<sup>694</sup> Mit Karoline Pichler, die selbst Gedichte von Byron übersetzte, besprach sie Scotts Gedichte und unterschiedliche Übersetzungen<sup>695</sup> und Pichler bat Heyne, ihr über Cotta eine bestimmte Übersetzung zu besorgen.<sup>696</sup>

Zwar handelte es sich bei den Übersetzungen für ein Journal wie das Morgenblatt nur um kurze Auszüge aus den entsprechenden Werken, doch gestatteten sie den deutschsprachigen Lesern Einblicke in englischsprachige Texte, die teilweise nie in ihrer Gesamtheit übersetzt wurden oder deren Übersetzung erst später auf den Markt kam. So liegt den „Auszüge[n] aus Richardsons Reise längs des Mittelmeers und einiger angrenzender Länder“<sup>697</sup> der 1822 in London erschienene Bericht „Travels along the Mediterranean, and parts adjacent in company with the Earl of Belmore during the years 1816-17-18“ von Robert Richardson zugrunde. Bereits im Januar 1823 erschienen Auszüge in insgesamt sechs Morgenblatt-Ausgaben. Eine Gesamtübersetzung ist dagegen nicht nachweisbar. Ein anderes Beispiel bildet Walter Scotts Roman „Quentin Durward“, der in Edinburgh 1823 erstveröffentlicht wurde. Die erste komplette deutsche Übersetzung von Heinrich Döring erschien zwar bereits im darauffolgenden Jahr, doch schon im Juli 1823 konnten die Morgenblatt-Leser „Bruchstücke“ aus Scotts neuem Roman in Übersetzung lesen.<sup>698</sup>

Somit lieferte das Morgenblatt neben Auszügen aus bereits veröffentlichten Übersetzungen auch immer wieder eigene (Teil-)Erstübersetzungen, die – wie in den gezeigten Fällen – oft außerordentlich kurz nach der Originalveröffentlichung erschienen. Zudem bot der Weg über das Englische mitunter auch Zugang zu Schriften aus anderen Sprachen. So erschien im April 1823<sup>699</sup> die „Übersetzung einer Abhandlung des chinesischen Lehrers Yuen-Leaou-Fan“. Es handelte sich um eine Übersetzung aus dem Englischen, wobei die Abhandlung vermutlich bereits zuvor aus dem Chinesischen ins Englische übertragen worden war. Hier fungierte also das Englische als vermittelnde Sprache, die die Verbindung zu anderen Kulturen schuf. Durch die Verbindungen des britischen Empires gelangten viele Informationen und Nachrichten aus verschiedensten Teilen der Welt (Indien, Australien etc.) zuerst über Großbritannien und die englische Sprache, konkret über britische Zeitungen und Journale, in andere europäische Länder. Das „Morgenblatt“, das Beiträge aus britischen Zeitschriften übernahm und übersetzte, diente hernach als zweiter Vermittler, der die Textinhalte den deutschen Lesern zugänglich machte.

Therese Heynes konkrete Arbeit als Redakteurin lässt sich anhand ihrer Briefe gut nachvollziehen. Sie korrespondierte viel mit Cotta, teilte ihm Entscheidungen

<sup>694</sup> Th. Huber an K. Pichler, 06.11.1819. Brigitte Leuschner (Hrsg.), *Schriftstellerinnen und Schwesterseelen, Der Briefwechsel zwischen Therese Huber (1764–1829) und Karoline Pichler (1769–1843)*, Marburg: Tectum-Verlag 1995, S. 41 (Nr. 11).

<sup>695</sup> K. Pichler an Th. Huber, 11.12.1819. Leuschner, *Briefwechsel Huber-Pichler*, Nr. 13.

<sup>696</sup> K. Pichler an Th. Huber, 16.03.1820, ebd. Nr. 14.

<sup>697</sup> Morgenblatt 1823, Januar, Nr. 11, 12, 15, 16, 18, 27.

<sup>698</sup> Morgenblatt 1823, Juli, Nr. 171, 172, 174–176, 177, 179, 180, 182.

<sup>699</sup> Morgenblatt, April 1823, Nr. 84, 87, 90–92.

mit und gab Anweisungen an Korrespondenten weiter. Von ihren eigenen Briefen an Auslandskorrespondenten, wie beispielsweise Adolphus Bernays in London, ging meist eine Kopie an Cotta.<sup>700</sup>

Dabei hatte sie für die Korrespondenten genaue Anweisungen, welche Art von Beiträgen erwünscht waren und welche nicht. Mehrere Male wies sie Bernays und seinen Pariser Kollegen Hermann Henrichs darauf hin, keine Übersetzungen oder Auszüge von Magazinbeiträgen einzusenden, die ihrerseits bereits aus der jeweils anderen Sprache übersetzt waren. So wurde Henrichs gebeten, „keine Übersetzungen aus dem Englischen zu senden“, da das Morgenblatt „solche aus England oder von TRUMMER“ erhalte. Henrichs habe anscheinend „den Roman LORD RUTHWEN für ein *französisches* ORIGINAL gehalten [...]. Er ist ein Englisches und NODIER der Übersetzer.“<sup>701</sup> Über Bernays beschwerte Therese Heyne sich: „Sollte es nicht beßer seyn der Londner Correspondent sende keine französische Auszüge? Die haben wir in französischen Journalen schneller. Dieses ist das Zweite Beyspiel daß er etwas längs Gedrucktes schickt.“<sup>702</sup>

Auch Artikel aus bestimmten englischen Magazinen, wie der „Literary Gazette“, waren nicht erwünscht: „Diese erhalten wir selbst und können viel beßer als er beurtheilen was uns nützlich ist.“<sup>703</sup> Hier zeigt sich, dass die Redaktion des Morgenblattes in Bezug auf Neuigkeiten aus London keineswegs auf die Beiträge der Korrespondenten angewiesen war. Nicht nur die „Literary Gazette“, sondern auch den „Morning Chronicle“ bekam Therese Heyne von Cotta direkt geschickt.<sup>704</sup> Von dem, was für die Leser interessant war, hatte sie ganz genaue Vorstellungen: Da es sich um kein gelehrtes Blatt handelte, sollten die Artikel nicht zu kompliziert sein oder zu „trockene“ Themen behandeln: „Der werthvolle Artikel über die Einnahme der Englischen ostindischen Gesellschaft eignet sich leider nicht für das Morgenblatt. Das Publikum dieses Blattes will mit finanziellen Berechnungen nichts zu thun haben.“<sup>705</sup>

Die Leserschaft des Morgenblattes bestand zu einem nicht geringen Teil aus Frauen, die durchaus gebildet waren, denen die Gesellschaft, auch Therese Heyne, aber unterstellten nicht an ökonomischen Einzelheiten interessiert zu sein. Auch vom literarischen Geschmack ihrer Leser hatte Heyne genaue Vorstellungen. So begründete sie die Ablehnung Heinrich Ficks Übersetzung eines Werks von Tobias Smollett damit, dass das Publikum „Metrum als eine nothwendige Eigenschaft einer

<sup>700</sup> Bspw. Th. H. an die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Adolphus Bernays in London, 31.07.1819, November 1819 und 21.08.1820. Heuser, *Therese Huber: Briefe*, Bd. 7, S. 310 (Nr. 394), 408 (Nr. 513) und 678 (Nr. 868).

<sup>701</sup> Th. H. an die Cotta'sche Buchhandlung, 26.03.1820, ebd. S. 530 (Nr. 693).

<sup>702</sup> Th. H. an J. F. Cotta 14.02.1820, ebd. S. 486 (Nr. 618).

<sup>703</sup> Th. H. an J. F. Cotta, Oktober 1819, ebd. S. 468.

<sup>704</sup> Th. H. an J. F. Cotta, 25.03.1819, ebd. S. 192 (Nr. 224) und Th. H. an Paul Usteri, 26.03.1819, ebd. S. 193 (Nr. 228).

<sup>705</sup> Th. H. an die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Adolphus Bernays in London, 21.08.1820, ebd. S. 678 (Nr. 868).

guten Dichter Übersetzung“ ansehe.<sup>706</sup> Nachrichten aus England sollten immer das spezifisch Englische betonen: „Wir müssen wünschen Charakteristische Schilderungen zu haben, nicht weitläufige Verbreitungen über Gegenstände die unter gleichen Umständen über alle dieselben sind.“<sup>707</sup>

Auf Anfrage Adolphus Bernays, welche Einsendungen für das Morgenblatt passend seien, nannte sie Ende 1819 an erster Stelle aktuelle Reiseberichte sowie Auszüge aus Romanen, „die Aufsehen machen“.<sup>708</sup> Bernays kam den Wünschen offenbar nach und sandte vor allem immer wieder aktuelle Romanauszüge ein. Im August 1820 sah Therese Heyne sich gezwungen, um einen vorübergehenden Stopp der Einsendungen zu bitten, da sich eine solche Menge von Romanauszügen in der Redaktion angesammelt hatte, dass das Morgenblatt mit dem Drucken kaum nachkam: „In einiger Zeit werden uns Ihre Beyträge in dieser Gattung wieder sehr willkommen sein.“<sup>709</sup>

Die Reiseberichte aus England befassten sich meist mit den Entdeckungsreisen mehr oder weniger bekannter Briten nach Afrika, Ozeanien, China, Nord- oder Südamerika, aber auch mit Bildungsreisen zu den antiken Stätten Griechenlands und Italiens. Einmal findet sich auch ein Reisebericht über Deutschland, nämlich „An Autumn near the Rhine“, aus dem das Morgenblatt Auszüge unter dem Titel „Skizzen eines Engländers aus den deutschen Rheingegenden“ ab November 1818 über sechs Ausgaben verteilt abdruckte. Der letzte Teil des eingereichten Beitrags wurde nicht abgedruckt, da Therese Heyne ihn für ungeeignet hielt:

„Der Schluß des Engländers am Rhein taugt für unser deutsches Publikum nicht, welches diese Sagen deutscher Burgen aus seinen Schriftstellern schon längst kennt, und paßender erzählt wie es der Fremde vermag. Von diesem sind uns nur Ansichten und Urtheile wichtig, weil er als Fremder einen, uns versagten Gesichtspunkt hat. Wir übersenden diesen Abschnitt ebenfalls mit Dank zurück.“<sup>710</sup>

Die Redakteurin legte Wert auf das „Neue“ der Texte, in diesem Fall die Außensicht eines Engländers auf die deutschen Sagen. Für die Wiedergabe der Sagen selbst hielt sie jedoch deutsche Autoren für kompetenter. Auch wenn in Beiträgen bereits bekannte Themen behandelt wurden, so waren sie für Therese Heyne und das Morgenblatt unter ihrer Redaktion nur interessant, wenn sie neue Aspekte und Sichtweisen lieferten:

<sup>706</sup> Th. H. an die Cotta'sche Buchhandlung u. Heinrich Fick in Nürnberg, 27.11.1819, ebd. S. 404 (Nr. 504).

<sup>707</sup> Th. H. an die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Adolphus Bernays in London, 31.07.1819, ebd. S. 310 (Nr. 394).

<sup>708</sup> Th. H. an die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Adolphus Bernays in London, Ende November 1819, ebd. S. 408 (Nr. 513).

<sup>709</sup> Th. H. an die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Adolphus Bernays in London, 21.08.1820, ebd. S. 678 (Nr. 868).

<sup>710</sup> Th. H. an J. F. Cotta und Christian Moritz Engelhardt, 21.12.1818, ebd. Nr. 80.

„Billig sollen wir diese Geschichte [i. e. ‚Maria Stuart‘] als bekannt annehmen; wird sie nun nach ältern Geschichtsschreibern erzählt, ohne neue Züge, ohne neue Ansichten, so dünkt mir, wir sollten uns nicht damit beladen, da solche Aufsätze nur alt bey uns werden oder das Beßre verdrängen.“<sup>711</sup>

Fanden sich 1816 noch Beiträge wie „Anekdoten aus englischen Blättern“<sup>712</sup> oder „Allerley aus England“<sup>713</sup> so konnten die Leser 1822 beinahe in jeder Ausgabe Übersetzungen oder Rezensionen zeitgenössischer englischer Literatur finden. Unter ihrer Führung nahm auch der Anteil der (oftmals aus dem Englischen übersetzten) Beiträge aus wissenschaftlichen Magazinen und Zeitungen deutlich zu. Dabei gelang es ihr, die Einsendungen so auszuwählen und ihre Mitarbeiter dahingehend anzuweisen, dass die Artikel sich nicht in hochwissenschaftliche Sphären verstiegen, sondern der gebildeten Allgemeinheit, Frauen wie Männern, zugänglich wurden.

Therese Heyne hatte als Chefredakteurin eine sehr genaue Vorstellung davon, wie „ihr“ Morgenblatt aussehen sollte. Sie behielt das Publikum und dessen Wünsche (oder vermeintliche Wünsche) immer im Blick und wählte die Texte sehr genau aus, mitunter auch gegen ihren eigenen Geschmack. Im Fall eines Texts, den sie als geschmacklos kritisierte, war sie dennoch bereit, ihn abzudrucken, da sie annahm, er käme beim weiblichen Publikum gut an: „Leyder finden solche ganz unwahren Geburten Leser in dem großen Haufen der Frauen“<sup>714</sup>

Entscheidend bei ihrer Arbeit war immer auch, sich von den anderen Journalen auf dem Markt abzusetzen und sich neben ihnen zu behaupten. In ihrer Korrespondenz wird deutlich, dass unter den verschiedenen Zeitungen eine starke Konkurrenz in Bezug auf aufgegriffene Themen herrschte. Artikel und Übersetzungen, die bereits in anderen deutschen Magazinen erschienen waren, lehnte die Chefredakteurin ab: „Heut früh finde ich Das Leben Georg III aus GENTLEMENS MAGAZINE Wort vor Wort in der Abendzeitung übersetzt. Da wollen wirs doch bey Seit laßen.“<sup>715</sup>

Ahnte sie, dass Bernays aus London einen inhaltlich bereits bekannten Artikel einsenden würde, so kam sie ihm zuvor:

„Die Nachrichten über den asiatischen Kriegerstamm, sind schon in mehreren deutschen Blättern enthalten, bemühen Sie sich deshalb ja nicht damit. Rücksichtlich des Prozeßes der Königin, bitten wir uns keine Tages Nachricht zu geben, die früher in allen politischen Zeitungen stehen“.<sup>716</sup>

Obwohl Therese Heynes Name nie offiziell genannt und ihre Briefe als Redakteurin unter dem Namen des Verlags versandt wurden, war es durchaus bekannt, von wem

<sup>711</sup> Th. H. an J. F. Cotta, 13.2.1820, ebd. S. 485 (Nr. 615).

<sup>712</sup> Morgenblatt, April 1816, Nr. 82.

<sup>713</sup> Morgenblatt, Juli 1816, Nr. 183.

<sup>714</sup> Th. H. an J. F. Cotta, 19.3.1820. Heuser, *Therese Huber: Briefe*, Bd. 7, S. 521 (Nr. 676).

<sup>715</sup> Th. H. an J. F. Cotta, 23.3.1820, ebd. S. 528 (Nr. 686).

<sup>716</sup> Th. H. an die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Adolphus Bernays in London 21.08.1820, ebd. S. 678 (Nr. 868).

sie stammten. Einige Autoren, deren Beiträge sie abwies oder kritisierte, reagierten auf Kritik einer Frau besonders empfindlich. So bat sich beispielsweise Ernst Friedrich Ludwig Robert (1778–1819) aus, seine Artikel möchten bei Nichtgefallen zurückgesandt, nicht aber von Therese Heyne verbessert werden: „[E]ine Forderung, die wahrlich! nicht biliger [sic] seyn kann und unter Männern sich von selbst versteht, da ja nur die Anmaßung einer *gelehrten Frau* im Stande ist, sich über jede hergebrachte Rücksicht so keck hinwegzusetzen.“<sup>717</sup>

Dass Robert die „gelehrte Frau“ im Schriftbild hervorhebt, zeigt, dass Gelehrsamkeit im zeitgenössischen Verständnis dem Manne vorbehalten war und eine Frau, die „gelehrt“ auftrat, als unweiblich und anmaßend galt. Das Urteil einer Frau und gar deren Verbesserung hinnehmen zu müssen, war für die männlichen Beiträger der Zeitung, die sich selbst zweifellos als dem „gelehrten Stand“ zugehörig fühlten, schwer zu ertragen. Auch Adolph Müllners (1774–1829) Beschwerde macht dies mehr als deutlich: „Ueberdies – Ihre Redaction! Gott, ein armer Autor hat mit der *eignen* Frau immer genug zu thun, wie soll er mit einer fremden auskommen. [...] Sagen Sie selbst: welchem Freunde kann ich mit gutem Gewissen zumuten, unter dem Pantoffel einer Matrone zu kriechen?“<sup>718</sup>

Frauen jedoch hatten offenbar mitunter bei einer weiblichen Redakteurin weniger Hemmungen, Beiträge einzusenden. So schrieb Karoline Pichler, die einen langjährigen Briefwechsel mit Therese Heyne unterhielt: „[S]o mache ich Gebrauch von dem günstigen Zufall der mir in der Redactrice des Morgenblattes, eine freundlich verwandte Seele zeigt, und lege als Frau mein Geheimniß und mein Urtheil – oder vielmehr mein Gefühl – in die Hand der Frau.“<sup>719</sup>

Ursprünglich, so vermutet Fischer, war Therese Heyne als Redakteurin nicht nur vorgeschlagen und eingesetzt worden, weil sie über die entsprechende Qualifikation verfügte, sondern auch weil Böttiger und Cotta sie als „dienstbares Werkzeug“ sahen.<sup>720</sup> Therese Heyne zeigte sich tatsächlich Cotta gegenüber stets loyal und blieb scheinbar zurückhaltend und im Hintergrund tätig. Sie verstand es jedoch, im Gegensatz zu den meisten ihrer männlichen Vorgängern, über viele Jahre ihre Vorstellungen durchzusetzen, indem sie in ihrer Position zielgerichtet agierte und Cotta dabei stets das Gefühl der letztgültigen Entscheidungsmacht überließ.

Das Morgenblatt veränderte sich unter ihrer Leitung erheblich: Der Kampf gegen die Romantiker war überwunden, die Wissenschaft wurde stärker in den Mittelpunkt gerückt, ebenso wie die zeitgenössische internationale Literatur.<sup>721</sup> Die Jahre, in denen Therese Heyne die Redaktion innehatte, zählten mit einem Absatz

<sup>717</sup> Ludwig Robert an Johann Friedrich Cotta, 12. II. 1819 [DLA/CA, Cotta Br. L. Robert No. 16], zitiert nach Fischer, „Cottas Morgenblatt“, S. 222.

<sup>718</sup> Adolf Müllner an Johann Friedrich Cotta, 15.VI.1818 [DLA/CA, Cotta Br. A. Müllner No. 7], zitiert nach Fischer, „Cottas Morgenblatt“, S. 222 f.

<sup>719</sup> K. Pichler an Th. Huber, Wien, 04.05.1818. Leuschner, *Briefwechsel Huber-Pichler*, Nr. 1, S. 25.

<sup>720</sup> Fischer, „Cottas Morgenblatt“, S. 217.

<sup>721</sup> Ebd. S. 219 f.

von 1 717 bis 1 810 Exemplaren pro Jahr zu den verkaufsstärksten. Dabei lag die tatsächliche Leserzahl noch einmal deutlich höher, da die Zeitung in Lesezirkeln kursierte oder von mehreren Personen einer Familie gelesen wurde. Fischer geht von einem ca. zehnfachen Wert aus, „was bei einem geschätzten Gesamtpublikum für nichtpolitische Zeitschriften in Deutschland von 300 000 bis 500 000 Köpfen nicht wenig ist“.<sup>722</sup>

### 3.2.6 Selbstbild

Trotz ihres beruflichen Erfolges (und ihres teilweise unkonventionellen Lebensentwurfs) ist Therese Heyne eine der Schriftstellerinnen des frühen 19. Jahrhunderts, die am stärksten dem traditionellen Rollenbild der Frau verhaftet bleiben. „Kaum eine andere Frau hat mit solchem Nachdruck betont, wie sehr ihr an der Beschränkung auf die aus der ‚Natur‘ abgeleitete weibliche Rolle, an femininer Zurückgezogenheit liege“;<sup>723</sup> urteilt Irmgard Scheitler in ihrer Untersuchung von Reisebeschreibungen deutscher Frauen 1780–1850. Dazu gehörte, dass Heyne tunlichst darauf bedacht war, ihre Anonymität zu wahren. Waren die Veröffentlichungen ihrer Texte unter L. F. Hubers Namen noch zeittypisch und nicht weiter überraschend, so ist es doch erstaunlich, dass sie auch als Redakteurin des Morgenblatts darauf achtete, dass ihr Name nie offiziell genannt wurde. Alle ihre offiziellen Redaktionsbriefe wurden von der Firma Cotta unterzeichnet, sie selbst trat nie offen in Erscheinung. Dass trotzdem allgemein bekannt war, wer die Leitung der Redaktion innehatte, zeigen die Beschwerden von (männlichen) Autoren, die es sich verbitten, ihre Texte von einer Frau korrigieren zu lassen.

Erst spät veröffentlichte sie Texte unter ihrem eigenen Namen. Die Vorabdrucke ihrer „Bemerkungen über Holland“, die 1810 im „Neuen Teutschen Merkur“ erschienen, wurden zunächst vorsichtig mit „Th. H.“ gekennzeichnet – die Abkürzung war aber für die Zeitgenossen nicht schwer zu entziffern.<sup>724</sup> Ebenfalls mit „Th. H.“ unterschrieben waren die „Erinnerungen an eine Reise um Thüringer Wald, im Sommer 1826“, erschienen im Morgenblatt 1826. Dies sei jedoch, so Therese Heyne, gegen ihren Willen geschehen. Sie selbst habe „Scheu vor [ihrem] eigenen Namen im Druck“.<sup>725</sup> Tatsächlich nahm sie sogar als Autor-Ich fast durchgehend ein männliches Geschlecht an, um die Autorschaft zu verschleiern.<sup>726</sup> Noch mehr Anstrengungen unternahm sie 1793, als sie ihre „Fragmente über einen Theil von Polen“ nicht nur anonym veröffentlichte, sondern um den Zusatz „Aus den

<sup>722</sup> Ebd. S. 211. Für den Rückgang der Verkaufszahlen nach 1823 war allerdings wohl weniger Therese Hubers Ausscheiden aus der Redaktion als vielmehr die geänderte Nachfrage nach anderen Arten von Zeitschriften sowie die Zensur in Folge der Karlsbader Beschlüsse verantwortlich.

<sup>723</sup> Irmgard Scheitler, *Gattung und Geschlecht. Reiseberichte deutscher Frauen 1780–1850*, Tübingen: Niemeyer 1999, S. 100.

<sup>724</sup> Scheitler, *Gattung und Geschlecht*, S. 101.

<sup>725</sup> Ebd.

<sup>726</sup> Ebd.

Briefen einer Engländerin<sup>727</sup> ergänzte. Hinter dieser Fassade gut versteckt, nutzte sie den Text, um die politische Problematik der Polenaufstände zu behandeln.<sup>728</sup>

Viele Rückschlüsse auf Therese Heynes Selbstbild basieren auf ihren eigenen Äußerungen in Briefen und Vorworten zu ihren Texten. Wie Andreas Rutz richtig bemerkt, sind jedoch auch Selbstzeugnisse immer vor dem Hintergrund ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer Adressaten zu betrachten.

„Dies gilt vor allem für retrospektiv angelegte Autobiographien und Memoiren, bei denen mit einem hohen Maß an Selbststilisierung, Verunklärung oder auch Verfälschung gerechnet werden muss, vermittels derer die Autoren ihren jeweiligen Intentionen entsprechende Selbstbilder zu zeichnen versuchen. Auch erfahrungsnah im Alltag entstandene Quellen, wie zum Beispiel Briefe oder Tagebücher, dokumentieren nicht unmittelbar das ‚Ich‘ ihrer Verfasser, sondern sind ebenfalls von einer Vielzahl von Brechungen und Verfremdungen geprägt.“<sup>729</sup>

Bei Therese Heynes Äußerungen in Briefen und Veröffentlichungen ist meist eine sehr bewusste Zurückhaltung und Bestätigung der von ihr erwarteten Rolle zu beobachten. Dies gilt auch für ihre Lebenserinnerungen und Briefe, die sie an ihre bereits erwachsenen Kinder schrieb, und in denen sie ihre Erinnerungen retrospektiv ordnete und bewertete. Nur in ihrer frühen privaten Korrespondenz äußerte sie sich mitunter recht unverblümt. So wird in einem ihrer Briefe an ihre Freundin und Mentorin Luise Mejer ihr Wissen um die Widersprüchlichkeiten und Spannungen zwischen Tradition und Emanzipation im späten 18. Jahrhundert ebenso deutlich wie der Versuch, für sich einen Weg durch diese Gegensätze zu finden.

„Wie würden viele junge Herrn vor mir zurück prallen wenn sie mich bei so einen Buche sähn; ich will wetten man merkt mir meine art Lectüre in zehh Unterredungen nicht an, ich nehm mich wohl in acht mirs merken zu laßen, ich möchte um alles in der Welt nicht für gelehrt gehalten sein.“<sup>730</sup>

Therese Heynes Umgang mit den bürgerlichen Weiblichkeitskonstruktionen bestand weder in einer absoluten Fügung noch in offenem Widerstand. Vielmehr versuchte sie, ihrem Interesse für Literatur und Wissenschaft Raum zu geben, ohne dies zu deutlich nach außen zu tragen. Die Lösung bestand für sie in einem Rückzug

<sup>727</sup> Therese Huber, „Fragmente über einen Theil von Polen. Aus Briefen einer Engländerin, im Jahr 1789 geschrieben“, in: [Victor Aimé Huber (Hrsg.)], *Therese Huber: Erzählungen*, 4. Teil, Leipzig: Brockhaus 1831, S. 321-371.

<sup>728</sup> Barbara Becker-Cantarino, *Schriftstellerinnen der Romantik*, S. 61.

<sup>729</sup> Andreas Rutz, „Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen“, in: *Zeitenblicke*, 1:2 (2002) [20.12.2002], URL: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/rutz/index.html> [16.03.2020].

<sup>730</sup> Magdalene Heuser, „Die Jugendbriefe von Therese Heyne-Forster-Huber. Vergewisserung der (weiblichen) Subjektivität“, in: Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit (Hrsg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln (u. a.): Böhlau 2001, S. 275-298, hier 295 f.



hinter eine sorgsam aufrecht erhaltene Fassade. Ihre Briefe passte sie dem jeweiligen Adressaten an, und in ihren Werken, insbesondere in Vorworten, nahm sie eine bewusst zurückhaltende, demütige Haltung ein. So erklärte sie beispielsweise im September 1810 in der „Vorerinnerung“ zu ihren „Bemerkungen über Holland aus dem Reisejournal einer deutschen Frau“:

„Eine häusliche Mutter schrieb sie an ihre stille lebenden Kinder — andere solche Mütter, solche Kinder, werden sie mit Mitgefühl lesen. Um sich zu unterrichten, finden sie die Nachrichten von Reisenden, vor denen die einfältige Matrone, welche diese Briefe schrieb, sehr beschämt stehen würde, wollte man sie mit ihren weiblichen Gefühlen, ihren phantastischen Ansichten vergleichen. Sie will nur die Empfindung erwecken, jene wackern Männer mögen dann berichtigen und belehren.“<sup>731</sup>

Therese Heyne ist hier äußerst bedacht darauf, dem Rollenbild der bürgerlichen Frau – Häuslichkeit, Zurückhaltung, Bescheidenheit – zu entsprechen. Um ihre Schriftstellerei zu legitimieren, greift sie auf eine verbreitete Taktik schreibender Frauen zurück und gibt an, ihre Briefe seien eigentlich nicht für die Öffentlichkeit vorgesehen gewesen. Ebenfalls zeittypisch war die Auffassung, Frauen seien vor allem dazu geeignet, Gefühle und Empfindungen zu beschreiben, nicht jedoch Tatsachen und Fakten. Auch dieses Bild bedient Therese Heyne, indem sie ihre „weiblichen Gefühle“ und „phantastischen Ansichten“ als minderwertig gegenüber anderen, von Männern verfassten Reisebeschreibungen bezeichnet.

Dies ist jedoch nicht nur reine Fassade. Abgesehen von der vermeintlichen grundsätzlichen Minderwertigkeit einer weiblichen Reiseschriftstellerin hatte Therese Heyne mit Georg Forster einen „Star“ der Reisebeschreibungen zum Ehemann gehabt. Seine Leistungen auf wissenschaftlichem und sprachlichem Gebiet waren von anderen Autoren, insbesondere von Frauen, die kaum Reiseerfahrung sammeln konnten und nicht über die entsprechende Ausbildung verfügten, kaum erreichbar.<sup>732</sup> Dies war Therese Heyne, die seine Bücher teilweise Korrektur gelesen hatte, vielleicht deutlicher bewusst als vielen anderen. Georg Forster selbst vertritt in der Vorrede zur deutschen Übersetzung von H. L. Piozzis „Bemerkungen“ (1790)<sup>733</sup> immerhin die These, Frauen verfügten über eine feinere Beobachtungsgabe, eine bessere Menschenkenntnis und eine besondere Lebensklugheit.<sup>734</sup> Dies wirke sich in Reiseberichten positiv aus. Dennoch bedient auch er damit die Vorstellung, die Stärke der Frauen sei ihre „Natürlichkeit“, die durch Bildung zerstört würde.

---

<sup>731</sup> Therese Huber, *Bemerkungen über Holland: aus dem Reisejournal einer deutschen Frau*, Leipzig: Fleischer, 1811. Vorerinnerung, S. II/IV.

<sup>732</sup> Scheitler, *Gattung und Geschlecht*, S. 34.

<sup>733</sup> Hester Lynch Piozzi, *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland*, 2 Bde., Frankfurt am Main (u. a.): Varrentrapp und Wenner 1790.

<sup>734</sup> Piozzi, *Bemerkungen*, S. XI (Vorrede zur deutschen Übersetzung). Nach Scheitler, *Gattung und Geschlecht*, S. 38.

Therese Heynes Reisejournal unterscheidet sich inhaltlich und sprachlich tatsächlich stark von den Reisebeschreibungen eines Georg Forsters beispielsweise. Es ist von Gedanken und Erinnerungen geprägt und in einem vorwiegend melancholischen Ton geschrieben. Therese Heyne hatte 1804 ihren Ehemann Ludwig Ferdinand Huber verloren. Von den zehn Kindern, die sie zur Welt gebracht hatte (vier in der Ehe mit Forster, sechs in der Ehe mit Huber), waren sechs bereits im Kindesalter, einige noch als Säuglinge, gestorben. Zudem befand sie sich nach dem Tod ihres zweiten Mannes in wirtschaftlich prekären Verhältnissen und lebte bei der Familie ihrer Tochter Claire von Greyerz.

Der Ton, den Therese Heyne in ihren Texten anschlug, war also nicht ausschließlich auf eine berechnende Anpassung an die Leserschaft zurückzuführen, sondern durchaus auch von ihren jeweiligen Lebensumständen beeinflusst. So klingt, im Vergleich mit der obigen „Vorerinnerung“, das Vorwort zu Ellen Percy von 1822 deutlich selbstbewusster:

„Mein Verleger fürchtet vielleicht, daß er in dieser Erzählung kein Product für die Leihbibliotheken, kein Büchelchen für Toiletten und Theetische herausgibt. Die Mittel, jene zum Ankauf zu ermuthigen, kenn ich nicht; sind es Recensionen, so brauche ich nur zu wünschen, daß Ellen Percy von den edelsten unserer Recensenten beurtheilt werde – und so viel Selbstüberwindung es uns Recensirten kosten mag, müssen wir doch gestehen, daß es deren gibt und geben kann – um auch diesen, trotz seinem ernsten Titel, empfohlen zu werden.

Was aber den Theil meiner Landsmänninnen betrifft, die beym Putz- und Theetisch lesen, so versichere ich den Verleger zuversichtlich, für sie ist meine Ellen Percy gemacht. Ich weiß, daß eine große Zahl, ja die Mehrzahl meines Geschlechts in der glänzenden Welt (gaudy World nenn sie der ernste Young), sich nach ernsten Gedanken, tröstenden Ansichten, erhabenen Hoffnungen sehnt; [...] Diesem Theil meiner Landsmänninnen habe ich Ellen Percy vorzüglich bestimmt. [...] Ellen ist eine edle Natur, die durch harte Schicksale gebildet wird und Andre lehrt, wie sie Schicksale benutzen sollen. [...] So hoffe ich manchem lieben weiblichen Wesen Freude gemacht zu haben, und wünschte nur, daß es mir gelungen seyn möge, meiner Erzählung auch die Vollendung im Styl und in der Sprache zu geben, die zu einem guten Buche so nothwendig ist.“<sup>735</sup>

Therese Heyne scheint sich hier als Autorin wohler zu fühlen, vielleicht, weil sie sich mit ihrem Roman in einem Genre bewegte, in dem Texte von Frauen für Frauen weit verbreitet waren. Da der Roman als solcher auf das Private ausgerichtet war und seit dem späten 18. Jahrhundert von vielen Zeitgenossen als Trivilliteratur kaum ernstgenommen wurde, konnten sich auf diesem Gebiet Frauen als Autorinnen etablieren, ohne auf allzu große gesellschaftliche Widerstände zu stoßen.

<sup>735</sup> Huber, *Ellen Percy*, S. V-VIII (Vorwort).

Therese Heyne war zu diesem Zeitpunkt bereits seit einigen Jahren Redakteurin des Morgenblatts. In dieser Funktion hatte sie viel unterschiedliche Literatur beurteilen müssen und dürfen, konnte das Lesepublikum gut einschätzen und hatte ihre Erfahrungen mit Rezensenten gemacht – letzteres spiegelt sich in dem fast schon ironischen Einschub im zweiten Satz des obigen Zitates wider. Ihre Berufserfahrung und ihr Erfolg im Beruf steigerten nicht nur ihr Selbstbewusstsein, sondern machten sie auch finanziell unabhängig.

Trotz allem blieb Therese Heyne stark vom bürgerlichen Frauenbild beeinflusst und war in vielerlei Hinsicht fest entschlossen, dieses Bild zu erfüllen. Als Frau, die in einem gelehrten Umfeld aufwuchs und auch später lebte, nutzte sie ihre Möglichkeiten, ihre Neigungen zu Literatur und Wissenschaft zu verfolgen, ohne deshalb für einen grundlegenden Wandel der bürgerlichen Weiblichkeitsvorstellungen eintreten zu müssen.

### 3.2.7 Zwischenfazit

In den bisherigen Ausführungen ist deutlich geworden, dass Therese Heynes Anteil am Transfer britischen Wissens und englischsprachiger Literatur durch Übersetzungen keineswegs auf die Hilfsarbeiten für Georg Forster beschränkt war. Sie erlangte zwar während der gemeinsamen Zeit viel Wissen im Bereich der Naturgeschichte, der „Völkerkunde“ und der damit verbundenen Reiseliteratur. Auch an das Übersetzen wurde sie herangeführt und von Georg Forster konzeptionell beeinflusst. Dennoch stellt diese Zeit in Bezug auf ihre eigenen Übersetzungen und Schriften die am wenigsten produktive dar, denn wichtiger war diesbezüglich die Zusammenarbeit mit zwei anderen Männern.

Mit ihrem zweiten Ehemann L. F. Huber bildete sie ein äußerst erfolgreiches und produktives Team. Beide setzten ihre jeweiligen Stärken ein, um eine große Zahl an Übersetzungen und eigenen literarischen Werken zu produzieren. Dabei oblag Therese Heyne oft die Grundkonzeption, während L. F. Huber für die gründliche Überarbeitung und Vollendung der Texte zuständig war. Die Veröffentlichung aller Texte unter dem Namen ihres Ehemanns bot Therese Heyne einen Schutz vor der Öffentlichkeit und teilweise ihrer eigenen Familie, denen gegenüber sie sich erst später zu ihrer literarischen Tätigkeit zu bekennen wagte.

Die Zusammenarbeit mit J. F. Cotta schließlich war Grundvoraussetzung für Therese Heynes erfolgreiche Leitung des „Morgenblatts für gebildete Stände“ (einschließlich des „Kunst-Blatts“ und des „Literatur-Blatts“). Während die meisten ihrer Vorgänger sich schon nach kurzer Zeit mit dem Verleger überwarfen, gelang es Therese Heyne über viele Jahre, ihre Vorstellungen durchzusetzen und sich dabei die Unterstützung J. F. Cottas zu sichern. Während Cotta als Eigentümer und bekannte Persönlichkeit das Morgenblatt nach außen hin vertrat und teilweise den Kontakt zu berühmten Beiträgern pflegte, entschied die Chefredakteurin über Themen und Inhalte und war für die allmähliche Neuausrichtung der Zeitung verant-

wortlich. Unter ihrer Leitung wurde mehr Gewicht auf die Wissenschaften und die zeitgenössische internationale Literatur gelegt.

Die Grundlagen dafür wurden zweifelsohne in ihrer Jugend in Göttingen gelegt. Die Bibliothek ihres international vernetzten Vaters und der Austausch mit gelehrten Verwandten weckten in ihr das Verständnis für deutsche und ausländische Literatur und ein breites Interesse für Themen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Fachrichtungen. Von Kindheit an hatte Therese Heyne engen Kontakt zur Wissenschaftswelt, ohne selbst Teil dieser zu sein. Als Frau war sie von der Universität und der Nutzung der Bibliothek ausgeschlossen, hatte aber dennoch in ihrem Elternhaus Zugang zu Literatur (im engeren Sinne) und zu wissenschaftlichen Werken und pflegte den alltäglichen Umgang mit Gelehrten innerhalb und außerhalb ihrer eigenen Familie. Dies führte dazu, dass sie später mit einer Vielzahl von Gelehrten auf Augenhöhe korrespondierte. Auch während ihrer beiden Ehen stand sie in persönlichem oder brieflichem Kontakt zu hochrangigen Wissenschaftlern und Literaten und hatte Gelegenheit, sich mit diesen auszutauschen. Zudem korrespondierte sie als Chefredakteurin des „Morgenblatts“ mit einer Vielzahl von Beiträgern und pflegte auch privat zahlreiche Kontakte mit gelehrten Persönlichkeiten.

Die Position am „Rand“ der Wissenschaft, zwischen den Welten Gelehrsamkeit und Häuslichkeit, machte es ihr leichter, sich als Redakteurin in ihr Publikum, das zum Teil aus Frauen gelehrter Männer bestand, hineinzuversetzen und so einen geeigneten Lesestoff für „gebildete Stände“ zusammenzustellen. Die mit der Britisch-Hannoverschen Personalunion verbundene Internationalität ihrer Heimatstadt Göttingen hatte dabei nicht nur die Grundlage für ihr Interesse an fremden Sprachen und Kulturen gelegt, sondern auch den selbstverständlichen Blick über die Grenzen der eigenen Kultur hinaus vermittelt. In ihrer ersten Ehe wurde dieser Blick durch Georg Forsters internationale Erfahrung noch verstärkt, und auch L. F. Huber dachte als Übersetzer über die Grenzen des deutschen Sprachraumes hinaus. So griff sie in der Zusammenstellung des „Morgenblatts“ und bei ihren eigenen Übersetzungen immer wieder auf Nachrichten und Berichte aus ausländischen, besonders britischen Journalen und auf zeitgenössische Literatur aus dem englischen Sprachraum zurück. Damit leistete sie einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Verbreitung britischer Literatur und zur Vermittlung britischen und internationalen Wissens.

Gleichzeitig war sich Therese Heyne ihrer Aufgaben als Frau in der bürgerlichen Gesellschaft sehr bewusst und gewillt, diese möglichst gut zu erfüllen. So war es ihr selbstverständlich, die häuslichen Pflichten an erste Stelle zu setzen und die literarische Arbeit oft erst in den späten Abendstunden zu verrichten. Die Erfüllung dieser an sie gestellten Erwartungen als Frau und Mutter war mehr oder weniger die einzige Möglichkeit, ihr gesellschaftliches Ansehen aktiv zu beeinflussen. In erster Linie war sie jedoch abhängig von ihren jeweiligen Ehemännern. Als Redakteurin konnte sie sich später zwar recht gut selbst versorgen und eine gewisse Anerkennung erlangen, sie bekam jedoch immer wieder die Abneigung männlicher Autoren

gegenüber gebildeten Frauen, und besonders solchen in Entscheidungspositionen, zu spüren.

Insgesamt konnte Therese Heyne ihre Position im sozialen Raum relativ stabil halten, auch weil sie in keine größeren „Skandale“ verwickelt war (die Trennung von Georg Forster erfolgte in gegenseitigem Einvernehmen, einer offiziellen Scheidung kam sein Tod zuvor) und es keine ehelose Zeit in ihrem Lebenslauf gab. Es gelang ihr, das Bild der tugendhaften Ehefrau bzw. Witwe aufrechtzuerhalten, obgleich sie sich auch während ihrer Ehen, besonders der zweiten, immer wieder literarisch betätigte. Auffällig ist jedoch, dass der größte Teil ihrer Arbeit, vor allem der nachweisbaren, in die Zeit nach L. F. Hubers Tod fiel. Als Redakteurin, Herausgeberin und Autorin wurde sie erst in dieser Zeit der Witwenschaft besonders produktiv und konnte verhältnismäßig selbstbestimmt agieren.

### 3.3 Meta Wedekind (1765–1853)

Mindestens dreißig Übersetzungen aus dem Englischen, Werke unterschiedlicher Genres, fertigte Sophie Margarete Dorothea, genannt Meta, Wedekind<sup>736</sup> innerhalb von nur wenigen Jahren an. Damit leistete sie einen wichtigen und – im Gegensatz zu vielen anderen Frauen – sogar messbaren und klar zu benennenden Beitrag zum Transfer britischer Literatur im ausgehenden 18. Jahrhundert. Trotzdem ist ihre Arbeitsleistung von der Wissenschaft bisher weitgehend ignoriert worden, vielleicht, weil kaum Ego-Dokumente und private Schriftzeugnisse überliefert sind.

Eine Untersuchung ihrer Lebens- und Arbeitsumstände basiert daher hauptsächlich auf Briefen und Aufzeichnungen anderer Personen in ihrem Umfeld. Einen wichtigen Stand nehmen in diesem Zusammenhang die Briefe Georg Forsters ein, der zur Zeit ihrer engen Zusammenarbeit nicht nur Einzelheiten zu Meta Wedekinds Lebensumständen, sondern auch Informationen ihre Übersetzungsarbeit betreffend niederschrieb. Aus ihrer eigenen Feder stammend sind neben den wenigen überlieferten Briefen vor allem die Äußerungen im Paratext ihrer Übersetzungen (Vorworte, Widmungen, Fußnoten) wichtige Quellen. Eine Aufstellung von Meta Wedekinds Veröffentlichungen findet sich in Carl W. von Schindels „Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts“.<sup>737</sup> Sie enthält jedoch einige Fehler, wie falsche Erstveröffentlichungsdaten und ungenaue Titelangaben und nennt nicht alle Werke. Als Sekundärliteratur liefert die Biografie „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“<sup>738</sup> von Monika Siegel eine umfangreiche Zusammenstellung

---

<sup>736</sup> Sie selbst benutzte die Vornamensvariante „Meta“, die im Folgenden übernommen wird. Als Nachname wird wie bei den anderen hier untersuchten Übersetzerinnen der Geburtsname verwendet, statt zwischen den Namen Wedekind, Forkel und Liebeskind zu wechseln.

<sup>737</sup> Carl Wilhelm Otto August von Schindel, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*, 3 Bde., Leipzig: Brockhaus 1823–25.

<sup>738</sup> Monika Siegel, *„Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“ Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin Meta Forkel-Liebeskind im Spiegel ihrer Zeit*, Dissertation, Technische Universität Darmstadt 2001, URL: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de/222/1/Meta.pdf> [09.03.2020].

und Auswertung der meisten genannten Quellen. Die in der vorliegenden Arbeit zentrale Frage nach Meta Wedekinds Übersetzungsarbeit ist dabei aber nur ein Thema unter vielen. Aufschlussreicher ist in dieser Hinsicht Marie-Luise Spieckermanns Aufsatz „Dorothea Margareta Liebeskind (1765–1853). Übersetzerin zwischen wissenschaftlicher Literatur und Unterhaltungsromanen englischer Autorinnen“,<sup>739</sup> der aufgrund der Kürze jedoch weniger ins Detail gehen kann.

Im Gegensatz zu vielen anderen übersetzenden Frauen sind von Meta Wedekind zahlreiche selbstständige Arbeiten identifizierbar. Diese sind hauptsächlich Übersetzungen, in denen sie den Paratext zum Teil intensiv dazu nutzt, ihre eigene Meinung zu äußern, und sich damit quasi in eine Autorenposition begibt. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, welche Bedeutung die Kooperation mit gelehrten Partnern auch für ihre eigenständigen Arbeiten hatte und ob es Meta Wedekind durch ihre äußerst produktive literarische Tätigkeit gelang, ihre Position im sozialen Raum zu beeinflussen.

### 3.3.1 Familiäres Umfeld und frühe Bildung

Meta Wedekind (1765–1853),<sup>740</sup> war die Tochter des Theologen Rudolf Wedekind (1716–1778), Philosophie-Professor an der Universität Göttingen und zeitweise Stadtpfarrer, und von Sophia Magdalene geb. Morrien (1728–1796)<sup>741</sup>. Der Vater wurde von seinem Sohn Georg später als „gelehrter, geistreicher, munterer, witziger [...] mitunter trauriger Mann“, beschrieben, dessen Persönlichkeit die Atmosphäre im Elternhaus beherrschte.<sup>742</sup> Bei Metas Geburt war er 49, er starb bereits, als sie zwölf Jahre alt war. Dennoch legte er den Grundstein für Metas Ausbildung, die über die damals übliche Mädchenbildung hinausging. Durch die private Bibliothek ihres Vaters erhielt sie Zugang zu gelehrter Literatur, außerdem hatte sie häufigen Kontakt zu anderen Professoren und Studenten der Universität, von denen sie zum Teil auch Unterricht erhielt.<sup>743</sup> „Die Moral, die ihr Vater predigte, grub sich ebenso tief in ihre Seele ein wie der professorale, studentische und bürgerliche Habitus“,<sup>744</sup> urteilt Monika Siegel zusammenfassend. Tatsächlich diskutierte Meta Wedekind auch später an verschiedenen Stellen moralische Fragen und demonstrierte dabei eine in mancher Beziehung progressive Haltung, ohne jedoch die Grundpfeiler des

<sup>739</sup> Marie-Luise Spieckermann, „Dorothea Margarete Liebeskind (1765–1853). Übersetzerin von wissenschaftlicher Literatur und Unterhaltungsromanen englischer Autorinnen.“, in: Brunhilde Wehinger/Hilary Brown (Hrsg.), *Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert. Übersetzerinnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz* (Aufklärung und Moderne 12), Hannover: Wehrhahn 2008, S. 141-164.

<sup>740</sup> Die privaten Aufzeichnungen der Familie Liebeskind besagen, dass Meta Wedekind 1853 gestorben sei, sieben Jahre nach ihrem Ehemann. Die letzten Berichte stammen aus dem Jahr 1837, als Meta bei einem Aufenthalt in Baden-Baden ernsthaft erkrankte, vgl. Siegel, „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“, S. 225 f.

<sup>741</sup> Siegel, „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“, S. 9.

<sup>742</sup> Ebd. S. 19.

<sup>743</sup> Ebd. S. 15.

<sup>744</sup> Ebd. S. 12.

Bürgertums ernsthaft anzurühren. Das Aufwachsen im bürgerlichen Umfeld der Universität und der selbstverständliche Umgang mit Professoren und Studenten ermöglichte es ihr auch später, in Gelehrtenkreisen Anerkennung zu finden, und es stattete sie mit dem nötigen Selbstbewusstsein aus, sich gegen Kritik aus bürgerlichen Kreisen zur Wehr zu setzen.

Meta Wedekind profitierte in ihrer Ausbildung nicht nur von dem gelehrten Umfeld, sondern auch schlicht von der Tatsache, dass ihr älterer Bruder Georg Christian Gottlieb (1761–1831) sich im Kindesalter der Ausbildung weitestgehend verschloss. „Sowohl Privatlehrer als die öffentlichen bei der Schule haben wenig bei mir ausgerichtet“, berichtete er später selbst.<sup>745</sup> Monika Siegel vermutet, dass er an einer damals unerkannten Lernschwäche bzw. Legasthenie gelitten haben könnte. Vielleicht habe aber auch die strenge Erziehung des Vaters ihn eingeschüchtert und am Lernen gehindert.<sup>746</sup> Meta berichtet später über ihre Erziehung: „Ach ich bin oft unsanft, sehr unsanft angefaßt!“<sup>747</sup> Jedenfalls zeigte sich der Vater enttäuscht von den schulischen Leistungen seines Sohnes und konzentrierte sich umso mehr auf seine Tochter Meta, die im Folgenden umfassend gebildet wurde: „Mein Vater wollte mir eine wissenschaftliche Bildung geben; ich mußte Sprachen, Musik und Zeichnen lernen und ich lernte das Ersthre leicht.“<sup>748</sup>

Während sie sich mit dem Zeichnen bzw. der Geometrie nicht anfreunden konnte („[D]ie Sache ward mir durch die Regeln, welche ich durchwaten sollte, durch krumme und gerade Linien, Quadrate, rechte und Schiefe Winkel so verleidet, daß mich ein Schauer überließ, wenn ich Zirkel und Reißfeder ansah“<sup>749</sup>), zeigte sie offenbar schon damals ein besonderes Talent für Sprachen.

Väter wie Rudolf Wedekind „gingen, ganz der Aufklärung verhaftet, noch von weiblichen Pflichten, nicht aber von einer typisierten weiblichen Natur aus. Sie waren zwar streng, verliehen den Töchtern jedoch dank ihrer positiven Einstellung zur weiblichen Gelehrsamkeit bei all der ihnen abverlangten Anpassung zuletzt mehr Selbstbewusstsein, als es ihre ungebildeteren Geschlechtsgenossinnen besaßen“<sup>750</sup> schreibt Monika Siegel. Dies ist sicherlich richtig; dennoch blieb die Familie Wedekind, wie die meisten anderen Gelehrten- bzw. Professoren-Familien, vor allem dem bürgerlichen Wertekanon verpflichtet. Dieser basierte, wie Susanne Kord deutlich macht, vor allem auf dem Ausschluss der Frau.<sup>751</sup> Die Frau existiert lediglich als

<sup>745</sup> Zitiert nach ebd. S. 20.

<sup>746</sup> Ebd. S. 21.

<sup>747</sup> Meta Liebeskind an Elisabeth von Stägemann, 08.09.1795. Wilhelm Dorow (Hrsg.), *Elisabeth von Stägemann, Erinnerungen für edle Frauen: nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen*, Bd. 1, Leipzig: Hinrichs 1846, S. 17.

<sup>748</sup> Meta Liebeskind an Elisabeth von Stägemann, 17.10.1795. Dorow, *Stägemann, Erinnerungen für edle Frauen*, S. 5.

<sup>749</sup> Ebd. S. 17.

<sup>750</sup> Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 26

<sup>751</sup> Susanne Kord, *Sich einen Namen machen: Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900*, Stuttgart (u. a.): Metzler 1996, S. 79.

„Bürgersfrau“, nicht aber als „Bürgerin“.<sup>752</sup> Auch wenn Gelehrte wie Rudolf Wedekind die weibliche Gelehrsamkeit – zumindest bei ihren eigenen Töchtern – förderten, so stand es doch außer Frage, dass die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht für eine spätere Erwerbstätigkeit genutzt werden sollten. Der angestrebte Platz, auch für Gelehrtentöchter, war der einer Ehefrau.

Meta Wedekinds Mutter Sophia Magdalene (1728–1796) war die Tochter des Göttinger Bürgermeisters Morrien<sup>753</sup> und zwölf Jahre jünger als ihr Mann. Ihr Sohn beschrieb sie später als „gute phlegmatische Frau von beschränktem Geiste“, es fehle ihr an „Einsicht und Energie“.<sup>754</sup> Ob ihr „Geist“ tatsächlich von Natur aus „beschränkt“ war oder es durch ihre häusliche Rolle wurde, sei dahingestellt. In jedem Fall führte sie das typische Leben einer Bürgersfrau: das im Hintergrund. Damit war das Rollenbild für Meta Wedekind vorgezeichnet, das dieser stets bewusst blieb.

### 3.3.2 Ehe und Zusammenarbeit mit Johann Nikolaus Forkel

Dem universitären Umfeld blieb Meta Wedekind auch in ihrer ersten Ehe zunächst treu. Im Alter von 15 Jahren heiratete sie den Universitäts-Musikdirektor Johann Nikolaus Forkel. Dieser war bereits seit 1778 ihr Klavierlehrer gewesen.<sup>755</sup> Nach der Hochzeit 1781 wurde im darauffolgenden Jahr ihr erstes Kind, Carl Gottlieb, geboren. Kurz nach der Geburt zog sie mit ihrem Sohn ins Haus von Verwandten ihrer Mutter in Einbeck. Grund dafür war vermutlich die räumlich beengte Situation in Göttingen. Johann Nikolaus Forkel verdiente zu dieser Zeit relativ schlecht und konnte sich erst 1783 ein eigenes Haus für seine Familie leisten.<sup>756</sup> Auch die Familie Wedekind war nach dem Tod des Vaters und dem Auszug von Metas Bruder finanziell nicht eben gut gestellt. Ob auch erste Eheprobleme einen Grund für ihre vorübergehende Abwesenheit darstellten, ist unklar.

Ihren Aufenthalt in Einbeck nutzte Meta Wedekind zum Verfassen ihres ersten und einzigen Romans. „Maria“, ein Briefroman in zwei Bänden, erschien 1784 in Leipzig. Das Werk beschäftigt sich mit dem „Versuch, Vernunft und Empfindung in Harmonie zu bringen und von traditionellen Wertigkeiten und Empfindelei abzugrenzen“<sup>757</sup> und trägt zum Teil autobiografische Züge. Auch ist die nicht näher bezeichnete kleine Universitätsstadt im Roman leicht als Karikatur Göttingens zu identifizieren. Die nicht eben positive Darstellung der dortigen bürgerlichen Gesellschaft und der Spott über einen Gelehrtenstreit, der ein aktuelles Vorbild hatte,<sup>758</sup>

<sup>752</sup> Kord, *Sich einen Namen machen*, S. 79.

<sup>753</sup> Siegel, „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“, S. 9.

<sup>754</sup> Ebd. S. 19.

<sup>755</sup> Andreas Waczkat, „Forkel’s Muse: Meta Forkel-Liebeskind and how Johann Nikolaus Forkel Read Works in English“, in: *Göttinger Händel-Beiträge*, 15 (2014), S. 196-205, hier S. 198.

<sup>756</sup> Waczkat, „Forkel’s Muse“, S. 198.

<sup>757</sup> Siegel, „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“, S. 46.

<sup>758</sup> 1782 stritten sich Georg Christoph Lichtenberg und Johann Heinrich Voss um die Wiedergabe bzw. Umschrift des griechischen Eta im Deutschen.



brachte dem Roman und seiner Autorin viel Ablehnung in Göttingen ein. Georg Christoph Lichtenberg fühlte sich persönlich angegriffen und schrieb empört: „Eine Gans unsrer Stadt, die Frau Music Director Forkel, hat einen Roman in Leipzig drucken lassen, worin sie ebenfalls die Sache so vorstellt, als hätte ich so für e wie Voß für ä gestritten.“<sup>759</sup>

Die „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“, die normalerweise durchaus auch aktuelle Romane rezensierten, ignorierten „Maria“ völlig. Dennoch kehrte Meta Wedekind vermutlich noch im Jahr der Veröffentlichung nach Göttingen und zu ihrem Ehemann zurück.

Zur Zusammenarbeit von Meta und Johann Nikolaus Forkel hat Andreas Waczkat neue Erkenntnisse veröffentlicht.<sup>760</sup> Johann Nikolaus Forkel verarbeitete in seinem Werk „Allgemeine Geschichte der Musik“ mehrere englischsprachige Werke, vor allem Burneys „General History of Music“, das er zuvor bereits rezensiert hatte. Waczkat hat Forkels Ausleihen aus der Göttinger Universitätsbibliothek untersucht und festgestellt, dass Forkel immer dann – und vor allem nur dann – englischsprachige Werke auslieh, wenn Meta Wedekind sich ebenfalls in Göttingen aufhielt. Er begann englische Werke zu lesen – davon zeugen seine Rezensionen aus der Zeit –, während er noch Metas Klavierlehrer war. Nur zwei Wochen nach der Hochzeit lieh er Hawkins „A general history of the science and practice of music“ aus der Bibliothek, fünf Wochen später Burney. Noch mehrmals 1781/1782 sind Ausleihen des Burney von ihm verzeichnet; sie brechen jedoch zu dem Zeitpunkt ab, zu dem Meta nach Einbeck zog. Erst ab Juni 1784 sind wieder Ausleihen von Burney und Hawkins zu finden. Höchstwahrscheinlich korrespondieren sie mit Metas Rückkehr nach Göttingen.<sup>761</sup>

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Johann Nikolaus Forkel selbst kein oder nur wenig Englisch verstand. Generell war er sprachlich wohl wenig talentiert. Forkel, der zunächst Rechtswissenschaft studierte, begann offenbar recht spät, und erst im Zuge seiner musikgeschichtlichen Forschung, mit dem Studium alter und moderner Sprachen.<sup>762</sup> Dennoch ist besonders der erste Band seiner „Allgemeinen Geschichte der Musik“ quasi ein Plagiat von Burneys „General History“ und enthält auch direkte Übersetzungen. An einigen Stellen, so Waczkat, ist eine gewisse Unkenntnis der adäquaten musikalischen Fachausdrücke seitens des Übersetzers zu erkennen. Auch sogenannte „falsche Freunde“, also fehlerhafte Übersetzungen aufgrund vermeintlicher Entsprechung, finden sich immer wieder. Dies ist auch bei Meta Wedekinds späteren Übersetzungen häufiger zu finden und wohl einerseits auf ihr relativ

<sup>759</sup> Georg Christoph Lichtenberg an Friedrich Nicolai, Göttingen, 20.03.1785. Joost/Schöne, *Briefwechsel Lichtenberg*, Bd. 3, Nr. 1366, S. 69. Lichtenberg hatte sich in dem oben erwähnten Streit für die Wiedergabe des griechischen Eta im Deutschen als „e“, Voss dagegen für die Wiedergabe als „ä“ ausgesprochen.

<sup>760</sup> Waczkat, „Forkel’s Muse“, S. 196-205.

<sup>761</sup> Ebd. S. 198 ff.

<sup>762</sup> Ebd. S. 200.

hohes Arbeitstempo zurückzuführen,<sup>763</sup> andererseits auf die Tatsache, dass sie (zumindest später in ihrem Leben) auch das Simultan-Übersetzen praktizierte. So erwähnt Carl Wilhelm Otto August von Schindel in „Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts“ ihre „Fertigkeit, die sie sich erworben hatte, englische und französische Schriften, sogleich in deutsche Sprache übertragend, vorzulesen“.<sup>764</sup> Dies beweist eine besonders flüssige Kenntnis der französischen und englischen Sprache – das Simultan-Übersetzen verleitet aber auch in verstärktem Maße zu „falschen Freunden“.

Wenn also davon auszugehen ist, dass Nikolaus Forkel die Übersetzungen für seine „Allgemeine Geschichte“ nicht selbst anfertigte, sondern Meta Wedekind die tatsächliche Übersetzerin war, können im Falle der Burney-Übersetzung die Fehler allerdings auch schlicht mit der Tatsache zusammenhängen, dass es vermutlich ihre erste Übersetzungstätigkeit darstellte, die sie kurz nach der Hochzeit mit etwa 16 Jahren begann. Nach der Rückkehr aus Einbeck, als Forkels Ausleihen der englischen Werke wieder in den Registern zu finden sind, war sie 18, bei ihrer Abreise nach Berlin 20 Jahre alt. Sollte sie Forkel bereits 1778 beim Lesen von Burneys „General History“ geholfen haben (in diesem Jahr lieh er das Werk zum ersten Mal aus), so wäre dies sogar im Alter von nur 13 Jahren geschehen.

Obwohl Meta Wedekind sehr wahrscheinlich die Übersetzungen anfertigte, hatte sie, wie sich aus Briefen Georg Forsters schließen lässt, keinen eigenen Zugang zur Universitätsbibliothek. Forster bat später seinen Schwiegervater Christian Gottlob Heyne, ihr den Zugang zu ermöglichen. Es finden sich aber auch in Johann Nikolaus Forkels Privatbibliothek einige englische Werke und englische Rezensionszeitschriften, die wohl in erster Linie oder sogar ausschließlich von Meta Wedekind genutzt wurden.<sup>765</sup>

Meta Wedekinds gesellschaftliche Stellung begann ab etwa 1787, nach einer kurzen Affäre mit Gottfried August Bürger, rapide zu sinken. Bürger berichtete im Nachhinein, sie sei eine „liederliche Frau“, die „im Stande war, ein halbes Dutzend Liebes-Intrigen gleicher Zeit zu unterhalten“.<sup>766</sup> Bürgers Aussage ist sicherlich von gekränkter Eitelkeit beeinflusst und nicht wörtlich zu nehmen. In jedem Fall hatte die damals Anfang-20-Jährige mindestens diese eine außereheliche Affäre. Später schrieb sie über diese Zeit, sie sei „jung, leichtsinnig und unbesonnen [gewesen], aus dem vergifteten Becher der Schmeichelei krank“, habe „oft Eitelkeit für Gefühl [gehalten]“, und sei „zu stolz, oder zu sorglos [gewesen], um den Schein zu vermeiden, da [ihr] Herz sich keiner Verbrechen bewußt war“.<sup>767</sup> Ob sie tatsächlich die Folgen ihres Auftretens nicht hatte absehen können, kann bezweifelt werden. Immerhin hatte sie sich erst wenige Jahre zuvor in ihrem Roman „Maria“ mit den

<sup>763</sup> Spieckermann, „Dorothea Margareta Liebeskind“, S. 159.

<sup>764</sup> Von Schindel, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*, S. 313.

<sup>765</sup> Mehr dazu auf S. 221 f.

<sup>766</sup> Zitiert nach Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 84.

<sup>767</sup> Widmung „An Luise C..., gebohrne G...r.“, in: Anonym, *Die Bastille*, S. V.

Themen Ehe, Liebe und Tugendhaftigkeit eingehend beschäftigt. Die Probleme von jungen Frauen im heiratsfähigen Alter, sich zwischen Vernunftehe und Liebesverbindung zu entscheiden und ihre Rolle als Frau in der Ehe zu finden, sind dort ein wiederkehrendes Thema. Auch die möglichen Folgen nicht-tugendhaften Verhaltens werden diskutiert.<sup>768</sup> Meta Wedekind hatte sich bereits zu diesem Zeitpunkt mit dem weiblichen Rollenbild beschäftigt und auch die bürgerliche Gesellschaft mit ihren Moralvorstellungen und damit einhergehender Doppelmoral kritisiert. Ganz so naiv, wie sie sich im Nachhinein darstellt, kann sie daher zum Zeitpunkt der Affäre mit Gottfried August Bürger nicht mehr gewesen sein.

Ihr Verhalten wurde von der Göttinger Gesellschaft scharf verurteilt. Durch ihren Roman „Maria“ hatte sie bereits einige Sympathien verspielt. Ihr „liederliches“ Auftreten zerstörte ihren Ruf nun vollends. Dazu trug auch Bürger selbst bei, der Meta Wedekind in seinen Briefen an Friedrich Ludwig Meyer und August Wilhelm Schlegel als „Furciferaria“ bezeichnete<sup>769</sup> und 1788 Spottverse über sie verfasste, die zum Teil im Göttinger Musenalmanach veröffentlicht wurden.<sup>770</sup> Meta Wedekind reagierte mit Flucht. Ende 1788 verließ sie Göttingen und ging nach Berlin, ihr folgte der Student Günther Carl Friedrich Seidel. Caroline Michaelis spottete dazu, er sei „der Unglückliche unter vielen andern, die gleiches Recht dazu hätten.“<sup>771</sup> In Berlin nahm Meta Wedekind bei Johann Jacob Engel<sup>772</sup> Literaturunterricht, wie Georg Forster berichtet: „Sie ist in Berlin bey Engeln und durch seine Hülfe Schriftstellerin geworden.“<sup>773</sup> Zu dieser Zeit übersetzte sie auch ihr erstes Werk (abgesehen von den Übersetzungen für Forkel), nämlich das „Leben der Königin Elisabeth von England“.<sup>774</sup>

<sup>768</sup> Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 49 ff.

<sup>769</sup> Vgl. ebd. S. 84, Anm. 31. Siegel schreibt: „‚furciferaria‘, lat. abgeleitet von ‚furca‘. Bürger latinisiert den Zunamen Metas als verheiratete Frau Forkel, einen Namen, den er von dem Lehnwort Forke ableitet. Im alten Rom bezeichnete man als ‚furcifer‘ Sklaven, die zur Strafe ein gabelförmiges Werkzeug tragen mußten, das in Gestalt eines ∇ zusammengefügt auf den Nacken des zu Bestrafenden gelegt wurde, während seine Hände an die beiden Enden gebunden waren. Im Falle der Frau Forkel war es von Bürger eine zweideutige Anspielung auf deren Geschlechtsteil.“

<sup>770</sup> Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 85.

<sup>771</sup> Zitiert nach ebd. S. 86. Seidel übersetzte später ebenfalls eine Reihe von Werken aus dem Englischen, beispielsweise *Gibbon's Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reiches*, (Verkürzt in 3 Bde., aus dem Englischen, Berlin 1790) oder *Middelton's Römische Geschichte, Cicero's Zeitalter umfassen, verbunden mit dessen Lebensgeschichte (aus dem Engl., 4 Bde., Danzig 1791–1793)*. Vgl. Mario Alexander Zadow, *Karl Friedrich Schinkel – ein Sohn der Spätaufklärung. Die Grundlagen seiner Erziehung und Bildung*, Stuttgart (u. a.): Edition Menges 2001, S. 184.

<sup>772</sup> Literatur zu J. J. Engel: z. B. Alexander Košenina (Hrsg.), *Johann Jakob Engel. Briefwechsel aus den Jahren 1765 bis 1802*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1992; Alexander Košenina/Matthias Wehrhahn, *Johann Jakob Engel (1741–1802). Leben und Werk des Berliner Aufklärers. Ausstellung zum 250. Geburtstag*, Berlin: Universitätsbibliothek der Freien Universität 1991; Christoph Blatter, *Johann Jakob Engel (1741–1802), Wegbereiter der modernen Erzählkunst: Untersuchungen zur Darstellung von Unmittelbarkeit und Innerlichkeit in Engels Theorie und Dichtung*, Bern (u. a.): Lang 1993.

<sup>773</sup> Georg Forster an Chr. G. Heyne, 06.10.1789. *Georg Forsters Werke*, Bd. 15 (Briefe 1787–1789), S. 345 f. (Nr.209), vgl. auch S. 184.

<sup>774</sup> Ebd.

Erstaunlicherweise blieb das Verhältnis zwischen den Eheleuten trotz der Trennung und späteren Scheidung recht gut. Gut genug jedenfalls, dass Johann Nikolaus Forkel sich im April 1794 für die Entlassung seiner Frau aus der Festungshaft auf Königstein (mehr dazu in Kapitel 3.3.5) einsetzte.<sup>775</sup> Auch ein knappes Jahr später ließ Forkel, nun bereits von seiner Frau geschieden, noch einmal seine Kontakte spielen, um sie von den Vorwürfen zu entlasten, sie habe an den politischen Aktivitäten ihres Bruders teilgenommen.<sup>776</sup>

---

<sup>775</sup> „Von dem harten Schicksale, welches meine Frau, ihre Mutter u. Mad. B. und auch die Hehr. Wedekind, betroffen hat, war ich schon am 5 April unterrichtet, auch habe ich ungesäumt beyhm Herzog von Braunschweig, beyhm General-Adjut. von Wannstein, und beyhm Churf. v. Mainz selbst um ihre Befreyung gebeten. An den Canzler des letztern, Hr. v. Albini habe ich sogar Auszüge aus mehreren Briefen meiner Fr[au]. gehörig Viel [??] gesendet, woraus klar und deutlich ist, daß den Frauenzimmern weder Theilnahme an den Schriften ihrer Mainzer Verwandten, noch Billigung derselben zur Last gelegt werden kann. Allein hierauf scheint es jetzt nicht anzukommen. Hr v. Albini hat erklärt, daß die Frauenz[immer]. so lange als Geiseln zurückbehalten werde[n], bis eben so viele Geiseln, welche vorzüglich auf Betrieb Mad.-Böhm. u. Forster nach London geschafft worden, dagegen zurück geliefert würden.

Unter solchen Umständen ist meine Hülfe zu schwach. Wissen Sie, hochzuehrender Herr Legations-Secretair, eine[n] Weg, auf welchem etwas ausgerichtet werden kann, so machen Sie mich da mit bekannt, aber thun selbst soviel sie können.“ Siehe Johann Nikolaus Forkel an ?, 29.04.1793, Staatsbibliothek zu Berlin, Musikabteilung mit Mendelssohn-Archiv, Mikrofilm Fot 35 018, v. Radowitz Mus. ep. Forkel, J.N. N. 4.

Es ist leider nicht überliefert, wen Forkel hier mit „Wohlgebohrener, Hochzuehrender Herr Legations=Secretair“ anspricht, jedoch schätzt er ihn offenbar als einflussreich genug ein, auf die Zuständigen entsprechend einwirken zu können. Auch an diverse andere einflussreiche Persönlichkeiten war er bereits mit seiner Bitte herangetreten.

<sup>776</sup> Forkel schreibt erneut an den „[h]ochwohlgebohrene[n] Freyherr[n]“ und „[g]nädige[n] Herr[n] Hof=Canzler“:

„Ew. Hochwohlgebohrene Excellenz haben meine ehemaligen Bittschriften so gnädig von mir angenommen, daß ich hoffe, dieselben werden auch diese, womit ich aufs neue vor Ihnen erscheine, weder ungnädig aufnehmen, noch unerfüllt lassen.

Als meine ehemalige Frau im vorigen Sommer durch Ew. Excellenz Gnade von Kronenburg entlassen wurde, waren die Umstände meiner Verbindung mit ihr so sonderbar und ungünstig verwickelt, daß wir es von beyden Seiten für das Zutrüglichsie hielten, diese Verbindung gerichtlich aufheben zu lassen. Sie verheyrathe sich nach unserer Trennung aufs neue mit einem Doctor Liebeskind, und gieng mit ihm nach Riga, um daselbst ihr Glück zu versuchen. Allein das eheliche Ungemach, was sie schon in Deutschland um ihres Bruders willen ausstehen mußte, wartet ihrer auch dort, weil die dasige Regierung, welche erfuhr, daß sie die Schwester jene[s] unglückseligen Menschen sey, glaubt, sie habe an seinen Handlungen Theil genommen. – Sowol die wirkliche Achtung, die ich, ungeachtet der häuslichen Uebel, welche mir von ihr verursacht worden, doch stets, ihre sonst äußerst schätzbaren Eigenschaften wegen für diese Frau haben muß, als die völlige Ueberzeugung, daß sie wirklich an den Handlungen ihres Bruders nicht nur keinen Theil genommen, sondern sie vielmehr verabscheuet habe, macht es mir zur Pflicht, sie aus einer so unverdienten Verlegenheit zu retten.

Dieß weiß ich nicht anders zu bewerkstelligen, als daß ich Ew. Excellenz unterthänigst ersuche, mir gnädigst ein einstweiliges Attestat ausfertigen zu lassen, daß die ehemalige Doctorin Forkel jetzige Doctorin Liebeskind, ob sie gleich Wedekind Schwester sey, nicht der mindesten Theilnahme an seinen Handlungen schuldig befunden, und als vollkommen unschuldig ihres Arrestes entlassen worden sey.

### 3.3.3 Kooperation mit Georg Forster

Im Sommer 1789 besuchte Meta Wedekind gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrem Sohn ihren Bruder in Mainz. Georg Wedekind war dort Professor für Medizin und Leibarzt des Kurfürsten und befreundet mit Georg Forster. Forster, der sich bereits als Reiseschriftsteller einen Namen gemacht hatte, hatte in Mainz eine Anstellung als Universitätsbibliothekar bekommen und lebte dort seit 1788 mit seiner Frau Therese, geb. Heyne, und ihrer gemeinsamen Tochter Therese Forster. 1789 wurde die zweite Tochter Claire (bzw. Klara) geboren. Mit Therese Heyne war Meta Wedekind seit ihren gemeinsamen Kindertagen in Göttingen bekannt.

Georg Forster war ein gefragter Autor, Rezensent und Übersetzer. Den Vorteil von Übersetzungsarbeiten gegenüber eigenen Texten macht Forster in einem Brief an Johann Wilhelm von Archenholtz deutlich: „7-8 Bogen kann ich unter vier Wochen nicht komponiren. In der der Zeit aber kann ich 16 bis 20 Bogen übersetzen und noch Zeit übrig behalten. Das Honorar ist gleich.“<sup>777</sup>

Mit Übersetzungen war gutes Geld zu verdienen, zumal wenn man für seine Arbeit recht hohe Honorare bekam. Georg Forster erhielt vermutlich ca. 10 bis 15 Reichstaler pro Bogen, während unbekannte Übersetzer sich mit durchschnittlich 2 Reichstalern begnügen mussten. Dadurch konnte er es sich leisten, Unterübersetzer

---

Ich bin überzeugt, gnädiger Herr, daß Dieselben mir gewiß gerne diese Gnade, der armen gedrückten Frau aber diese Wohlthat erzeigen werden. Dürfte ich noch eine Bitte unterthänigst hinzu fügen, so wäre es diese, daß Ew. Excellenz die Gnade haben möchten, den Befehl zur Ausfertigung dieses Attestates so bald als möglich zu geben. Die Costen dafür entrichte ich augenblicklich, sobald ich deren Betrag erfahre.“ Siehe Johann Nikolaus Forkel an ?, 06.03.1794. Staatsbibliothek zu Berlin, Musikabteilung mit Mendelssohn-Archiv, MuS. ep. Forkel, J. N. 5.

Sein Einsatz zeugt von seiner persönlichen Achtung und anhaltender Wertschätzung Meta Wedekinds. Könnte der erste Brief noch auf sein Pflichtgefühl seiner Noch-Ehefrau gegenüber zurückzuführen sein, so war er ihr spätestens nach der Scheidung und ihrer erneuten Heirat auch moralisch nicht mehr zu Hilfe verpflichtet. Dennoch ließ er seine Kontakte zugunsten der Liebeskinds spielen (Meta Wedekinds zweiter Mann Johann Heinrich Liebeskind hatte aufgrund der Vorwürfe seinen Posten in Riga verloren) und zahlte offenbar für das gewünschte „Attestat“ sogar einen gewissen Geldbetrag. Von gegenseitiger freundschaftlicher, wenn auch nicht enger, Verbundenheit zeugt auch Meta Wedekinds Brief, in dem sie 1818 Therese Huber über den Tod Forkels berichtet:

„Syndikus Riedel schreibt mir in einem späteren Briefe die näheren Umstände von des alten Freundes Tod. [...] Meiner hat er mehrmals auch schon früher mit Achtung und Liebe gegen Riedel erwähnt und über das frühere Verhältniß billig gesprochen. Er wurde mit Sorgfalt gepflegt, sonst würde mich dieses einsame Krankenlager noch tiefer schmerzen. Doch gestehe ich, daß wenn ich nur einen Wink erhalten hätte, nichts mich würde abgehalten haben, ihm die letzten Pflichten der Freundschaft und früherer Verbindlichkeiten selbst zu leisten. Ich glaube aber nach seiner Gemüthsart, die alle Aufregungen scheute, nicht, daß er es gewünscht hätte.“ Siehe Meta Liebeskind an Therese Huber, 12.05.1818. Zitiert nach Siegel, *„Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“*, S. 214 f.

<sup>777</sup> Forster an Archenholtz, 22.09.1792, *Georg Forsters Werke*, Bd. 17 (Briefe 1792–1794), S. 182 (Nr. 98). Er bezieht sich hier auf seinen geplanten Artikel für die Britischen Annalen: „Gegen andere Arbeit gerechnet, ist sie [=die Arbeit an dem Artikel] baarer Verlust für mich.“

zu engagieren, deren Arbeit er nur noch revidierte.<sup>778</sup> Englische Werke erhielt er entweder über seinen Schwiegervater Christian Gottfried Heyne, dem Leiter der Göttinger Universitätsbibliothek, die für ihre guten Kontakte nach England bekannt war, oder direkt von seinen Korrespondenten in London:

„Indeßen hoffe ich, auch außer Freund Zumbrock<sup>779</sup> eine zweyte Quelle an der Hand zu haben; diese ist keine andere als der Librarian bey der public Library of the Hon. Mr Cavendish – unser ehemaliger Freund Charles Heydinger<sup>780</sup>, der mir prompte Bedienung versprochen hat.“<sup>781</sup>

Meta Wedekind machte durch ihren Bruder die Bekanntschaft Georg Forsters und verbrachte im Sommer 1789 viel Zeit bei ihm und seiner Frau. Georg Forster erkannte bald Meta Wedekinds sprachliches und übersetzerisches Talent. Nachdem sie 1789 vorübergehend wieder nach Göttingen zurückgekehrt war, lebte sie ab 1791 erneut in Mainz und begann für Georg Forster zu arbeiten. Wie die Arbeit konkret aussah, schildern Georg Forster und Meta Wedekind selbst in ihren Briefen an ihren Verleger:

„Ich arbeite jetzt 2 Stunden im Tage mit Madam Forkel an der Übersetzung des Ramsay, die ganz umgearbeitet wird. Ich laße sie sodann abschreiben, und hiernächst soll sie nach der Druckerey gehen. – Es ist eine böse Arbeit; allein ich hoffe dadurch die wahrhaft talentvolle junge Frau, die überigens wegen ihrer unglücklichen Ehe zu diesem Mittel sich zu betäuben, greifen muß, zu einer geschickten Übersetzerin zu bilden.“<sup>782</sup>

„Abends pflegen wir uns die abgefaßten Bogen als Siegtrophäen triumphierend vorzuzeigen: Forster aber trägt unstreitig wo nicht an Extension, doch an Intension die Palme davon: Seine heut an Sie abgesandte nordische

<sup>778</sup> Spieckermann, „Dorothea Margarete Liebeskind“, S. 148. Gelegentlich vermittelte er seinen Hilfsübersetzern auch eigene Aufträge. Vgl. Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 30.04.1791: „Hier ist ein junger Mann, ein Studirender, der das Buch übersezt hat. [...] Der Uebersetzer wird übrigens, weil er enthusiastisch die Bekanntmachung seiner Arbeit wünscht, mit einem geringen Honorar vorlieb nehmen, etwas 1 *Dukaten pro* Bogen.“ *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 278 (Nr. 135).  
<sup>779</sup> Henry Zumbrock, Buchhändler in Halle, betrieb auch einen Kommissionsbuchhandel mit englischen Büchern. Vgl. Pamela E. Selwyn, *Everyday Life in the German Book Trade: Friedrich Nicolai as bookseller and publisher in the age of Enlightenment 1750–1810*, University Park, Pa.: Pennsylvania State University Press 2000, S. 128.

<sup>780</sup> Carl Heydinger (ca. 1766–1801) war ein deutscher Buchhändler in London. Vgl. Jefcoate, „Charles Heydinger“.

<sup>781</sup> Georg Forster an Spener, 31.08.1789. *Georg Forsters Werke*, Bd. 15 (Briefe Juli 1787–1789), S. 334 (Nr. 199). Forster fügt hinzu: „Dem Hrn. Voss zuvorkommen ist schier kein anderes Mittel als früher zu publiciren.“ Später ließ Forster selbst eine Reihe von Werken bei Voß verlegen und stand mit ihm in enger Verbindung.

<sup>782</sup> Georg Forster an Voß, 28.05.1791. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 294 (Nr. 147).

Einleitung ist das schönste was man lesen kann, und ich bewundere, wie er auch dem trocknen geographischen Skelet Leben und Ründung giebt.“<sup>783</sup>

Aus den Zitaten scheint auch das Verhältnis zwischen Georg Forster und Meta Wedekind deutlich zu werden. Meta Wedekind schätzt die übersetzerischen Fähigkeiten Georg Forsters deutlich höher ein, zumindest in puncto Qualität. Implizit macht sie dabei jedoch auch klar, dass sie die schnellere Übersetzerin ist.<sup>784</sup> Genau dies war ihre Stärke, die Georg Forster enorm nützlich war. So beklagt er sich zwar an anderer Stelle, dass ihn „das Revidiren fast so viel Zeit [koste], als das eigene Übersetzen, und [er] am Ende nicht so zufrieden mit der Arbeit [sei], als wenn [er] sie selbst gemacht hätte.“ Doch, so Forster weiter, „man jagt jetzt einander die übersetzten Bücher vor den Augen weg.“<sup>785</sup> Er war also auf Mitarbeiter, mit Hilfe derer er Übersetzungen sehr viel schneller auf den Markt bringen konnte, angewiesen. Seine häufige Unzufriedenheit mit den fremden Übersetzungen hielt ihn nicht von diesem Arbeitsmodell ab, garantierte es ihm doch neben seinen Einkünften als Bibliothekar noch ordentliche zusätzliche Einnahmen. Da Georg Forster notorisch in Geldnot war, benötigte er diese Zusatzeinkünfte dringend, um seinen Lebensstil (z. B. häufige Hausgäste) aufrechterhalten zu können. Doch auch Meta Wedekind profitierte von dieser Möglichkeit, ihr eigenes Geld zu verdienen. Wieviel Forster ihr für ihre Mitarbeit zahlte, ist nicht bekannt, jedoch vermittelte er ihr häufig eigene Übersetzungswerke und setzte sich auch für eine angemessene Bezahlung ein. So erwirkte er bei dem Verleger Voß für Meta Wedekind eine Erhöhung des Übersetzerhonorars auf 5 Reichstaler pro Bogen. Dies lag deutlich über dem Durchschnitt von 2 Reichstalern für Hilfsübersetzer, aber weit unter dem Übersetzerhonorar, das Forster selbst erhielt.<sup>786</sup> In jedem Fall bedeutete es für Meta Wedekind finanzielle Unabhängigkeit und die Möglichkeit, sich in übersetzerischer Hinsicht weiterzubilden. Monika Siegel berichtet, dass Johann Nikolaus Forkel sich Meta Wedekinds Mitgift und Erbes „bemächtigt“ hatte und auch nach der Trennung noch ihre Übersetzungshonorare einstrich.<sup>787</sup>

Georg Forsters Engagement für Meta Wedekind scheint zunächst zum Teil aus Mitleid geschehen zu sein. Mehrfach bezeichnet er sie als „bedauernswerte Frau“, die eine Beschäftigung und Ablenkung von ihrer Situation benötigt. So versuchte

<sup>783</sup> Meta an den Verleger. Zitiert nach Ludwig Uhlig, *Georg Forster: Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers (1754–1794)*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, S. 282.

<sup>784</sup> Das berichtet auch Georg Forster seinem Verleger: „Die Frau hat Talent. Sie [...] arbeitet für 4 Reichstaler den Bogen ziemlich gut, aber mit unglaublicher Schnelligkeit“, vgl. Georg Forster an Johann Carl Philipp Spener, 02.01.1790. Forsters Werke, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 17 (Nr. 2).

<sup>785</sup> „Bei Anburey’s Reisen und bei der Übersetzung von Robertson bin ich auch nur der Revisor und Herausgeber, nicht der eigentliche Übersetzer. Folglich ist der Arbeit weniger, als Sie glauben, obwohl mich das Revidiren fast so viel Zeit kostet, als das eigene Übersetzen, und ich am Ende nicht so zufrieden mit der Arbeit bin, als wenn ich sie selbst gemacht hätte. Allein man jagt jetzt einander die übersetzten Bücher vor den Augen weg.“ Siehe Georg Forster an F. H. Jacobi, 06.11.1791. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 367 (Nr. 207).

<sup>786</sup> Siegel, „Meta Forkel-Liebeskind und Georg Forster“, S. 97.

<sup>787</sup> Ebd. S. 96.

er bereits 1789, nachdem sie zunächst nach Göttingen zurückgekehrt war, sie zu unterstützen, indem er seinen Schwiegervater bat, ihr den Zugang zur Universitätsbibliothek zu ermöglichen:

„Wegen der Madam Forkel erlauben Sie mir, ein Vorwort bey Ihnen einzulegen. Die arme Frau hat sich während ihres hiesigen Aufenthalts äußerst gut aufgeführt, und ist sehr oft in meinem Hause gewesen. Sie ist gewis ungleich mehr zu beklagen als zu verurtheilen. Wenn Sie davon nähere Belege wünschten, könnte Therese oder ich, Ihnen ihre Geschichte und Verhältnisse mit dem Egoisten den sie zum Manne hat, erzählen. Herr Bürger und Hr. Sartorius und HE. Schlegel sind auch unverantwortlich mit ihrem Namen umgegangen. Doch das gehört jezt nicht zu dem was ich sagen wollte. Sie ist in Berlin bey Engeln und durch seine Hülfe Schriftstellerin geworden, fürs erste nur Uebersetzerin der Geschichte der Königin Elisabeth von Mlle de Keralio; jezt, da sie sich wegen ihrer Verwandten und weil HE. Forkel mit ihrem Vermögen nicht zum Besten gewirthschaftet hat, entschließen müssen, zu ihm nach Göttingen zurückzukehren, wo sie nun wohl wenig Freude außer dem Hause, und wenig Schonung von der Prüderie und der Bosheit der göttingischen Frauenzimmer zu hoffen hat, wünscht sie in dieser Carriere fortzufahren. Ich habe ihr hier eine Uebersetzung von Brissons Nachricht seiner Gefangenschaft unter den Arabern in Afrika durchgesehen, und ihr jezt die Mrs. Piozzi zu übersetzen gegeben. Sehr wünscht sie, daß Sie die Güte hätten, ihr den Gebrauch der Göttinger Bibliothek zu erleichtern, und diesen Wunsch, liebster Vater, wage ich mit meiner Vorbitte zu unterstützen. Es bleibt dem armen Weibe keine andere Ressource übrig, so lange sie in Göttingen wohnen muß. Sollte ihr Mann nach Hamburg kommen, so muß er sich doch den nächsten Winter über in Göttingen aufhalten, und in dieser Zeit kann sie mit Lektüre viel profitieren. Ich glaube, sie wünscht vorzüglich, die Geschichte zu studiren, soweit/sich das ohne gelehrtes Sprachstudium thun läßt.“<sup>788</sup>

Dieser Brief, den Georg Forster im Oktober 1789 an Christian Gottlob Heyne sandte, zeigt zunächst seine hohe Meinung von und sein gutes Verhältnis zu Meta Wedekind, die er hier ausdrücklich gegen ihren Ehemann, sowie gegen Gottfried August Bürger verteidigt, der sie nach dem Ende ihrer Affäre verunglimpfte und lächerlich machte. Offenbar hatte Meta ein enges Verhältnis zum Ehepaar Forster aufgebaut und Georg und Therese in Einzelheiten ihrer Geschichte eingeweiht, sodass sie den Gerüchten und Verurteilungen aus Göttingen Chr. G. Heyne gegenüber entgegenwirken konnten. Nun, da Meta gezwungen war, nach Göttingen zurückzukehren, rechnete Forster mit gesellschaftlichen Anfeindungen ihr gegenüber. Die einzige „Ressource“ sah er – wie auch sie selbst – in der Beschäftigung mit

<sup>788</sup> Georg Forster an Chr. G. Heyne, 06.10.1789. *Georg Forsters Werke*, Bd. 15 (Briefe 1787–1789), S. 345 f. (Nr. 209).



Literatur. Meta hatte offenbar den Wunsch, sich geschichtlich weiterzubilden, vielleicht durch den Literaturunterricht bei Johann Jacob Engel und durch ihre erste Übersetzungsarbeit („Leben der Königin Elisabeth von England“) angeregt.

Handelte Georg Forster zunächst vielleicht aus Mitleid, so wurde Meta Wedekind ihm später doch eine wertvolle Mitarbeiterin und auch privat scheint sich zwischen ihnen eine Freundschaft entwickelt zu haben. So schreibt er ihr Ende 1791:

„Wie lebst du denn? Wie fördert deine Arbeit? – Doch von der letzten besagt Dein gestriger Brief an Theresen. Ich wollte, Dein Vortheil und Dein Vergnügen wären einverstanden, Dich den Aufenthalt in Mainz vor dem in Göttingen wählen zu lassen; so füllte sich für mich wieder eine Lücke, die ich nach deiner Abreise nicht ersetzt finde. Du bist mir eine nachsichtsvollere Freundin als alle andere um mich her, und soviel Selbstverläugnung habe ich noch nicht gelernt, das Angenehme dieser Empfindung entbehren zu mögen, wenn ich es genießen kann. Das schlimme von der Sache ist, daß ich dir dagegen so unnütz bin.“<sup>789</sup>

Etwas mehr Distanz demonstrierend schreibt er kurz vor Meta Wedekinds endgültiger Abreise aus Mainz im März 1793 an seine Frau Therese (die Mainz wegen der revolutionären Unruhen bereits mit ihren Kindern verlassen hatte): „[Caroline Böhmer] reist mit Madame Forkel in wenig [sic] Tagen ab. So wenig sie mir waren, so zerstreuten sie mich doch und die treuherzige, ehrliche Forkeln werde ich doch vermissen.“<sup>790</sup>

Es wird deutlich, dass Georg Forster in Meta Wedekind mehr als eine Mitarbeiterin sah, sie vielmehr als Freundin schätzte. Auch Forsters Schwester Antonia, die nach seinem Tod Kontakt mit Meta Wedekind aufnahm, kommt zu dem Schluss, dass zwischen beiden mehr als nur ein Arbeitsverhältnis bestand.

„Ich habe [Meta Wedekind] jetzt zweymal gesehen, und ihr sanftes Wesen, ihr höchst gebildeter Ausdruck, ihr richtiger Verstand aber mehr als alles ihre Freundschaft für meinen Bruder nehmen mich für sie ein. Sie hat mir Briefe von ihm geschickt, aus denen ich gesehen, dass ein geschwisterliches Verhältnis zwischen ihnen war.“<sup>791</sup>

So sehr er Meta Wedekind und deren Arbeit schätzte, so sah Georg Forster ihren übersetzerischen Fähigkeiten jedoch Grenzen gesetzt. An seinen Schwiegervater Christian Gottlob Heyne schreibt er im Februar 1792:

„Beikommenden Brief schicken Sie doch gütigst der Madame Forkel. Ich habe einen neuen Roman für sie zum Uebersetzen in England aufgetrieben,

<sup>789</sup> Georg Forster an Meta Forkel, 12.12.1791. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 398 (Nr. 224).

<sup>790</sup> Georg Forster an Therese Forster, 14.–17.03.1793. *Georg Forsters Werke*, Bd. 17 (Briefe 1792–94), S. 332 (Nr. 178).

<sup>791</sup> A. Forster an S. Reimarus. 30.03.1794, ebd. S. 798 (Erläuterungen, Äußerungen zum Tode Forsters).

der noch nicht publicirt ist, – und es muß ihr daran liegen, aller Concurrenz zuvor zu kommen – Romane sind am Ende noch das beste für ihre Übersetzungsfähigkeit.“<sup>792</sup>

Auch seinem Verleger Voß versprach er zu dieser Zeit, Meta Wedekind in Zukunft nur noch Romane zum Übersetzen zu geben. Vorausgegangen war dieser Einschätzung jedoch die Übersetzung von Thomas Paines „Rights of Man“, die Meta Wedekind allein angefertigt und die Georg Forster lediglich mit einer Vorrede versehen hatte. Dieses Werk wurde zuerst vom Verleger aufgrund angeblich mangelhafter Qualität abgelehnt (mehr dazu in Kapitel 3.3.4.2), was Georg Forster in eine peinliche Situation brachte. Obwohl der wahre Grund der Ablehnung vielmehr in der brisanten politischen Aussage des Werks lag, war Forster offenbar alarmiert und beschloss, in Zukunft den sicheren Weg für sich selbst und Meta Wedekind – in diesem Fall das Romangenre – zu wählen.

Wenn er ihr die Übersetzung wissenschaftlicher Werke auch nicht allein zu traute,<sup>793</sup> half er ihr doch immer wieder bei der Suche nach geeigneten Romanen. Wie das obige Zitat zeigt, war er sich bewusst, dass es auch und gerade in diesem Genre äußerst wichtig war, Übersetzungen schnell auf den Markt zu bringen und damit der Konkurrenz zuvorzukommen. In dieser Hinsicht war Meta Wedekind als ausgesprochen schnelle Arbeiterin tatsächlich die ideale Übersetzerin. Ergänzt wurde sie von Georg Forsters stetiger Suche nach passenden Übersetzungswerken. Neben seiner Suche in englischen Magazinen (mehr dazu in Kapitel 3.3.4) ließ er auch seine diversen Kontakte spielen und bat beispielsweise Jeremias David Reuß, den Leiter der Göttinger Universitätsbibliothek, die Augen nach neuen Werken offenzuhalten:

„Auch erweisen Sie [Madame Forkel] eine sehr wesentliche Gefälligkeit, wenn Sie bey Ihrer ausgebreiteten Kenntniß und Correspondenz von Zeit zu Zeit neue Bücher frühzeitig bekannt machen, die sie übersetzen kann. Ihr Wunsch nach unaufhörlicher Beschäftigung macht sie zu einer äußerst fleißigen Uebersetzerin, sodaß sie immer Arbeit nöthig hat.“<sup>794</sup>

Diese Zusammenarbeit führte zu einer Reihe von Romanübersetzungen, die Meta Wedekind später allein fortführte.

### 3.3.4 Übersetzungswerke

Carl W. von Schindel hat „Liebeskind (Margarethe), vormals Forkel, geb. Wedekind“ bereits 1823–1825 in seinem lexikalischen Werk „Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts“ erwähnt und eine Liste ihrer Arbeiten

<sup>792</sup> Georg Forster an Chr. G. Heyne, 25.02.1792, ebd. S. 49 (Nr. 24).

<sup>793</sup> Siegel, „Meta Forkel-Liebeskind und Georg Forster“, S. 101.

<sup>794</sup> Georg Forster an J. D. Reuß, 13.10.1791. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 357 (Nr. 198).

beigefügt. Diese stellt eine gute Übersicht dar, ist aber nicht immer ganz korrekt. Im Folgenden wird von Schindels Liste, mit zusätzlichen Kommentaren und ggf. Korrekturen [*kursiv in eckigen Klammern*] versehen, zitiert:

- „Aufsätze im hannöverschen Magazin
- Maria, eine Geschichte in Briefen. 2 Bde. Leipzig [: *Weidmann und Reich*]. 1784. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)
- Skizze der Regierung Georg III. [*von 1780 bis zu Ende des Jahres 1790*], Königs von England, a. d. Engl. Hannover [*Frankfurt u. Leipzig*]. 1789 [*1791*]. 8. (9 Gr.)  
[*Original: A Sketch of the reign of George the Third from 1780, to the close of the year 1790*]
- Leben [*Geschichte*] der Königin Elisabeth v. England, a. d. Franz. d. Demois. Karaglio [*Keralio?*]. 8 Bdchen. Verl. 1789 8.\*) Die 4 letzten Bände übersetzte Heinr. Würzer, nach Cordes im holst. Schriftstell. Lex. (1 Thlr. 12 Gr.)  
[*Original: Histoire d'Élisabeth, Reine d'Angleterre*]
- Brisson's Reisen und Schiffbruch [*Geschichte des Schiffbruchs und der Gefangenschaft des Herrn von Brisson*], a. d. Franz. Frankf. [: *Andréa*] 1790. [*mit einer Vorrede von Georg Forster*]  
[*Original: Histoire du naufrage et de la captivité de M. de Brisson*]
- Benjowsky's Reise durch Sibirien und Kamschatka, über Japan u. China nach Europa, nebst einem Auszuge der übrigen Lebensgeschichte, a. d. Engl. übers. m. Anmerk. von J. R. Forster. 1790. 8. (2 Thlr.)
- Mistriff Ester Lynch Piozzi Reisen durch Frankreich, Italien u. Deutschland. [*Bemerkungen auf der Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland. Aus dem Englischen mit einer Vorrede und Anm. von Georg Forster*] 2 Bde. m. Anmerk. v. G. Forster, a. d. Engl. Frankf. [: *Varrentrapp & Wemmer*] 1790 (2 Thlr.)  
[*Original: Observations and reflections made in the course of a journey through France, Italy, and Germany*]
- Die Bastille, od. Carl Townley, ein Mann v. d. großen Welt, a. d. Engl. 4 Bde. Leipz. [: *Fritsch*] 1791 [*1790, selbst korrigiert?*]. 8. (2 Thlr.) [*1790*] [*Übersetzer anonym, mit Widmung der Übersetzerin an „Luise C., geborne G...r“*]
- Honorie Sommerville, a. d. Engl. 4 Bde. Leipz. [: *Weidmann*] 1791. 8. (2 Thlr. 6 Gr.) [*Übersetzer anonym*]  
[*Original: Honoria Sommerville, anonym erschienen, von Jane und Elizabeth Purbeck*]
- Aubury Reisen in das Innere von Nordamerika u. s. w. [*Reisen im Inneren von Nordamerika, welche eine Schilderung der Sitten und Eigentümlichkeiten des Landes Kanada, Neu-England und Virginien, im gleichen die*

- Geschichte des Feldzuges, der Uebergabe und der ferneren Schicksale der Armee unter dem General Bourgoyne enthalten : Mit Kupfern/In Briefen von Thomas Anburey.*] m. Anmerk. von G. Forster. 2 Bde. m. Kpf. Berl. [[: Voss] 1791 [1792]. gr. 8. (1 Thle. 8 Gr.). – Auch im 6. Bde. v. J. R. Forster's Magaz. e. merkw. neu. Reisebeschr. [*Anburey's Reisen im inneren Amerika, in: Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt*] [*Original: Travels into the inner parts of America*]
- Robertson's historische Bemerkungen über Indien u. s. w. [*Wilhelm Robertson's Historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien, und die Fortschritte des Handels mit diesem Land, vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der Guten Hoffnung*] 2 Bde. m. Anmerk. v. G. Forster, m. Kpf., a. d. Engl. Berlin [Mainz]. 1791. 8. (15 Gr.) – Neue stark verm. Aufl. 2 Bde. [*Berlin: Voss*] 1792. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)  
[*Original: An historical disquisition concerning the knowledge which the ancients had of India*]
  - D. Ramsay's Geschichte der amerikanischen Revolution, aus den/Archiven des Congresses der vereinigten Staaten, a. d. Engl. übers. m. Anmerk. v. G. Forster. 4 Thle. Berlin. 1791. 8. (4 Thlr. 6 Gr.)  
[*Es konnte nur die Übersetzung von 1794 von G. K. F. Seidel gefunden werden.*]  
[*Original: History of the American Revolution*]
  - Thomas Payne, die Rechte des Menschen, eine Antwort auf Burke's Angriff gegen die franz. Revolution, a. d. Engl. Frankf. [*Berlin: Voss*] 1792. 8. (2 Thlr.) [*Übersetzer anonym, mit Vorrede von G. Forster (aber anonym veröffentlicht)*]  
[*Original: Rights of Man*]
  - V. Volney's Ruinen, od. Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche, m. e. Vorr. (u. Anmerk.) von G. Forster, a. d. Franz. Berlin [[: Vieweg]. 1792. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) N. Aufl. 1798. [*Vorrede und Anmerkungen nicht in 1792er-Ausgabe*]
  - Für junge Frauenzimmer, sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen, a. d. Engl. der Gräfin v. Carlisle, m. einem Vers. der Übers. über weibliche Delicatesse. Leipz. [[: Jacobäer] 1792.<sup>795</sup> 8. (1 Thlr. 16 Gr.)  
[*Original: Thoughts in the form of maxims addressed to young ladies on their first establishment in the world*]
  - Eine einfache Geschichte, a. d. Engl. der Mistriß Inchbald übers. 4 Bde. Leipz. [[: Heinsius] 1792. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) [“,von M. Forkel“]

<sup>795</sup> Tatsächlich ist die Übersetzung bereits zur Jubilate-Messe 1791 herausgekommen, vgl. Intelligenzblatt der A.L.Z., Juli 1791, Nr. 85, Sp. 705.

- [*Original: A simple Story*]
- Celestine, von d. Verf. d. Emmeline, od. d. Weise des Schlosses, (Mistriß Charl. Smith,) a. d. Engl. Leipzig [: *Weidmann*]. 1792. 8. 4 Bde. (3 Thlr.) [„von M. Forkel“?]  
[*Original: Celestina*]
  - Die nächtliche Erscheinung im Schlosse Mazzini, a. d. Engl. der Miß Radcliff. 2 Bde. Hannover [: *Ritscher*]. 1792 [1791]. 8. (1 Thlr.)  
[*Original: A Sicilian Romance*]
  - Das Schloß St. Valery [*Sankt Vallery*], eine Gespenstergeschichte aus d. Zeiten Richard Löwenherz, a. d. Engl. Hannover [: *Ritscher*]. 1792 [1793]. 8. N. Aug. 1795. (1 Thlr.)  
[*Übersetzer anonym*]  
[*Original: The Castle of St. Vallery*]
  - Adeline, od. das Abenteuer im Walde, a. d. Engl. der Miß Radcliff. 2 Bde. Leipz. [: *Böhme*] 1793. 8. (2 Thlr.) [*Ausgabe von 1797: Übersetzer anonym*]  
[*Original: Adeline, or, The romance of the forest*]
  - Mathilde [*Matilde*] u. Elisabeth, a. d. Engl. 4 Bde. Leipz. 1793. 8.  
[*Ausgabe von 1799: Übersetzer anonym*]  
[*Original: Mathilda and Elizabeth, von Jane und Elizabeth Purbeck*]
  - Euphania [*Euphemia*], a. d. Engl. der Mistriß Lennox. 4 Bde. Berlin u. Küstrin. 1791. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) – Berl. 1804. 8. 4 Bde. (2 Thlr. 16 Gr.)  
[*Original: Euphemia*]
  - Hermione, o. die Rache des Schicksals, a. d. Engl. 2 Thle. Hannov. [: *Ritscher*] 1792. 1793. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) [*Übersetzer anonym*]  
[*Original: Hermione, or The orphan sisters, von Charlotte Ramsay (= Charlotte Lennox)*]
  - Desmond, eine Geschichte in Briefen, a. d. Engl. der Mistriß Charl. Smith. 3 Bde. Hamburg [: *Hoffmann*]. 1793. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)  
[*Übersetzer anonym, Vorrede(n) der Autorin und des Übersetzers*]  
[*Original: Desmond*]
  - Udolpho's Geheimnisse, a. d. Engl. d. Miß Radcliff. 4 Bde. Riga [: *Hartknoch*]. 1795. 1796. 8. (3 Thlr. 2 Gr.) [*Übersetzer anonym*]  
[*Original: The Mysteries of Udolpho*]
  - Caleb Williams, ein philosophischer Roman von Godwin, a. d. Engl. 3 Bde. Riga. 1795.  
[*Original: Caleb Williams*]
  - Marchmont, a. d. Engl. d. Miß Charl. Smith. 4 Bde. Leipz. 1797. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)  
[*Original: Marchmont*]

- Die Italienerinnen [*Italienerin*], od. d. Beichtstuhl der schwarzen Büßenden, a. d. Engl. der Miß A. Radcliff. 3 Thle. Königsberg [: *Nicolovius*]. 1792 [1797]. 1799. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)  
[*Original: The Italian, or the Confessional of the Black Penitents*]
- Denkwürdigkeiten aus S. Johnsons Leben, a. d. Engl. des Sq. Boswell, m. Johnsons Bild. 1 Thl. Königsb. [: *Nicolovius*] 1797 8. (1 Thlr. 12 Gr. holl. Pap. 1 Thlr. 20 Gr.) [„nach der zweiten englischen Ausgabe übersetzt M. L.“]  
[*Original: Life of Samuel Johnson*]

Die sämtlichen Übersetzungen von 1793 waren ein Jahr früher geschrieben und durch Umstände für den Druck verspätet.

Mehrere Übersetzungen u. Aufsätze in period. Blättern.

Vergl. Meusel IV 451. f. X. 283 [203]. XI. 489. – Handschr. Mittheil.“

Nicht erwähnt bei von Schindel sind:

- Leben und Thaten Anton Legers, des Schlaukopfs. Aus dem Englischen. 2 Bd. Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung, 1790.<sup>796</sup>
- Reisen eines amerikanischen Dolmetschers und Petzhändlers, welche eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche der nordamerikanischen Eingeborenen und einige Nachrichten von den Posten am St. Lorenz-Flusse, dem See Ontario usw. enthalten: Aus d. Engl. übers., hg. von J. Long; Nebst einer vorläufigen Schilderung des Nordens von Amerika von Georg Forster, Berlin, 1792.<sup>797</sup>

In dieser Auflistung sind schwerpunktmäßig die Kategorien Reiseliteratur und Romane vertreten, zwei Textsorten, die als typisch für die zeitgenössische Populärliteratur gelten können. Die Produktion wie der Konsum beider Textsorten nahm vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stark zu. Die Reiseliteratur stellte ein besonders in Großbritannien erfolgreiches Genre dar, das im Zusammenhang mit der politischen Expansion und den zunehmenden ökonomischen Interessen an neuen Handelsmärkten zu sehen ist. Forschungsreisen, wie beispielsweise die von James Cook, sollten die Nutzungsmöglichkeiten der neuen Gebiete untersuchen und waren Anlass für eine Vielzahl an Reiseberichten. Die technologischen Fortschritte der Europäer erzeugten das Gefühl einer allgemeinen intellektuellen Überlegenheit, die sich nicht nur in Beschreibungen, sondern vor allem auch in Interpretationen und Bewertungen fremder Landschaften ebenso wie deren Bewohnern

<sup>796</sup> Dieses Werk wird in den einschlägigen Bibliothekskatalogen Johann Nikolaus Forkel bzw. Meta Forkel zugeschrieben. Eine Quelle dafür konnte nicht gefunden werden.

<sup>797</sup> Georg Forster schreibt am 01.11.1792 an seinen Verleger Voß: „Long hat Madama Forkel ja auch, und mich dünkt, ziemlich gut, übersetzt.“, siehe *Georg Forsters Werke*, Bd. 15 (Briefe 1787–1789), S. 229.

niederschlug.<sup>798</sup> In Deutschland waren Reiseberichte und der immanente Vergleich zwischen Ländern und Nationen gerade in einer Zeit der Identitätssuche und Bildung eines eigenen Nationalbewusstseins gefragt.

Auch der Roman gewann im Laufe des Jahrhunderts an Popularität. Dabei erreichte er Lesende unterschiedlicher sozialer Herkunft: Zwar bildeten die Mitglieder des Bürgertums den weitaus größten Teil des Lesepublikums, doch stellte die Gruppe der Dienstboten – in den Städten immerhin 10-20 % der Bevölkerung – eine gänzlich neue Gruppe von Lesenden dar. Sie verfügten über ausreichend Zeit und Gelegenheit zur ausgiebigen Lektüre und zogen dabei populäre Romane klar der eigens für sie entstehenden, stark belehrenden, Dienstbotenlektüre vor. Innerhalb des neu entstehenden Bildungsbürgertums wurden Frauen zur größten Leserguppe. Die Mädchen- und Frauenbildung nahm in der Aufklärungsbewegung eine stärkere Bedeutung ein: Schönggeistige Bildung durch entsprechende Lektüre sollte die häuslichen und geselligen Fähigkeiten der Frauen steigern.<sup>799</sup> Besonders in Großbritannien traten Frauen zunehmend als Autorinnen in Erscheinung. Gerade im Genre des Romans, und hier insbesondere in der „gothic novel“ (dt. Schauerroman), waren Frauen wie Ann Radcliffe und Charlotte Smith – die auch zu den häufig von Meta Wedekind übersetzten Autorinnen gehören – besonders erfolgreich. Während einerseits dieses Genre den Frauen eine Gelegenheit bot, unter eigenem Namen und allgemein anerkannt schöpferisch aktiv zu werden, weist andererseits Diane Long Hoeveler darauf hin, dass gerade der Schauerroman dazu beitrug, eine neue soziale Rolle des professionellen Opfers für Frauen zu erschaffen, eine Rolle also, die der neuen bürgerlichen Ordnung entsprach, indem sie kluge Passivität und kontrollierte Emotionen propagierte.<sup>800</sup>

Vergleicht man von Schindels Liste mit den Informationen in J. G. Meusels „Das gelehrte Teutschland“ (das von Schindel als Quelle angibt), so finden sich auch bei Meusel die meisten oben angeführten Werke. Nicht dort gelistet sind allerdings: „Brisson’s Reisen und Schiffbruch“, Piozzis „Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland“, Anburys „Reisen in das Innere von Nordamerika“, „Robertson’s historische Bemerkungen über Indien“, „Ramsay’s Geschichte der amerikanischen Revolution“, „Mathilde und Elisabeth“ sowie „Caleb Williams“.<sup>801</sup> Von Schindel gibt als Quellen weiterhin „Handschr. Mittheil.“ an, ohne jedoch den Autor oder die Autoren dieser Mitteilungen zu nennen. Rein zeitlich wäre es möglich, dass von

<sup>798</sup> Vgl. Peter Hulme/Tim Youngs (Eds.), *Cambridge Companion to Travel Writing*, Cambridge (u. a.): Cambridge University Press 2002, S. 53 ff.

<sup>799</sup> Kiesel/Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*, S. 166 f.

<sup>800</sup> Diane Long Hoeveler, *Gothic Feminism: The Professionalization of Gender from Charlotte Smith to the Brontës*, University Park, Pa.: Pennsylvania State University Press 1998.

<sup>801</sup> „Udolpho’s Geheimnisse“ werden zwar nicht aufgeführt, aber die Bemerkung „von der Uebersetzerin der Udolpho’s Geheimnisse“ bei Ann Radcliffes „Die Italienerin“ (Georg Christoph Hamberger/Johann Georg Meusel, *Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*, Bd. 11:5, durchaus verm. u. verb. Ausg., Lemgo: Mayersche Buchhandlung 1805, S. 489) lässt Rückschlüsse auf Meta Liebeskind’s Übersetzungstätigkeit zu.

Schindel bei Meta Wedekind persönlich angefragt hat und über sie von ihrer Übersetzungstätigkeit für Forster sowie den weiteren Übersetzungen erfuhr. Konkrete Hinweise für eine Korrespondenz gibt es jedoch nicht.

Es fällt auf, dass fast sämtliche Übersetzungen Meta Wedekinds ohne Nennung ihres Namens veröffentlicht wurden. Bei den Werken aus dem Bereich Reiseliteratur ist meist Georg Forster als Übersetzer angegeben oder eine Formulierung gewählt, die diesen Eindruck erweckt. Lediglich bei einigen wenigen Romanen ist die Übersetzerin genannt, zum Teil auch nur die Initialen.

Weiterhin fällt auf, dass die Werke bei vielen verschiedenen Verlagen veröffentlicht wurden, Meta Wedekind offenbar keinen „Hausverlag“ hatte. Auf die 28 Werke der obigen Liste kommen mindestens 13 verschiedene Verleger. Es ist zu vermuten, dass zumindest bei einem großen Teil der Werke (vor allem aus der Reiseliteratur) Georg Forster den Kontakt herstellte bzw. sich um den Verlag kümmerte. Da einige der späteren Romanübersetzungen in Königsberg bzw. Riga verlegt wurden, also an den Orten, an denen sich auch Meta Wedekind und ihr zweiter Ehemann zu dieser Zeit aufhielten, kann man davon ausgehen, dass sie selbst oder ihr Mann den Kontakt zu den örtlichen Verlegern aufnahmen.

Die Werke, die Meta Wedekind ab 1789 übersetzte, gehören zu den drei groben Kategorien Reiseberichte, Romane und geschichtliche/politische Werke. Dabei ist ein zeitlicher Zusammenhang erkennbar. Während die Übersetzungsarbeiten bis 1792 fast ausschließlich – mit Ausnahme von „Die Bastille“ – zu den Bereichen Reiseliteratur und Geschichte/Politik zu zählen sind, finden sich in den folgenden fünf bis sechs Jahren fast nur noch Romane (hier besteht die einzige Ausnahme in „Denkwürdigkeiten aus S. Johnsons Leben“).

#### 3.3.4.1 Reiseberichte

In Mainz begann Georg Forster, Reisebeschreibungen von Meta Wedekind übersetzen zu lassen. Pierre-Raymond Brissons „Nachricht seiner Gefangenschaft unter den Arabern in Afrika“ erschien 1789 im französischen Original als „Histoire du naufrage et de captivité de M. de Brisson, officier de l’administration des colonies; avec la description des déserts d’Afrique, depuis le Sénégal jusqu’à Maroc“ und im gleichen Jahr in der englischen Übersetzung „An account of the shipwreck and captivity of Mr. De Brisson. With a description of the deserts of Africa, from Senegal to Morocco“. Die deutsche Übersetzung enthält die Information „aus dem Französischen“: Meta Wedekind scheint hier also nicht die englische Übersetzung benutzt zu haben. Forster versah ihre Übersetzung mit einer Vorrede, und 1790 wurde das Werk auf Deutsch bei Andreä in Frankfurt veröffentlicht. Aus dem gleichen Jahr stammt eine weitere deutsche Übersetzung, die bei Wittekindt in Eisenach erschien.

Das Beispiel zeigt, wie umkämpft der Markt für Übersetzungen war, insbesondere im beliebten Bereich der Reiseliteratur Ende des 18. Jahrhunderts. Es galt, fremdsprachige, vielversprechende Werke möglichst schnell zu finden, die Originale zu beschaffen und die Übersetzung in möglichst kurzer Zeit anzufertigen. Die



Qualität war dabei zunächst zweitrangig – das Ziel war vor allem, zuerst auf dem Markt zu sein.

Auch bei dem zweiten hier erwähnten Übersetzungswerk Meta Wedekinds hatte sie mit Konkurrenz zu kämpfen. Hester Lynch Piozzis „Observations and reflections made in the course of a journey through France, Italy and Germany“ wurden 1789 in London erstmals veröffentlicht. Im gleichen Jahr hatte Forster das englische Original direkt aus England erhalten.<sup>802</sup> Im November 1789 erfuhr er von Körner, dass bereits eine Übersetzung veröffentlicht wurde, wollte Meta Wedekind aber nicht davon in Kenntnis setzen, da sie bereits viel Arbeit investiert hatte. Körner bezog sich hier wohl auf die „Bruchstücke aus einer Reise durch Frankreich, Italien, und Deutschland“, die 1789 im „Historisch-politischen Magazin, nebst litterarischen Nachrichten“<sup>803</sup> veröffentlicht wurden. Hierbei handelte es sich um Auszüge, die im folgenden Band fortgesetzt werden sollten; dies wurde jedoch nicht umgesetzt. In dem Glauben daran, dass der Markt auch zwei Übersetzungen vertragen könne, ließ Georg Forster Meta Wedekind weiterarbeiten und versah die Übersetzung mit einem eigenen Vorwort. 1790 wurde diese – im Gegensatz zur ersten Übersetzung – vollständige deutsche Version bei Varrentrapp und Wenner in Frankfurt veröffentlicht.

Nicht immer gelang es Georg Forster und Meta Wedekind, mit ihren Übersetzungen die ersten auf dem Buchmarkt zu sein. 1792 hatte Forster Bartrams „Travels in Virginia and Carolina“ von Meta unter seiner Aufsicht übersetzen lassen,<sup>804</sup> später erfuhr er von seinem Verleger Voß, dass es bereits von Eberhard August Wilhelm Zimmermann (ebenfalls für Voß) übersetzt worden war.<sup>805</sup>

Aus Georg Forsters Briefen ist ersichtlich, dass er überlegte, noch eine ganze Reihe weiterer Werke der Reiseliteratur zu übersetzen bzw. übersetzen zu lassen. Zu Bruces’ „Reisen nach Abyssinien“ beispielsweise hatte Forster eine Kritik verfasst und beabsichtigte, es in einem Gesamtwerk über Afrika zu verwerten.<sup>806</sup> „Cox’ Voyage“ von Lieutenant Mortimer<sup>807</sup> zeigte Forster an, d. h., er kündigte eine Übersetzung offiziell an,<sup>808</sup> bekam aber auch hier wieder Konkurrenz durch Zimmermann. Newtes „Prospects and Observations: on a tour in England and Scotland,

<sup>802</sup> Georg Forster an Christian Gottlob Heyne, 20.7.1789. *Georg Forsters Werke*, Bd. 15 (Briefe 1787–1789), S. 318 (Nr. 189).

<sup>803</sup> Historisch-politisches Magazin, nebst litterarischen Nachrichten, 6. Bd. (1789), S. 129–134.

<sup>804</sup> Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 01.11.1792. *Georg Forsters Werke*, Bd. 17 (Briefe 1792–1794), S. 230 (Nr. 127).

<sup>805</sup> Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 21.11.1792, ebd. S. 251 (Nr. 136).

<sup>806</sup> Georg Forster an Christian Gottlob Heyne, 31.07.1790. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 166 (Nr. 53).

<sup>807</sup> I. e. George Mortimer, *Observations and remarks made during a voyage To the Islands of Teneriffe, Amsterdam, Maria’s Islands near Van Diemen’s land; otabeite Sandwich Islands; Onybee, the Fox Islands on the North West Coast of America, Tinian, and from thence to Canton, in the Brig Mercury, commanded by John Henry Cox, Esq.* London: Cadell, Robson, Sewell 1791.

<sup>808</sup> Georg Forster an Christian Gottlob Heyne, 03.05.1791, *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 279 (Nr. 136).

1791“ sollte evtl. von Meta Wedekind übersetzt werden.<sup>809</sup> Forster diskutierte dies mit seinem Verleger, zu einer Übersetzung kam es aber offenbar nicht.

An dem Briefwechsel mit Voß wird deutlich, dass Georg Forster und Meta Wedekind bei ihrer Übersetzungsarbeit nicht nur Konkurrenz durch andere Verlage hatten, sondern auch durch andere Übersetzer, die teilweise für den gleichen Verlag arbeiteten. Mehrere Male kamen sich Forster/Wedekind und Zimmermann „in die Quere“ und brachten zum Teil quasi zeitgleich verschiedene Übersetzungen heraus.<sup>810</sup> Unter diesen Umständen bedurfte es einer besonders effektiven Zusammenarbeit, die einerseits für die schnelle „Entdeckung“ lohnender Werke sorgte, andererseits für die zügige Fertigstellung der Übersetzung. Hier ergänzten sich Forster und Wedekind hervorragend: Forster las ausländische Magazine wie den „London Chronicle“ und war immer auf der Suche nach möglichen Übersetzungswerken. Diese meldete er so schnell wie möglich seinem Verleger und beauftragte Meta Wedekind mit der Übersetzung. Wenn er auch in seinen Briefen Voß und anderen gegenüber oft den Eindruck erweckt, als diene dies nur der Beschäftigung der bedauernswerten Frau, so hatte ihre Arbeit für ihn doch große Vorteile. Sie arbeitete äußerst schnell (allein 1792 erschienen von ihr neun Übersetzungswerke in insgesamt 16 Bänden) und ersparte ihm dadurch Zeit, die er für das Verfassen anderer Werke dringend benötigte. So arbeitete er beispielsweise parallel zu den Übersetzungen an den ersten zwei Bänden der „Ansichten vom Niederrhein“, die 1791 veröffentlicht wurden.<sup>811</sup>

Georg Forster legte jedoch bei aller Eile einen gewissen Wert auf inhaltliche Qualität, korrigierte Meta Wedekinds Übersetzungen und versah sie in der Regel mit eigenen Anmerkungen, mit denen er „seinen“ Übersetzungen einen Vorteil gegenüber denen anderer Autoren verschaffte. Zudem ließ er bzw. sein Verleger seinen Namen aufs Titelblatt drucken. Die deutsche Übersetzung von „Brissons Reisen und Schiffbruch“ beispielsweise trägt den Zusatz „mit einer Vorrede von Georg Forster“. Die Übersetzerin Meta Wedekind wird nicht erwähnt. Zwar wird nicht ausdrücklich behauptet, auch die Übersetzung stammte von Forster, der Eindruck kann aber beim Leser leicht entstehen und war wohl durchaus intendiert. Georg Forster hatte sich durch seine Übersetzung „Des Captain Jacob Cook dritte Entdeckungs-Reise in die Südsee und nach dem Nordpol“<sup>812</sup> und seine eigenen Reise-

<sup>809</sup> Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 07.12.1792. *Georg Forsters Werke*, Bd. 17 (Briefe 1792–1794), S. 251 (Nr. 136) und S. 262 (Nr. 142).

<sup>810</sup> Dabei arbeitete E. A. W. Zimmermann häufig ebenfalls für Voß, veröffentlichte aber auch bei anderen Verlagen wie (Gerhard) Fleischer (der Jüngere) oder Reinicke und Hinrichs.

<sup>811</sup> Der dritte Teil wurde 1794 von Therese Huber veröffentlicht.

<sup>812</sup> Vollständiger Titel: *Des Capitain Jacob Cook dritte Entdeckungs-Reise in die Südsee und nach dem Nordpol: auf Befehl Sr. Grossbritann. Majest. George des Dritten unternommen und in den Schiffen Resolution und Discovery während der Jahre 1776 bis 1780 ausgeführt / aus den Tagebüchern der Schiffsbefehlshaber Herren Cook, Clerke, Gore und King, imgleichen des Schiffswundarztes Herrn Anderson vollständig beschrieben; aus dem Englischen übersetzt mit Zusätzen für den deutschen Leser, imgleichen mit einer Einleitung über Cooks Verdienste und Charakter, imgleichen über Entdeckungsreisen überhaupt von Herrn Georg Forster*, 3 Bde., Berlin: Haude und Spener 1789.

beschreibungen „Reise um die Welt“<sup>813</sup> und „Ansichten vom Niederrhein“<sup>814</sup> einen Namen als Naturforscher und Reiseschriftsteller gemacht, sodass sein Name auf dem Titelblatt die Chancen des Werkes auf dem Buchmarkt erhöhte.

Wie aus Georg Forsters Briefen zu erfahren ist, sah er Meta Wedekinds Übersetzungen durch und korrigierte sie, wenn nötig. Anders als bei ihren Übersetzungen für Forkel hatte sie hier die Möglichkeit, sich durch die Korrekturen des erfahrenen Übersetzers Georg Forster weiter zu verbessern. Er selbst schreibt an den Kustos der Göttinger Universitätsbibliothek, Jeremias David Reuß:

„[Meta Wedekind] fühlt aber wohl wie sehr es ihr an Vorkenntnißen auch zu schriftstellerischen Arbeiten fehlt, und wünscht daher wenigstens alles was in ihrer Macht steht zu thun, um sich theils im Schreiben zu vervollkommen, theils Kenntniße aller Art durch Lektüre zu erwerben. Was das erstere betrifft, so ist ihr der Sommeraufenthalt in Mainz nicht ohne Nutzen verstrichen; sich hat manches für mich übersezt und bei der Revision habe ich Gelegenheit genommen ihr manches zu sagen, was bei künftigen Arbeiten ihr zu Erleichterung und Vervollkommnung dienen kann.“<sup>815</sup>

### 3.3.4.2 Geschichtliche und politische Werke

Wie Georg Forster seinem Schwiegervater in dem bereits zitierten Brief<sup>816</sup> berichtet, zeigte Meta Wedekind von Beginn ihrer Übersetzungsarbeit an ein großes Interesse an geschichtlichen Werken. Forster berichtet, sie wolle sich in diesem Bereich weiterbilden, soweit dies ohne entsprechendes Studium möglich sei. Auch unter Meta Wedekinds Übersetzungen sind einige Geschichtswerke. Neben ihrer ersten Arbeit „Leben der Königin Elisabeth von England“ veröffentlichte sie 1791 „Skizze der Regierung Georg III von 1780 bis zu Ende des Jahres 1790“, Robertsons „Historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien“ und Ramsays „Geschichte der amerikanischen Revolution“ und im folgenden Jahr Paines „Die Rechte des Menschen“.

Im Gegensatz zur Reiseliteratur, die Georg Forsters Interessengebiet darstellte, und an der Meta Wedekind allem Anschein nach kein besonderes persönliches Interesse hatte, zeigte sie selbst eine Neigung zu geschichtlichen und politischen Themen. So ist es kein Wunder, dass sie von den „Rights of Man“ von Thomas Paine fasziniert war. Im Juni 1791 schrieb Georg Forster an seinen Verleger Christian Friedrich Voß:

<sup>813</sup> Vollständiger Titel: Georg Forster, *Johann Reinbold Forster's [...] Reise um die Welt während den Jahren 1772 bis 1775. In dem von seiner itztregierenden Großbritannischen Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Capitain Cook geführten Schiffe the Resolution unternommen*, Berlin: Haude und Spener 1778.

<sup>814</sup> Vollständiger Titel: Georg Forster, *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790*, 3 Bde., Berlin: Voss 1791–1794.

<sup>815</sup> Georg Forster an Jeremias David Reuß, 13.10.1791, *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 357 (Nr. 198).

<sup>816</sup> Siehe S. 196.

„Ich habe aus England eine bewundernswürdige Schrift von Thomas Paine dem Amerikaner, dem berühmten Verfaßer des Common sense erhalten. Sie heißt *The Rights of Man* und ist wider Herrn Burke gerichtet. Vier Editionen sind schon vergriffen. Sie ist aber so demokratisch, daß ich sie wegen meiner Verhältniße nicht übersetzen kann. Madame Forkel übersezt sie und ich will sie ihr revidiren. [...] Wollen Sie die Uebersetzung in Ihren Verlag nehmen?“<sup>817</sup>

Georg Forster war von Paines Werk sichtlich beeindruckt, was in Anbetracht seiner eigenen politischen Ansichten nicht überraschend war. Er war Befürworter der Französischen Revolution und wurde später, im Oktober 1792, einer der Mitbegründer des Mainzer Jakobinerclubs (neben u. a. Metas Bruder Georg Wedekind). Auch Meta Wedekind war von der herausragenden Bedeutung von Paines Schrift überzeugt. Obwohl Voß eine Übersetzung ablehnte, machte sie sich ans Werk:

„Also gleich zur Sache: Sie haben den Paine abgewiesen, und der gute Forster hat mir das mit einem Jammergesicht kund gethan, als spräche er ein Todesurtheil. [...] Doch nebenher, mich hat ihre Weigerung nicht betrübt, weil ich fest überzeugt bin, wenn Sie das Buch sehen, so können Sie nicht weiter als es drucken, und wenn Hochverrath drauf stünde. [...] Mein Manuscript ist beinahe fertig“.<sup>818</sup>

Forster hatte es nicht gewagt, die Übersetzung einer so radikalen Schrift persönlich zu übernehmen. Stattdessen gab er das Werk an Meta Wedekind weiter, die die Übersetzung in kaum mehr als zwei Monaten vollendete.

Zunächst jedoch lehnte Voß die Herausgabe der deutschen Übersetzung erneut ab, nun wegen ihrer angeblich mangelhaften Qualität. Georg Forster zeigte sich daraufhin sogleich einsichtig, entschuldigte sich für die schlechte Qualität und sein Versäumnis, die Übersetzungsarbeit Meta Wedekinds ausreichend überwacht zu haben. Er werde dieser „sehr schätzenwerthen, wackeren und zugleich sehr unglücklichen Frau“ in Zukunft solche Arbeit, „die ihre Kräfte übersteigt“, nicht mehr zum Übersetzen geben.<sup>819</sup> Georg Forster bestritt damit sein persönliches politisches Interesse an dem Werk und versteckte sich hinter dem angeblichen übersetzerischen Unver-

<sup>817</sup> Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 04.06.1791. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 298 (Nr. 151).

<sup>818</sup> M. Forkel an Christian Friedrich Voß, 28.06.1791. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 538 (Erläuterungen zu Nr. 162). Monika Siegel erweckt in „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“ (S. 101) den Eindruck, diese Zeilen seien eine Reaktion auf Voß' Weigerung gewesen, das bereits von Meta Wedekind übersetzte Werk zu veröffentlichen. Tatsächlich hatte sich Voß wohl schon auf Georg Forsters ersten Bericht über das Originalwerk hin einer möglichen Übersetzung gegenüber ablehnend gezeigt. Auf diese Ablehnung (wie sich allein am Datum des Briefes feststellen lässt) bezieht Meta Wedekind sich hier.

<sup>819</sup> Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 21.11.1791. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 379 (Nr. 215).

mögen Meta Wedekinds. Sie selbst jedoch hatte bereits mit einem der ersten übersetzten Bogen Voß wissen lassen:

„An der Übersetzung selbst wird man, wie ich mir schmeichle, und wie auch HE. Forster mir schmeichelt, keine Spuren von Eile finden: denn bei einem Stük, das als Urkunde der Menschheit anzusehn ist, habe ich es mir zur Pflicht gemacht, jeden Ausdruck sorgfältig zu wiegen.“<sup>820</sup>

Meta Wedekinds Zeilen weisen darauf hin, dass Forster sehr wohl ihre Übersetzung gelesen und für gut befunden hatte. Voß gegenüber versuchte er den Anschein zu erwecken, er habe die Übersetzung kaum gekannt und es versäumt, sie eingehend zu prüfen und entsprechend zu korrigieren. Dagegen schreibt Meta Wedekind bereits in ihrem Brief an Voß vom Juni 1791 über ihre Zusammenarbeit: „[I]ch vollbringe es ganz *Forster* macht seine Noten, durchsucht usw.“<sup>821</sup>

Sophia Scherl hat in „Die deutsche Übersetzungskultur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Meta Wedekind und ihre Übersetzung der *Rights of Man*“<sup>822</sup> Meta Wedekinds Übersetzung eingehend analysiert. Die Aussagen und auch rhetorischen Kunstgriffe Paines sind danach adäquat und verständlich wiedergegeben und von mangelhafter Qualität kann keine Rede sein. Somit muss Voß’ Kritik an der Qualität der Übersetzung tatsächlich als vorgeschoben angesehen werden.

Trotz Voß’ Angst vor der Zensur veröffentlichte er den ersten Teil der deutschen Übersetzung im folgenden Jahr 1792 in seinem Verlag, versehen mit einem (anonym verfassten) Vorwort Georg Forsters, das bewusst mäßigend und neutral die Zensoren beruhigen sollte.<sup>823</sup> Forster stellt sich in diesem Vorwort nicht auf die Seite Paines, sondern berichtet zunächst sachlich von Burkes und Paines gegensätzlichen Positionen. Da „ganz England [...] zwischen [Paine] und Burke getheilt“<sup>824</sup> sei, die „ganze Welt“ den Kampf zwischen den beiden „Rittern“ verfolge, sei es nötig, dass auch das deutsche Publikum nicht nur die bereits übersetzte und veröffentlichte Rede Burkes kenne, sondern nun auch die Sichtweise Paines nachlesen könne. Auf diese Weise sei nun auch die deutsche Leserschaft zu diesem „ergötzen- den Schauspiel ringender Kräfte“<sup>825</sup> „als Zuschauer eingeladen; wir dürfen in unserem Herzen den Ritter wählen, der uns gefällt“.<sup>826</sup> Wohlgermerkt nur im Herzen, denn natürlich konnte die deutsche Bevölkerung in der Praxis keineswegs die

<sup>820</sup> M. Forkel an Christian Friedrich Voß 27.09.1791, ebd. S. 564 (Erläuterungen zu Nr. 192).

<sup>821</sup> M. Forkel an Christian Friedrich Voß 28.06.1791. *Georg Forsters Werke*, Bd. 16 (Briefe 1790–1791), S. 538 (Erläuterungen zu Nr. 162).

<sup>822</sup> Sophia Scherl, *Die deutsche Übersetzungskultur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Meta Wedekind und ihre Übersetzung der Rights of Man* (Transkulturalität – Translation – Transfer 6), Berlin: Frank & Timme 2014.

<sup>823</sup> Thomas Paine, *Die Rechte des Menschen: Eine Antwort auf Herrn Burke’s Angriff gegen die Französische Revolution; Nebst der von Ludwig XVI. angenommenen Konstitutions-Acte*, Bd. 1, Berlin: Voss 1792, S. III–XVIII.

<sup>824</sup> Paine, *Die Rechte des Menschen*, S. V.

<sup>825</sup> Ebd. S. VI.

<sup>826</sup> Ebd.

Regierungsform wählen, die ihr gefiel. Dazu ruft Forster auch in keiner Form auf; er beschwört im Gegenteil den Nutzen der rein theoretischen Auseinandersetzung mit den beiden Meinungen. An der Entscheidung sei den deutschen Lesern „wenig gelegen“, nach der Betrachtung des „Schauspiels“ „kehre dann [jeder Leser] zu sich selbst zurück, mit geübterem Verstande, mit geschärfter Empfindung, mit verjüngter Phantasie – ein weiserer Bürger, ein besserer Mensch, ein reicheres Wesen!“<sup>827</sup> Indem er die Vernunft beschwört, folgt er dem Geist der Aufklärung, ohne zur Revolution aufzurufen. Rhetorisch geschickt nimmt er Zensoren den Wind aus den Segeln, indem er erklärt:

„[D]iesen Nutzen kann der Vernünftige aus jeder Lektüre schöpfen, wenn alle seine Geisteskräfte dabey reg und thätig sind. Das Recht dazu ist in dem Wesen der Vernunft selbst gegründet; es macht die uneingeschränkste Preßfreiheit allen Regenten zur unverletzlichen Pflicht. Feige Thoren mögen fürchten, was nur Rasende auf ihre Gefahr versuchen können, die Anwendung einer jeder Spekulation auf das thätige Leben.“<sup>828</sup>

Die politische Komponente, die mögliche Gefahr einer solchen Schrift für die deutschen Fürsten wird kleingeredet und als Übertreibung und Symptom der Feigheit abgetan. Stattdessen wird das Werk als Mittel zur Weiterbildung des Geistes und zur Ausbildung der Vernunft dargestellt. Die politisch radikalen Aussagen relativiert Forster, indem er auf die amerikanische, republikanische Sozialisation Paines verweist:

„So hat Gewohnheit und Erziehung ihren mächtigen Einfluß auf die Denkungsart, selbst der vorzüglichsten Menschen. Wäre Paine unser Landsmann gewesen, hätte er die Machtvollkommenheit unserer Kaiser, die glorreichen Regierungen unserer Fürsten, die angestammten Vorzüge, den hohen Muth, den edlen Sinn, die gemeinnützige Thätigkeit des deutschen Adels gekannt – vielleicht hätten die deutschen Verfassungen einen Lobredner, und die Ahnentafeln einen Bewunderer gehabt.“<sup>829</sup>

Das direkte und überschwängliche Lob der deutschen Fürsten sollte ebenfalls der Zensur entgegenwirken und keinen Zweifel an der politischen Einstellung des Übersetzers bzw. Verfassers der Vorrede (der aufgrund fehlender Namensangaben vom Leser als eine Person angesehen werden musste) lassen.

Georg Forster unterschrieb die Vorrede nicht mit seinem Namen. Anders als bei den von Meta Wedekind übersetzten Reisebeschreibungen, wollte er mit diesem Werk in keiner Weise in Verbindung gebracht werden oder gar als dessen Übersetzer gelten. Die hier beschworene politische Neutralität des Übersetzers hätte ihm zu dieser Zeit wohl auch kaum jemand mehr abgenommen. Trotz Forsters Be-

<sup>827</sup> Ebd. S. VII.

<sup>828</sup> Ebd.

<sup>829</sup> Ebd. S. IX f.

mühungen bekam Voß, wie befürchtet, Probleme mit der Zensur und trat das Werk an den Verleger Proft in Kopenhagen ab, der 1793 den zweiten Teil verlegte.<sup>830</sup>

Auffällig ist, dass Meta Wedekind an vielen Stellen Fußnoten mit Erklärungen und Kommentaren für die deutschen Leser einfügt. Dies ist nicht ungewöhnlich für Übersetzungswerke des späten 18. Jahrhunderts, ist aber auch typisch für die Arbeitsweise Georg Forsters. Seine eigenen Übersetzungen von Reiseberichten, besonders Cooks dritte Entdeckungsreise, enthalten eine Vielzahl von Erklärungen, Anmerkungen, Verbesserungen und weiterführenden Überlegungen, mit denen er das Werk für die deutschen Leser anreichert. Dabei betont Forster seine Position als erfahrener Naturforscher und welterfahrener Reisender und zieht nicht selten die Aussagen des Originalautors in Zweifel oder sogar ins Lächerliche.<sup>831</sup> Meta Wedekind gibt sich in ihren Anmerkungen deutlich zurückhaltender und beschränkt sich meist auf Erklärungen.

„Die Nation sollte die sogenannten rotten boroughs\*) auskaufen, da es doch eigentlich billig wäre, daß diejenigen, die diesen Handel treiben, von ihr zur Strafe gezogen würden.

\*) Faule Wahlflecken nenn die Engländer solche Oerter, wo die Wählenden so weit ausgestorben sind, daß es ein leichtes ist, sich durch Bestechung einiger weniger eine Majorität der Stimmen zu sichern. Solche Flecken sind zumal in Cornwall häufig.“<sup>832</sup>

Erklärungen wie diese zeugen von einer politischen Landeskunde, die man eher Georg Forster zugetraut hätte. Da er jedoch nach eigenen Angaben an der Übersetzung nicht beteiligt war und sie auch nicht korrigiert hat, muss Meta Wedekind das Wissen aus der Sekundärliteratur zusammengetragen haben.

Gelegentlich nutzt sie die Anmerkung auch für eine Abschwächung von Paines Aussagen, vermutlich auch hier, um der Zensur zu entgehen. Sie positioniert sich dabei nicht gegen Paine, sondern gibt (vermeintliche) Erklärungen für seine radikalen Ansichten und bittet um Nachsicht des deutschen Lesepublikums:

„Gott sey dem Lande gnädig, dachte ich, es sey England oder irgend ein anderes Land, dessen Freiheiten durch deutsche Regierungsgrundsätze und Braunschweigische Prinzen geschützt werden sollen\*). [...]“

\*) Wir wissen, daß die Unterthanen des Hauses Braunschweig zu den glücklichsten in Deutschland gehören; allein der Verfasser konnte leicht in einem so fernen Lande, wie Amerika, die Namen der Fürsten verwechseln; und die

<sup>830</sup> Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 101 f.

<sup>831</sup> Vgl. z. B. Karolin Echarti, „Übersetzungen im späten 18. Jahrhundert – Kommunikation via Paratext“, in: Steffen Hölischer/Sune Erik Schlitte (Hrsg.), *Kommunikation im Zeitalter der Personalunion (1714–1837). Prozesse, Praktiken, Akteure*, Göttingen: V&R Academic 2014, S. 103-124.

<sup>832</sup> Paine, *Die Rechte des Menschen*, S. 162.

Hand aufs Herz, edler deutscher Leser! Sollte sich kein Original zu diesem Gemälde diesseits des Rheins finden?<sup>833</sup>

Ebenso wie Forster in der Vorrede bemüht sich Meta Wedekind hier, den direkten Angriff auf die braunschweigische Regierung abzuwehren, zu erklären und als Missverständnis darzustellen. Bemerkenswerterweise bedient sie sich nicht des Weglassens, einer durchaus üblichen Methode zur Umgehung solch gewagter politischer Aussagen. Sie arbeitet textgetreu, „verbessert“ nichts, weder durch Umformulierungen noch durch Auslassungen oder Erweiterungen. Alle zusätzlichen Anmerkungen und Erklärungen sind deutlich als solche zu erkennen und vom Ausgangstext getrennt. Auch darin gleicht ihre Übersetzung denen Georg Forsters, der zum Teil eine Vielzahl von zusätzlichen Anmerkungen einfügt, sie jedoch immer als solche kenntlich macht. Auch die direkte Ansprache der Leser und die Anregung zu einer weitergehenden gedanklichen Beschäftigung mit der Textaussage findet sich häufig bei Forster.

Obgleich Anmerkungen und Fußnoten bei vielen Übersetzungen üblich waren, liegt doch die Vermutung nahe, dass Meta Wedekind sich an Georg Forsters Übersetzungspraxis orientierte. Ihre ersten Übersetzungen hatte sie allein angefertigt und auch später arbeitete sie größtenteils eigenständig, doch konnte sie gerade in der „Mainzer Phase“ durch die unmittelbare Zusammenarbeit mit Georg Forster und dessen Korrekturen ihrer Texte ihre übersetzerischen Fähigkeiten weiter ausbauen und von Forster Gewohnheiten und Grundsätze übernehmen.

### 3.3.4.3 Romane

Die dritte und größte Gruppe von Übersetzungswerken besteht aus Romanen. Die erste Romanübersetzung wurde im Jahr 1790 veröffentlicht,<sup>834</sup> zu einer Zeit, als Meta Wedekind noch hauptsächlich mit Reiseberichten beschäftigt war und gerade erst die Zusammenarbeit mit Georg Forster begonnen hatte. „Die Bastille, oder Carl Townley, ein Mann von der großen Welt“ ist eine im Stil einer Autobiografie geschriebene Erzählung des Protagonisten Carl Townley über eine Rundreise von England über Paris, Italien, Belgien und die Niederlande zurück nach London. Das Werk erschien offenbar auch im Englischen anonym,<sup>835</sup> das Titelblatt gibt keine Hinweise auf den Autor oder den Übersetzer. Interessant an diesem Roman, der aus vier Teilen besteht, ist in erster Linie die Widmung, die dem ersten Teil vorangestellt ist:

<sup>833</sup> Ebd. S. 147.

<sup>834</sup> Von Schindel, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts* gibt als Datum für die Veröffentlichung von „Die Bastille“ das Jahr 1791 an. Die vorliegende Ausgabe stammt jedoch aus dem Jahr 1790.

<sup>835</sup> Das englische Original konnte leider nicht identifiziert werden.



„An Luise C..., gebohrne G...r.

Nimm, Freundin meiner Jugend! die kleine Weihe dieses Romans gütig auf; hoffentlich wird er Dir im Lesen eben so viel Vergnügen machen, als er mir im Übersetzen gemacht hat. Moral, wahre, natürliche Empfindung und angenehme Laune zeichnen ihn, wie mich dünkt, vortheilhaft aus, und er wird gewiß eine unschuldige und angenehme Unterhaltung für Leser seyn, die nicht an unnatürlicher Spannung der Einbildungskraft gewöhnt sind; oder ein schon verschrobnes Gefühl in Romanen noch mehr zu verschrauben suchen, wozu sie freilich in dem natürlichen, einfachen Gange meines Autors, der seine Sitten, Charactere und Situationen treu und Wahr nach dem Leben kopirt, keinen Stoff finden werden. [...]

Die Theilnahme und Freundschaft, die wohlwollende Unterstützung dieser wenigen genüge mir, und die Zeit, welche man sonst in meinen Jahren so gerne geselligen Freuden widmet, sey zwischen häuslichen Pflichten und anhaltenden Arbeiten getheilt. Diese Art von Beschäftigung ist zwar nicht meine eigentliche; allein sie ist mir zuweilen willkommene Erholung, und Erholung, wozu ich keiner fremden Hülfe bedarf<sup>836</sup>.

Es ist unklar, an wen genau diese Widmung adressiert ist.<sup>837</sup> In jedem Fall war es wohl eine Jugendfreundin, die den Kontakt zu Meta Wedekind auch nach ihrem Fortgang aus Göttingen aufrechterhielt. Am vorliegenden Roman lobt Meta Wedekind in ihrer Widmung die „Moral, wahre, natürlich Empfindung und angenehme Laune“. Er stelle eine „unschuldige und angenehme Unterhaltung“ für die Leser dar, „die nicht an unnatürlicher Spannung der Einbildungskraft gewöhnt“<sup>838</sup> seien. Damit bezieht sie sich vermutlich auf Schauerromane, die zu dieser Zeit äußerst beliebt waren und die sie auch selbst wenige Jahre später in großer Zahl übersetzte. Zu diesem Zeitpunkt jedoch propagiert sie die Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrhaftigkeit des Romans, der den Anschein einer Autobiografie erweckt. Ganz realistisch sieht sie das Werk als Unterhaltungsliteratur und in diesem Fall sogar in zweifacher Hinsicht: Neben der Unterhaltung für den Leser empfindet sie auch die Übersetzungstätigkeit als „Erholung“. Dies sei jedoch nicht ihre eigentliche Arbeit, betont sie. Letztere war zu diesem Zeitpunkt noch die Übersetzung von Reiseberichten, die sie mithilfe von Georg Forster anfertigte. Für den Roman jedoch bedurfte sie „keiner fremden Hülfe“, konnte ihn also unabhängig von Forster übersetzen. Für Meta Wedekind stellte die Romanübersetzung eine Tätigkeit dar, die ihr

<sup>836</sup> [Meta Wedekind,] Widmung „An Luise C..., gebohrne G...r.“, in: Anonym, *Die Bastille, oder Carl Townley, ein Mann aus der großen Welt*, Bd. 1, Leipzig: Fritsch 1790, S. II-VII.

<sup>837</sup> Auszuschließen ist zumindest, dass es sich bei „Luise C., gebohrne G...r.“ um eine Tochter von Professor Johann Christoph Gatterer handelt, vgl. Wolfgang Ollrog, „Johann Christoph Gatterer, der Begründer der wissenschaftlichen Genealogie“, in: *Archiv für Sippenforschung*, 47, 81/82:2 (1981), S. 1-140, hier S. 25-41 (V. Gatterers Kinder). Auch unter den anderen Professorenfamilien und Göttinger Amtsträgern konnte keine passende Familie ausgemacht werden.

<sup>838</sup> [Meta Wedekind,] Widmung „An Luise C..., gebohrne G...r.“.

ausgesprochen leicht von der Hand ging und die sie gut nebenher erledigen konnte.<sup>839</sup>

Die weitaus meisten Romane übersetzte Meta Wedekind im Jahr 1792. Zu dieser Zeit erwartete sie ihr zweites Kind, Adalbert. Noch war sie offiziell mit Johann Nikolaus Forkel verheiratet, das Kind jedoch stammte bereits von ihrem späteren Ehemann Johann Heinrich Liebeskind. Während ihrer Schwangerschaft zog sie sich nach Bamberg zurück, wo sie ihre Tage fast ausschließlich mit Übersetzen verbracht haben muss. Neun Werke, davon sechs Romane, wurden in diesem Jahr veröffentlicht – insgesamt 16 Bände. Carl W. von Schindel bemerkt bei seiner Auflistung dazu noch an, auch die im Jahre 1793 veröffentlichten drei Werke (zusammen neun Bände) seien bereits 1792 übersetzt worden.<sup>840</sup> Selbst wenn einige der Werke möglicherweise schon 1791 übersetzt oder zumindest begonnen wurden, ergibt dies eine bemerkenswerte Anzahl, die die Berichte über Meta Wedekinds Fähigkeit, praktisch simultan übersetzen zu können, zu bestätigen scheint.

Die Titel der geeigneten englischen Werke erhielt die Übersetzerin häufig von Georg Forster. So schreibt er beispielsweise am 11. August 1792:

„Soweit ich mich erinnern kann, l. M. heißt der eine neue verschriebene Roman Desmond, und ist, wo ich nicht irre von Mrs. Charlotte Smith. Der andere heißt The Castle of St. Vallery; von wem, weis ich nicht mehr. Auch wie stark sie sind weiß ich nicht; denn so wie ein Titel im London Chronicle erscheint, der nur halb weges etwas verspricht, so verschreibe ich gleich, ohne erst die Reviews abzuwarten.“<sup>841</sup>

Forster macht hier deutlich, dass er bei der Suche nach Romanen, die zur Übersetzung geeignet erscheinen, keine Zeit verliert. Sobald er von einem Titel hört bzw. liest, gibt er diesen an Meta Wedekind weiter, ohne auf die Rezensionen zu warten. Wie bei den Werken der Reiseliteratur war auch bei den populären Romanen schnelle Reaktion und Arbeit notwendig, um die Übersetzung als Erste(r) liefern zu können. Und ebenso wie bei den Reiseberichten funktionierte auch hier die Zusammenarbeit ausgesprochen gut: Georg Forster hatte ständig einen Blick auf neue englische Veröffentlichungen, gab die Informationen sofort weiter, Meta Wedekind übersetzte zügig. Das Vorwort zu „Desmond“ von Charlotte Smith stammt vom 20. Juni 1792. Wann genau das Werk auf den Markt kam, ist nicht mehr festzustellen, aber bereits am 11. August berichtet Georg Forster Meta Wedekind davon. Es

<sup>839</sup> Über ihre genauen Lebensverhältnisse zu dieser Zeit ist wenig bekannt. Sie war zwar häufig bei den Forsters anzutreffen, lebte aber vermutlich in einem eigenen Haushalt in Mainz. Spätestens nach der Geburt ihres zweiten Kindes 1792 (der erste Sohn, Gottlieb, war nach der Trennung bei seinem Vater Johann Nikolaus Forkel verblieben) muss die Hausarbeit und Kinderversorgung einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit in Anspruch genommen haben.

<sup>840</sup> Von Schindel, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*, S. 316 (Liebeskind (Margarethe)).

<sup>841</sup> Georg Forster an Meta Wedekind (Forkel), 11.08.1792. Bayerische Staatsbibliothek München, J. Schereriana VIII; auch: *Georg Forsters Werke*, Bd. 17 (Briefe 1792–179), S. 158 (Nr. 86).

kann also wenig mehr als ein Monat nach der englischen Veröffentlichung vergangen sein, bis die Nachricht davon bei der zukünftigen Übersetzerin eintraf. Leider ist nicht nachzuvollziehen, wie Meta Wedekind an das englische Original gelangte. Aus Forsters Formulierung ist zu schließen, dass er das Buch nicht mitsandte und dies auch nicht vorhatte. Offenbar war sie für die Beschaffung selbst zuständig, es scheint ihr genügt zu haben, von Georg Forster die Titel genannt zu bekommen. In jedem Fall muss Meta Wedekind wiederum recht schnell mit der Übersetzung begonnen und diese zügig vollendet haben, denn bereits im folgenden Jahr (1793) wurde „Desmond, eine Geschichte in Briefen“ in Hamburg veröffentlicht.

Wie bei den meisten ihrer Übersetzungen, wurde auch hier Meta Wedekind nicht als Übersetzerin genannt. In diesem Fall wird der Name nicht einfach nur verschwiegen, sondern sie selbst erweckt durch ihre „Vorrede des Übersetzers“, den Eindruck, es handle sich dabei um einen Mann. Ein Grund dafür könnten die in ihrer Vorrede geäußerten politischen Ansichten sein. Diese wären, von einer Frau geäußert, vermutlich entweder nicht ernstgenommen oder als unangemessen kritisiert worden. Sie zeigt hier aber bemerkenswerterweise eine sehr viel realistischere Sichtweise auf die politischen Unruhen und besonders die Ideale der Französischen Revolution als die Verfasserin des Originals und auch ihr guter Freund Georg Forster. Dieser trat im November 1792 dem Mainzer Jakobinerclub bei und wurde eine der Schlüsselfiguren der Mainzer Republik. Ende März/Anfang April wurde Forster als Abgeordneter des Nationalkonvents nach Paris entsandt, wo er den Beginn der Schreckensherrschaft miterlebte. Wenn er auch die Gewalt ablehnte, distanzierte er sich nicht von den Idealen der Revolution, sondern zeigte sich erst während seines Aufenthalts in Paris resigniert und enttäuscht von der politischen Arbeit.<sup>842</sup>

Charlotte Smith schickt ihrem ersten Briefroman eine recht lange Vorrede voraus. Darin äußert sie zunächst Unsicherheit darüber, wie ihr Werk bei der Leserschaft, die bisher andere Schriften von ihr gewohnt war, ankommen werde. Besonders der politische Aspekt des Romans, der sich mit der Französischen Revolution auseinandersetzt, werde vermutlich von einem Teil des Publikums negativ aufgenommen. Dabei habe sie lediglich verschiedene politische Meinungen, die sie in der vergangenen Zeit gehört habe, ihren Figuren in den Mund gelegt.

„[W]enn nun diejenigen, welche zu Gunst der einen Parthey sind, augenscheinlich das Übergewicht haben, so ist solches keineswegs meiner parthey-

---

<sup>842</sup> „Ich habe aus der Erfahrung gefunden, daß mein Charakter, meine Grundsätze, meine Liebe zur Tugend und Vernunft mich nicht sehr geschickt für eine politische Laufbahn machen, wo es so viel Doppelzüngigkeit (duplicity) und List bedarf, und wo man so oft gezwungen ist, bei Führung der politischen Angelegenheiten, von seinen Grundsätzen abzuweichen... Wenn ich jetzt meine gegenwärtige Lage verlasse, so ist es mein fester Vorsatz, nie mehr thätigen Antheil an politischen Reformen, Konstitutionen und Regierungen zu nehmen; sondern es ändern zu überlassen, sich in Dinge zu mischen, wobei ich nicht fand, was ich erwartete, und die, meines Erachtens, reine und friedliche Wirkung der Vernunft, ohne Einmischung von Gewaltsamkeit seyn sollten.“ Georg Forster an Thomas Brand, 12.08.1793, *Georg Forsters Werke*, Bd. 17 (Briefe 1792–1794), S. 419 (Nr. 215).

ischen Darstellung, sondern der siegenden Kraft der Wahrheit und Vernunft, die weder verändert noch verborgen werden kann, zuzuschreiben.“<sup>843</sup>

Damit stellt sie sich jedoch eindeutig auf die Seite der Revolutionsanhänger. Gleich darauf fährt sie fort:

„Aber Weiber, sagt man, sollen sich nicht um Staatssachen bekümmern! – Ey warum nicht? – Nehmen sie keinen Antheil an den Auftritten, die um ihnen vorgehen, worinn ihre Väter, Brüder, Gatten, Söhne oder Freunde verwickelt sind? – Erwartet man nicht von ihnen, selbst bei der gewöhnlichsten Erziehung, daß sie einige Kenntniß von der Geschichte erlangen? Wenn sie aber von dem was vorgeht kein Urtheil fällen sollen, so ist es auch ziemlich unnütz, daß sie von dem unterrichtet werden, was vorgegangen ist – in einer Welt, wo man ihre Geisteskräfte so herabwürdigt; wo man sie, wenn sie einige Kenntnisse haben, verschreiet, als ob sie männliche Einsichten zu haben affectiren; und wenn sie keine haben, sie als unbedeutende mit Kleinigkeiten sich beschäftigende Geschöpfe verachtet.

Man glaubt, daß Kenntnisse, welche ein Frauenzimmer in den Stand setzen, von etwas anderm als den gewöhnlichsten kleinlichsten Gegenständen zu reden und zu schreiben, nicht ohne große Schwierigkeiten und nur mit Aufopferung häuslicher Pflichten erworben werden können – Und doch kann ich dreiß [sic] sagen, daß ich nicht bei der Verletzung, sondern bei der Beobachtung dieser Pflichten Schriftstellerin geworden bin, und die Umstände, welche mich zum Schreiben gezwungen, mich mit den Auftritten des Lebens, und den Verschiedenheiten der Charactere, die ich sonst nie gesehen haben würde, bekannt gemacht haben. Freilich bin ich auch leider durch unmittelbare Beobachtung in den Stand gesetzt worden.“<sup>844</sup>

Smiths vehementer Einsatz für Frauenrechte und -bildung ist zu einem großen Teil in ihrer Biografie begründet. So litt sie unter einem verantwortungslosen Ehemann und unter ihrer eigenen Rechtlosigkeit als Frau in allen geschäftlichen Dingen. Da ihr und ihren Kindern ein ihnen zugedachtes Erbe nicht ausgezahlt wurde, veröffentlichte sie eine Reihe von Romanen, die auf dem Buchmarkt sehr erfolgreich waren. Allein durch ihre schriftstellerische Arbeit konnte sie ihre Familie ernähren und musste diese Tätigkeit auch noch fortführen, als sie bereits unter schweren gesundheitlichen Problemen litt.

Meta Wedekind greift das Thema Frauenrechte in ihrer Übersetzervorrede nicht auf, doch positioniert sie sich zur Französischen Revolution und setzt damit Smiths Forderung nach der weiblichen Beschäftigung mit politischen Aspekten in der Praxis um. Gleichzeitig ist ihre Entscheidung, sich dabei nicht als Frau erkennen zu geben, ein Beleg für die von Smith angesprochenen gesellschaftlichen Vorurteile

<sup>843</sup> Charlotte Turner Smith, *Desmond: eine Geschichte in Briefen*, 3 Bde., Hamburg: Hoffman 1793, Vorrede [der Autorin].

<sup>844</sup> Ebd.

und Abneigungen gegenüber politisch interessierten Frauen. Als „der Übersetzer“ schreibt Meta Wedekind:

„Die beste Widerlegung jenes schönen Traums, den so mancher Menschenfreund anfangs mit zu träumen geneigt war, giebt die spätere Erfahrung. Sie liefert uns die traurigen Beweise von den schiefen Auslegungen, die man von den Grundsätzen gemacht hat, denen man, da sie zuerst aufgestellt wurden, seine Bewunderung nicht versagen konnte, obgleich sich dem Welt- und Menschenkenner schon damals die Besorgnis aufdrängte, die Ausführung derselben ins Gebiet der frommen Wünsche versetzen zu müssen.

Ich glaube daher, daß auch selbst der für die gute Sache so warme Desmond jetzt schon eingestehen wird, daß ihm nichts übrig sey, als es zu beklagen, daß die Ausführung des großen Plans seiner Anlage und den Erwartungen des theilnehmenden Publikums so wenig entsprochen habe, und eine Stelle Voltaires

Ne sentés [sentez] vous pas que ce qui est juste clair, evident, est naturellement respecté de tout le monde, & que des chimères ne peuvent pas toujours s’attirer la même veneration.

von der kältern Gegenparthey gebraucht werden könne, um ihrer Behauptung noch mehr Gewicht zu geben.“<sup>845</sup>

Während Georg Forster in Paris noch an die Revolution glaubte, gibt sich Meta Wedekind hier bereits deutlich kritischer. Sie zeigt zwar Sympathien für die freiheitlichen Ideale, kritisiert aber nicht nur deren Umsetzung, sondern impliziert auch, sie habe bereits früh geahnt, dass sie in der Realität nicht umsetzbar seien. Ob letzteres der Wahrheit entspricht, ist schwer festzustellen; zumindest hatte sie sich von Thomas Paines „Rights of Man“ begeistert gezeigt und die Übersetzung verteidigt. Noch vor dem Höhepunkt der französischen Schreckensherrschaft 1793/1794 begann sie offensichtlich, die Situation differenzierter zu betrachten.

Meta Wedekind distanziert sich in der Übersetzervorrede explizit von den Aussagen der Romanfiguren:

„Das Publikum ist schon gewohnt, den dramatischen Schriftsteller von den Grundsätzen frei zu sprechen, die er seinen Personen in den Mund legt: sollte ein Übersetzer sich denn nicht eine gleiche Billigkeit von seinen Lesern versprechen dürfen?

Er fürchtet daher um so weniger, daß man die von ihm hier treu übersetzte hin und wieder mit verführerischem Schimmer aufgestellte Bemerkungen über die französische Staatsumwälzung für sein politisches Glaubensbekenntniß ansehen werde, wenn er gleich den Text durch keine berichtigende Note zu unterbrechen sich erlaubte.“<sup>846</sup>

---

<sup>845</sup> Ebd. Vorrede des Übersetzers.

<sup>846</sup> Ebd.

Eine Abschwächung der Aussagen Charlotte Smiths zur Umgehung der Zensur ist als Grund für diese ausdrückliche Distanzierung denkbar. Möglicherweise verspürte sie auch persönlich das Bedürfnis, ihre politische, inzwischen offenbar revolutionskritische, Meinung deutlich zu machen. Als Übersetzerin, die den Text „treu“ übersetzen und nicht inhaltlich verändern wollte, blieb ihr dafür nur der Paratext, beispielsweise Vorworte oder Anmerkungen. Ebenso wie die Autorin ihre Vorrede nutzt, um sich bei aller Verleugnung einer politischen Tendenz gleichzeitig für die Rechte der Frauen einzusetzen, nutzt die Übersetzerin wiederum ihre eigene Vorrede zur kritischen Auseinandersetzung mit den politischen Aspekten des Haupttextes. Im Gegensatz zur Autorin gibt sie sich dabei jedoch weder namentlich noch als Frau zu erkennen und äußert dementsprechend ihre politische Meinung sehr viel freier und deutlicher als sie dies wohl als (namentlich genannte) Übersetzerin gewagt hätte. In jedem Fall wird hier deutlich, dass sie trotz der engen Zusammenarbeit und Freundschaft mit Forster dessen politische Ansichten nicht einfach übernahm, sondern sich ihre eigene Meinung bildete und diese auch vertrat.

Wie „Desmond“ stammen fast alle der übersetzten Romane von Autorinnen. Die „gothic“ und „sentimental novel“ war ein vorwiegend weibliches Betätigungsfeld und gerade um die Jahrhundertwende ein äußerst beliebtes Genre. Auch die Leserschaft bestand hauptsächlich aus Frauen. Dass Werke dieses Genres auch von Frauen übersetzt wurden, scheint keine große Verwunderung hervorgerufen zu haben – im Gegensatz zu beispielsweise geschichtlichen oder politischen Werken, wie die Rezension zu „Leben des Samuel Johnson“ belegt (mehr dazu in Kapitel 3.3.6). Meta Wedekind wählte dieses Genre aber vermutlich deshalb, weil eine große Nachfrage nach Romanen herrschte und es aus dem englischsprachigen Raum ständig „Nachschub“ an neuen Werken gab. Auch stellten die Werke sie sprachlich vor keine große Herausforderung und ließen sich daher schnell und ohne fremde Hilfe übersetzen. Georg Forster beschränkte sich bei den Romanen auf die Übermittlung von Titeln neuer englischer Werke; an den Übersetzungen selbst war er in keiner Weise beteiligt. Doch nicht alle Romane wurden von Forster vermittelt. Marie-Luise Spieckermann geht davon aus, dass Meta Wedekind auch selbst Rezensionsmagazine las. So finden sich in Johann Nikolaus Forkels Bibliothek die Rezensionsorgane *The Monthly Review* und *The Critical Review*, jeweils für April bis Dezember 1790.<sup>847</sup> Dieses Jahr verbrachte Meta Wedekind in Göttingen,<sup>848</sup> hatte jedoch bereits mit dem Übersetzen für Georg Forster begonnen. In den erwähnten Nummern werden mehrere Romane besprochen, die Meta Wedekind später übersetzte, beispielsweise „Euphemia“ und „Sicilian Romance“.<sup>849</sup> Ein Zusammenhang scheint wahrscheinlich. Auch dass nur diese wenigen Ausgaben der beiden Magazine in der Bibliothek enthalten sind, spricht dafür, dass sie von oder für Meta Wedekind angeschafft und

<sup>847</sup> Spieckermann, „Dorothea Margarete Liebeskind“, S. 153 f.

<sup>848</sup> Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 254.

<sup>849</sup> Beide im *Monthly Review* 1790, Vol. III, September-Dezember.

nur von ihr genutzt wurden. Nach Andreas Waczkat's Forschung zu urteilen, war Johann Nikolaus Forkel selbst kaum an englischsprachiger Literatur interessiert.

### 3.3.5 Ehe und Zusammenarbeit mit Johann Heinrich Liebeskind

Im Zuge der Auflösung der Mainzer Republik durch die preußischen Truppen wurden viele Angehörige des Jakobinerclubs festgesetzt. Auch Meta Wedekind, ihre Mutter, ihre Schwägerin sowie Caroline Böhmer, geb. Michaelis, die sich ebenfalls gerade in Mainz aufhielt, wurden festgenommen und auf der Festung Königstein gefangen gehalten. Caroline Böhmer hielt man fälschlicherweise für die Ehefrau von Georg Böhmer, einem führenden Mainzer Jakobiner. Meta Wedekind, ihre Mutter und ihre Schwägerin waren unter den Gefangenen, weil Georg Wedekind zu den Gründungsmitgliedern des Jakobinerclubs gehörte und inzwischen aus Mainz geflohen war. Durch die Festsetzung seiner Mutter, Ehefrau und Schwester hoffte man wohl, seine Rückkehr erzwingen zu können. Nach dreieinhalb Monaten und mehreren Interventionen durch Bekannte und Angehörige wurden die Frauen – bis auf Georg Wedekinds Ehefrau – Mitte Juli 1793 entlassen. Zu dieser Zeit hatte Meta Wedekind bereits einen Sohn mit dem damaligen Studenten Johann Heinrich Liebeskind, den sie bei einem Aufenthalt in Göttingen kennengelernt hatte. Im Februar 1794 wurde die Ehe zwischen Meta und Johann Nikolaus Forkel geschieden. Das Urteil erlaubte zunächst nur Johann Nikolaus Forkel eine Wiederverheiratung, nicht aber seiner geschiedenen Frau. Meta Wedekind erhielt jedoch auf Bitten beim Landesgericht ebenfalls die Erlaubnis zu einer erneuten Eheschließung und heiratete kurz darauf Johann Heinrich Liebeskind. Das Paar war bereits kurz nach Metas Entlassung aus der Haft nach Riga gereist, wo Liebeskind seinen Dienst als Konsulent antrat. 1794 erhielt er eine Anstellung als Kriminalrat in Königsberg.

„So lebhaft mein Geist auch ist, so hat die Natur mir doch unverkennbar einen Fingerzeig gegeben, es allein in häuslicher, stiller Wirksamkeit zu suche, und wenn gleich hie und da eine Beschäftigung jener Art noch vielen Reiz für mich hat, so neigt sich doch nach diesem Ziel mein eifrigstes Bemühen hin, und die frühe Bekanntschaft mit meinem Freunde, sein Charakter, sein ganzes Wesen haben mich immer mehr darauf geführt, was ich anfangs als Neigung empfand, zur bestimmten Richtschnur meines Lebens zu wählen.“<sup>850</sup>

Diese Zeilen, die Meta Wedekind im Oktober 1795 an ihre Freundin Elisabeth Stägemann schrieb, zeigen ihre augenscheinliche Abkehr von der Übersetzungsarbeit. Zwar gesteht sie ein, dass „eine Beschäftigung jener Art“ noch reizvoll sei, jedoch sehe sie ihre Zukunft eher in der „häuslichen, stillen Wirksamkeit“.

Tatsächlich finden sich aus der Zeit ihrer zweiten Ehe noch mehrere Übersetzungen englischer Romane. Auch wenn möglicherweise die Übersetzungswerke aus

<sup>850</sup> Meta Liebeskind an Elisabeth Stägemann, 17.10. (vermutlich 1795). Dorow, *Stägemann, Erinnerungen für edle Frauen*, Bd. 1, S. 51.

dem Jahr 1795 bereits früher übersetzt und erst mit Verzögerung veröffentlicht wurden, so gibt es doch noch mehrere Übersetzungen aus den Jahren 1797–1799, die während ihrer Ehe entstanden sein müssen. So erschien beispielsweise das Original von Charlotte Turner Smiths „Marchmont“ erst 1796, Ann Radcliffes „The Italian“ 1797. Beide Werke wurden jeweils nur ein Jahr später in Meta Wedekinds Übersetzung veröffentlicht. Auch zu dieser Zeit muss sie noch ausgesprochen schnell gearbeitet und einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit auf die Übersetzungsarbeit verwandt haben. Nach 1799 sind keine Übersetzungen mehr unter Wedekinds Namen überliefert. Dies mag auf die häusliche Situation zurückzuführen sein. 1798 hatte sie sowohl ihr viertes Kind, Friedrich, geboren, als auch ihre einzige Tochter, Antonia, verloren.

Interessant sind jedoch nicht nur Meta Wedekinds nachgewiesenen eigenen Arbeiten, sondern auch die Veröffentlichungen ihres Ehemannes Johann Heinrich Liebeskind, insbesondere seine *Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Theil von Teutschland, Preußen, Kurland und Liefland, während des Aufenthalts der Franzosen in Mainz und der Unruhen in Polen* von 1795. Darin berichtet Liebeskind ausführlich über die Situation der Gefangenen auf der Festung Königstein. Die Darstellung im Buch macht Liebeskind zu einem Zeugen der Umstände, die er durch Besuche auf der Festung kennenlernte. Sein enges Verhältnis zu einer der weiblichen Gefangenen wird nicht thematisiert.

„Unter den Gefangenen auf Königstein befanden sich auch Personen des anderen Geschlechts. Nachdem sie etliche Wochen, ohne verhört zu werden, in einem noch so ziemlich leidlichen Gefängnis gesessen hatten, wurde ihnen endlich gesagt, daß sie, als Geißeln für die von ihren Verwandten nach Bedford geschickten Mainzischen Geißeln, hier bleiben müßten. Ich begreife schlechterdings noch jetzt nicht, wie es möglich war, sie aus diesem Gesichtspunkt betrachten zu können. Die Teutschen setzen widerrechtlicher Weise teutsche Frauen, die man weder einer Theilnahme an den französischen Angelegenheiten überwiesen, noch einmal beschuldigt hatte, als Geißeln auf die Festung, um mainzische Bürger, welche die Franzosen nach Frankreich als Geißeln geschickt hatten, gegen sie (gegen teutsche Frauen!) auszuwechseln!“<sup>851</sup>

Liebeskind ist die Wut über die Inhaftierung der Frauen anzumerken. Dass eine der Gefangenen seine spätere Frau war, verschweigt er wohl vor allem wegen des bereits im Jahr zuvor geborenen gemeinsamen unehelichen Kindes. Die Verbindung mit der zu diesem Zeitpunkt noch mit Johann Nikolaus Forkel verheirateten Meta war nicht dazu geeignet, in einem derartigen Werk erwähnt zu werden.

---

<sup>851</sup> Johann Heinrich Liebeskind, *Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Theil von Teutschland, Preußen, Kurland und Liefland, während des Aufenthalts der Franzosen in Mainz und der Unruhen in Polen*, Strassburg 1795, S. 84 f.



Es liegt jedoch nahe, dass es sich bei den Darstellungen nicht allein um Johann Heinrich Liebeskinds Erinnerungen handelt, sondern dass auch Meta Wedekind an dem Werk mindestens beratend beteiligt war. Sie hatte immerhin die Situation in Mainz durch den engen Kontakt zu ihrem Bruder und zu Georg Forster noch sehr viel unmittelbarer erlebt. Auch die Beschreibungen der Haftumstände stammen sicherlich zumindest teilweise von ihr. Zudem sind in den „Rückerinnerungen“ zwei englischsprachige Briefe von Georg Forster in einer deutschen Übersetzung abgedruckt, die dieser an einen „Freund“ schickte. Bei dem Freund handelte es sich wohl um den Engländer Thomas Brand.<sup>852</sup> Forster hatte ihn in England kennengelernt und sich bereiterklärt, ihn als Hausgast mit nach Mainz zu nehmen<sup>853</sup>, und korrespondierte auch aus Paris noch mit ihm.<sup>854</sup> Die Briefe oder Kopien der Briefe erhielt Liebeskind vermutlich von Brand persönlich. Möglicherweise hielt seine Frau den Kontakt mit ihm, da sie ihn aus der gemeinsamen Mainzer Zeit kannte. In jedem Falle ist es wahrscheinlich, dass die Übersetzung der Briefe von Meta Wedekind stammt.

Abgesehen von den „Rückerinnerungen“ veröffentlichte Liebeskind noch einige Abhandlungen über die deutsche Flöte – Liebeskind galt selbst als großer Flöten-Virtuose –, in denen sich einige französische Zitate mit Übersetzungen finden. Auch hier ist anzunehmen, dass Meta Wedekind, die sowohl mit Übersetzungen aus dem Französischen als auch – durch ihre Arbeit für Nikolaus Forkel – mit musikwissenschaftlichen Übersetzungen bereits Erfahrungen hatte, ihn zumindest unterstützte.

Neben diesen Übersetzungsarbeiten beanspruchte die Familie in Meta Wedekinds zweiter Ehe aber wohl tatsächlich einen großen Teil ihrer Zeit. Mit Johann Heinrich Liebeskind bekam sie nach Adalbert (\*1792) noch vier weitere Kinder. Die 1794 geborene Tochter Antonia wurde nur vier Jahre alt, die drei Söhne Friedrich (\*1798), Ferdinand (\*1800) und Heinrich Ludwig (\*1802) jedoch erreichten, ebenso wie Adalbert und Carl Gottlieb, der Sohn aus ihrer Ehe mit Johann Nikolaus Forkel, das Erwachsenenalter.

Nach Johann Heinrich Liebeskinds Anstellungen in Riga und Königsberg zog die Familie 1797 nach Bayern. Auf Ansbach und Bamberg folgten fast 20 Jahre in München. Ab 1827 wechselte Liebeskind mehrfach zwischen Anstellungen in Ansbach, Landshut und zuletzt Eichstätt. Meta Wedekind unternahm Reisen und Besuche bei Therese Heyne, inzwischen verheiratete Huber, und Caroline Michaelis, inzwischen verheiratete Schelling. Die Briefe Therese Heynes an Meta Wedekind zeugen von einem freundschaftlichen Verhältnis der beiden Frauen noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Dabei spielten die gemeinsamen Erinnerungen an Mainz wohl eine wichtige Rolle:

---

<sup>852</sup> *Georg Forsters Werke*, Bd. 17 (Briefe 1792–1794), S. 386 (Nr. 203), S. 419 (Nr. 215), S. 736 (Erläuterungen zu Nr. 203).

<sup>853</sup> Uhlig, *Georg Forster*, S. 259. Thomas Brand, 20<sup>th</sup> Baron Dacre (1774–1851) lebte von Juli 1790 bis Dezember 1792 bei Forster in Mainz, vgl. *Georg Forsters Werke*, Bd. 17 (Briefe 1792–1794), S. 853.

<sup>854</sup> Uhlig, *Georg Forster*, S. 335.

„Wenn ich einen anderen Grund habe Ihnen zu schreiben als den daß wir Sie recht herzlich bitten zu uns zu kommen so [?] mich der Welt! [...] Wir sehen uns ja jung nicht wieder, und mir ists als ob ich nichts mehr in der Welt mehr verschieben sollte Wenn Sie kommen wollen wie vielerlei Paginen durch gehen – Briefe aus alten Zeiten, von der Schelling, von Forster – wir wollen uns die Vergangenheit vergegenwärtigen – ich mögte einmal wieder in die Jugend zurück.“<sup>855</sup>

Ab Herbst 1815 setzte Meta Wedekind ihre Fremdsprachenkenntnisse erneut ein. In einem Brief an Helmina von Chézy berichtet sie, sie erteile nun Englischunterricht, um „im Nothfall wieder eine Erwerbsquelle zu bahnen und zu den Kosten für die Studienjahre unserer Söhne beizutragen, die unsere Kräfte übersteigen.“<sup>856</sup> Die hohen Studien- und Ausbildungskosten für mehrere Söhne (Friedrich studierte seit 1815 Jura in Landshut, Adalbert und Ferdinand schlugen eine ebenfalls kostspielige militärische Laufbahn ein, der jüngste Sohn Heinrich Ludwig sollte bald ein Universitätsstudium beginnen<sup>857</sup>) ließen Meta Wedekind wieder eine Erwerbstätigkeit aufnehmen. Zum zweiten Mal erwiesen sich ihre fundierten und mittlerweile vertieften Englischkenntnisse als Möglichkeit, sich und ihrer Familie in Zeiten finanzieller Engpässe einen wichtigen Zuverdienst zu sichern.

### 3.3.6 Übersetzungsweise und Kritik

Die Reaktionen der Literaturkritiker auf Meta Wedekinds Übersetzungen waren durchwachsen. In der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ (A.L.Z.) erschien eine Reihe von Rezensionen, sowohl zu ihren Romanübersetzungen als auch zu den Reisebeschreibungen. Während bei einigen Werken dem Rezensenten die Übersetzerin namentlich bekannt war – zumindest wird erwähnt, es handele sich um eine Frau –, wurden bei anderen Georg oder Reinhold Forster als Übersetzer angenommen. Die meisten Werke waren jedoch offenbar auch für den Rezensenten keinem konkreten Übersetzer zuzuordnen.

Häufige Kritikpunkte in den Rezensionen sind „Nachlässigkeit“ bei der Übersetzung und „undeutsche“ Formulierungen. Dies betrifft besonders die Romane, von denen Meta Wedekind mehrere pro Jahr übersetzte. Offensichtlich ging die schnelle Arbeit oft zu Lasten der Genauigkeit, sodass immer wieder „falsche Freunde“ und ein vom Englischen beeinflusster Satzbau im Deutschen zu finden sind. So schreibt der Rezensent zu „Eine einfache Geschichte“:

„Der Stil ist zwar in einzelnen Ausdrücken ziemlich von Anglicismen frey, allein der etwas steife, schwerfällige Periodenbau verräth doch auf allen Seiten, daß man eine Übersetzung, und zwar eine Übersetzung aus dem

<sup>855</sup> Th. Huber an M. Liebeskind (Wedekind) 1813. BSB München, J. Schereriana VIII.

<sup>856</sup> Brief vom 30. Januar 1816 an Helmina von Chézy, CH 2, Jagiellonska. Zitiert nach Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 227.

<sup>857</sup> Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 227.

Englischen liest. Zum Beweis können wir den ersten Satz anführen, der uns in die Hände fällt. ‚Aber selbst in diesem Zeitpunkte der Gefahr, [...] konnten alle Bitten seiner liebsten, vertrautesten und verehrtesten Freunde ihn nicht bewegen, die Vergebung seiner Gattin auszusprechen, oder seine Tochter vor ihn bringen zu lassen, um seinen letzten Seegen zu empfangen.‘ Das ist englisch Deutsch. Es mußte nothwendig heißen: ‚sie vor sich bringen, und seinen letzten Seegen empfangen zu lassen.‘ Auch so wäre es noch sehr steif, aber doch deutsch. Die Engländer brauchen die Construction mit dem Accusativ und Infinitiv sehr häufig da, wo sie im Deutschen ganz fremd klingen würde. ‚Ich fürchte [sic], Sir, sie begingen ein großes Versehen, der Miß W. dies Buch wegzunehmen.‘ Besser: Sie thaten sehr Unrecht, daß Sie M. W. dieß Buch wegnahmen. – Sonderbar ist auch gesagt: ‚In dem kleinen Umfange eines Herzens eine Last von Thorheit sehen u. s. w.‘<sup>858</sup>

Zu „Euphemia“ heißt es:

‚Von der Übersetzung können wir nicht so günstig urtheilen. Sie geht dem Original zu ängstlich auf de Fuße nach, copirt selbst den Bau der Perioden und jede einzelne Wendung. Dies mußte der Schreibart nothwendig ein steifes, gesuchtes Wesen geben, das bey der Briefform eine doppelt üble Wirkung thut. Z. B. I Th. S. 17.: ‚Sie ließ auf diesen ersten Streich viele andern von eben der Art folgen, die langweilig aufzuzählen seyn würden u. s. w.‘ S. 122. ‚Hr. N., der ohne Zweifel vorher sah, daß ich mich diesem Plane widersetzen würde, würdigte mich nie dabey zu Rathe zu ziehen.‘<sup>859</sup>

Auch in den „Denkwürdigkeiten aus Samuel Johnsons Leben“ entdeckt der Rezensent einige falsche Übersetzungen:

‚S. 199. heißt es, Dr. Burney habe an J. Eine Liste von Subscribenten zu seinem Shakspeare [sic] *aus Sorgfalt* geschickt. Im Englischen steht vermuthlich: *by his care*, d. i. die er besorgt, gesammelt hatte. So hätte auch S. 114, 200 und 201, Proposals nicht durch *Vorschläge*, sondern durch Unterzeichnungsplan, übersetzt werden sollen. S. 351. ‚Er hatte die Gewohnheit, gewisse Tage mit frommer *Abziehung* zu begehen.‘ *Abstraction* wäre hier besser durch *Einkehr in sich selbst* verdeutscht.<sup>860</sup>

Besser fallen die Rezensionen tendenziell bei Werken aus, die von Georg Forster überarbeitet oder korrigiert wurden, sowie bei den Übersetzungen, die Meta Wedekind offensichtlich mehr am Herzen lagen und bei denen sie sorgfältiger arbeitete. So urteilt der Rezensent über die Übersetzung von „Rights of Man“: „Wir haben solche mit dem Originale verglichen und treu gefunden.“<sup>861</sup> Über die „Geschichte

<sup>858</sup> Allgemeine Literatur-Zeitung, Jg. 1792, Bd. 3, Nr. 198, Sp. 214 f.

<sup>859</sup> A. L. Z., Jg. 1792, Bd. 2, Nr. 165, Sp. 639 f.

<sup>860</sup> A. L. Z., Jg. 1797, Bd. 4, Nr. 414, Sp. 816.

<sup>861</sup> A. L. Z., Jg. 1797, Bd. 2, Nr. 197, Sp. 759 f.

der Königin Elisabeth von England“ schreibt er: „Die Übersetzung ist gut, und scheint, getreu zu seyn.“<sup>862</sup> Auch Romane bekommen hin und wieder eine positive Bewertung: „Honorie Sommerville“ sei immerhin „eine ganz gute Verdeutschung eines ganz guten englischen Romans“.<sup>863</sup> Zu „Udolpho’s Geheimnisse“ heißt es sogar:

„Bei [Udolpho’s Geheimnisse] kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, daß über die Werke dieser fruchtbaren englischen Romanschreiberin ein besonders günstiges Verhängniß zu walten scheint, indem sie bisher immer guten Übersetzern und Übersetzerinnen in die Hände gefallen sind. Die malarische Schreibart des Originals ist so ungeschwächt übergetragen, daß keine ihrer sanftesten Farben etwas von ihrem milden Glanze verloren hat.“<sup>864</sup>

Interessanterweise – wenn auch vielleicht nicht überraschend – unterscheidet sich die Wortwahl tendenziell, je nachdem, ob dem Rezensenten bekannt ist, dass es sich um eine Übersetzerin handelt oder er von einem männlichen Übersetzer ausgeht. So wird an „Honorie Sommerville“ kritisiert, der Übersetzer sei „in neuen Wortbildungen“ „etwas zu kühn, und nicht immer glücklich“. Bei der „Skizze der Regierung Georg des Dritten“ habe „der Übersetzer [zuweilen] einen stärkern, fast zu harten, Ausdruck [gewählt]“. Dahingegen ist selbst positiven Bewertungen mitunter ein gewisses herablassendes Wohlwollen anzumerken, wenn die Übersetzung bekanntermaßen von einer Frau stammt: „Und da die Übersetzung im Ganzen Fleiß und Einsicht verräth, so kann man leicht einige kleine Mängel übersehen“.<sup>865</sup> Auch zeigt sich der Rezensent bei „Denkwürdigkeiten aus Samuel Johnson’s Leben“ überrascht, „daß sich ein Frauenzimmer mit dieser Arbeit beschäftigt[t]“.<sup>866</sup> Einem „Frauenzimmer“ scheint der Rezensent eher die Übersetzung von Romanen zuzutrauen, nicht aber Werke aus dem historisch-politischen Bereich. Insgesamt lässt sich jedoch keine Tendenz zu einer besseren oder schlechteren Gesamtbewertung erkennen, zumal die Gesamtzahl zu klein ist, um repräsentativ zu sein. Auch ist nicht erkennbar, wer die Rezensionen verfasst hat und ob es sich dabei immer um die gleiche Person oder unterschiedliche Rezensenten handelt.

Die Rezensionen zeigen jedoch, dass Meta Wedekind in der Lage war, äußerst gelungene Übersetzungen anzufertigen, wenn sie sich Zeit nahm und sorgfältig arbeitete. Ihre schnelle Arbeitsweise bei vielen der Romane, an denen sie vermutlich weniger inhaltliches Interesse hatte als an einigen der geschichtlichen Werke, führte jedoch immer wieder zu Ungenauigkeiten.

Wenn Monika Siegel urteilt, Meta Wedekind sei eine „kongeniale Übersetzerin“ gewesen,<sup>867</sup> so muss dies als Übertreibung angesehen werden. Sie war eine gute

<sup>862</sup> A. L. Z., Jg. 1791, Bd. 2, Nr. 104, Sp. 32.

<sup>863</sup> A. L. Z., Jg. 1795, Bd. 1, Nr. 34, Sp. 269.

<sup>864</sup> A. L. Z., Jg. 1795, Bd. 4, Nr. 296, Sp. 249 f.

<sup>865</sup> A. L. Z., Jg. 1797, Bd. 4, Nr. 414, Sp. 816.

<sup>866</sup> Ebd.

<sup>867</sup> Siegel, „Meta Forkel-Liebeskind und Georg Forster“, S. 103.

Übersetzerin, die ausgesprochen schnell arbeiten konnte und deshalb eine große Zahl von Übersetzungswerken in kurzer Zeit produzierte. Dabei unterliefen ihr aber auch Fehler, die zumeist der Eile geschuldet waren, hin und wieder wohl auch auf Unkenntnis zurückzuführen sind. Dass die Übersetzungen durch die Überarbeitung von Georg Forster gewannen, ist kaum verwunderlich. Zum einen ist eine Korrektur von Flüchtigkeitsfehlern und unglücklichen Formulierungen in jedem Fall hilfreich. Zum anderen verfügte Georg Forster durch seine Engländeraufenthalte auch über Englischkenntnisse, die zwangsläufig über die von Meta Wedekind, die das Englische eher passiv beherrschte und kaum Gelegenheit hatte, aktiv auf Englisch zu kommunizieren, hinausgingen. Dennoch muss sie über einen großen Wortschatz verfügt haben, der es ihr ermöglichte, quasi simultan zu übersetzen. Dafür sprechen gerade die „undeutschen“ Satzkonstruktionen. Auch wäre bei einer ständigen Konsultation von Wörterbüchern ein solch hohes Arbeitstempo kaum möglich gewesen.

Durch die Zusammenarbeit mit Georg Forster konnte sie ihre Englisch- und Übersetzungskennnisse erheblich vertiefen. Auch ist erkennbar, dass sie sich in einigen Aspekten der Übersetzungspraxis an seiner Arbeit orientierte. Wie Forster übersetzte auch sie „treu“ und war immer bestrebt, den Sinn ihrer Vorlage nicht zu verändern. Somit kommt, wie Marie-Luise Spieckermann bemerkt, ein eventueller weiblicher Schreibstil auch in der deutschen Übersetzung zur Geltung.<sup>868</sup> Auch nahm sie nur selten Kürzungen des Textes vor. Wenn sie es doch tat, wies sie meist in einer Vorrede darauf hin.<sup>869</sup> Außerdem nutzte sie, wenn auch seltener und weniger extensiv als Georg Forster, Vorreden und Anmerkungen, um sich mit dem Haupttext kritisch auseinanderzusetzen. In „Für junge Frauenzimmer...“ findet sich ein Kommentar zur richtigen Übersetzung eines englischen Wortes:

„Vorausgesetzt, daß Ihre Zurückziehung\*) durch Ihre Lage berechtigt ist [...] \*) Ich gebe gern zu, daß Zurückziehung kein recht wohlklingendes Wort für retreat (retraite) ist: allein ich gestehe, daß ich keines weiß, das den Sinn ganz umfaßt, und so bequem beinahe in allen Fällen zu gebrauchen ist, als der Engländer und Franzose dieses Wort brauchen. Stille, Einsamkeit drücken es zu Zeiten, aber nicht immer ganz genau aus.

Anm. d. Uebers.<sup>870</sup>

Reflexionen dieser Art, die sich auch in Georg Forsters Arbeiten bzw. Übersetzungen immer wieder finden, zeigen eine intensive Auseinandersetzung mit der Sprache, die über flüchtiges Simultanübersetzen hinausgeht.

<sup>868</sup> Spieckermann, „Dorothea Margarete Liebeskind“, S. 161. Spieckermann hat für einige Textstellen die deutsche Übersetzung der französischen, von einem männlichen Übersetzer verfassten, gegenübergestellt und dabei andere Schwerpunkte und Darstellungen erkennen können.

<sup>869</sup> Ebd. S. 160.

<sup>870</sup> [Isabella Howard], *Für junge Frauenzimmer, sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen, a. d. Engl. der Gräfin v. Carlisle, nebst einem Versuch der Übersetzerin über weibliche Delicatesse*, Leipzig: Jacobäer 1791, S. 86.

Georg Forster konnte sich durch seine Kommentare in Vorreden und Fußnoten auch bei Werken, die er „nur“ übersetzt hatte, am wissenschaftlichen Dialog beteiligen.<sup>871</sup> „Für junge Frauenzimmer...“ ist eines der wenigen Werke, das Meta Wedekind ähnlich wie Georg Forster als Diskussionsgrundlage für eigene Überlegungen und Sichtweisen nutzte und in dem sie als Übersetzerin deutlicher als sonst in Erscheinung trat. So kommentiert sie beispielsweise:

„Es ist vortheilhafter, mit Höhern, oder mit unsers Gleichen, als mit Gerin-gern umzugehn; weil jene nicht so viel Interesse dabey haben, un’sern Schwä-chen zu schmeicheln\*). [...]“

\*) Ein Grundsatz, der leicht gefährlich werden kann; wenn wir auch den Grund der Verfasserin gelten lassen, daß wir bei den Höhern seltner der Gefahr der Schmeichelei ausgesetzt sind, (welches doch lange noch nicht unbedingt richtig ist, denn auch dem Höhern kann ich mich durch Dienst oder gesellschaftliche Talente wichtig machen,) so laufen wir auf der anderen Seite Gefahr, einen gewissen Sklavensinn anzunehmen, und uns zu Duldungen zu gewöhnen, welche das seine Ehrgefühl schwächen; auch machen wir uns den Umgang von Personen aus niedrigern Klassen zu unschmackhaft, wenn wir ausschliessend in höhern Kreisen leben; sind verlegen und unbehäglich in ihrer Gesellschaft, wenn wir sie einmal nicht vermeiden können, und verlieren das Gefühl für ihren wirklichen Werth, weil wir jene feinere Politur und höhere Eleganz der Sitten, die wir uns zum Bedürfniß gemacht haben, an ihnen vermissen. – Wenn also dieser Rath einige Einschränkung leidet, so ist dafür der folgende Absatz desto unbedingt schöner, denn nichts entstellt einen weiblichen Mund mehr als jene wegwerfenden Benennungen.

A. d. Uebers.<sup>872</sup>

Hier zeigt Meta Wedekind, dass sie sich mit den Ratschlägen Lady Carlisles beim Übersetzen auch inhaltlich auseinandersetzte. Die Ratgebernatur des Werkes gab ihr die Möglichkeit, in Fußnoten den Originaltext zu kommentieren, zu ergänzen oder auch zu kritisieren. Bereits in ihrem Roman „Maria“ und in dem „Für junge Frauenzimmer...“ beigefügten Text „Über die weibliche Delicatesse“ hatte sie sich mit moralischen Fragen in Bezug auf weibliches Verhalten beschäftigt und so hatte sie auch hier einiges zu den angesprochenen Themen beizutragen. Zum Teil äußert sie sehr deutlich ihre gegenteilige Meinung:

„Den großen Nutzen, den Sie aus einem gut aufgeführten Trauerspiele schöpfen werden, ist, daß Ihr Mitgefühl für wirkliche Leiden rege gemacht\*), Ihre Eitelkeit im Glück unterdrückt, und Ihnen beherzte Geduld in Widerwärtigkeiten eingefloßt wird. [...]“

\*) Gerade hier wage ich das Gegenteil zu behaupten. Nur zu oft geht der, dessen Empfindbarkeit für Theaterleiden aufgeregt wurde, vor wirklichem

<sup>871</sup> Vgl. Spieckermann, „Dorothea Margarete Liebeskind“, S. 163.

<sup>872</sup> [Howard], *Für junge Frauenzimmer*, S. 16 ff.

Leiden vorüber, oder wendet sich wohl gar mit Ekel ab, weil sein verwöhntes Gefühl es hier nicht in so eleganter Gestalt als auf der Bühne vorgestellt sieht.

Anm. d. Uebers.<sup>6873</sup>

In solchen und ähnlichen Kommentaren konnte Meta Wedekind als Übersetzerin aus dem Schatten treten und durch die Nutzung des Paratexts sowie durch die Hinzufügung ihres eigenen Textes „Versuch über weibliche Delicatesse“ die Übersetzung ein Stück weit zu ihrem eigenen Text machen und eine autorenähnliche Position einnehmen. Zwar ist ihr Ton insgesamt etwas zurückhaltender („hier wage ich das Gegentheil zu behaupten“) als der, den Georg Forster in seinen Übersetzerkommentaren anspricht, sie nimmt bei diesem Werk jedoch eine ähnlich starke und selbstbewusste Übersetzerposition ein.

### 3.3.7 Auseinandersetzung mit dem weiblichen Rollenbild

Schon früh in ihrem Leben begann Meta Wedekind sich mit der Rolle der Frau in Ehe und Gesellschaft zu beschäftigen. Dies ist wohl auch auf ihre frühe Heirat mit dem sehr viel älteren Johann Nikolaus Forkel zurückzuführen, die sie in jungen Jahren bereits zu einer Ehefrau und Mutter machte. Die ersten veröffentlichten Zeilen Meta Wedekinds waren der „Originalbrief einer Mutter von 18 Jahren an eine Freundin“, der Ende 1783 im „hannoverschen Magazin“ erschien. Der Brief war an ihre Schwägerin Wilhelmine Wedekind, geb. Moeller, gerichtet und wurde angeblich von Forkel ohne Meta Wedekinds Wissen veröffentlicht. Der Brief erschien anonym, allerdings unterschrieben mit Metas Initialen M. F., sodass sie leicht zu identifizieren war.<sup>874</sup>

In den Zeilen setzt sich die Verfasserin – zu dieser Zeit Mutter eines andert-halb-jährigen Sohnes – mit der richtigen Kindererziehung auseinander. Sie zeigt sich dabei als Anhängerin der Rousseau'schen Pädagogik und plädiert für die „Natürlichkeit“ der Erziehung: „Mich dünkt, die gute Erziehung besteht hauptsächlich darin, unsrer Natur, so viel wie möglich zu folgen. Wir müssen nicht den eigenthümlichen Charakter des Kindes umzubilden suchen, sondern wir müssen ihn nur verhindern auszuarten.“<sup>6875</sup>

Bei aller Fortschrittlichkeit der Theorie Rousseaus ist für ihn klar, „daß die Frau besonders dazu geschaffen ist, dem Mann zu gefallen. Ob der Mann ihr umgekehrt gefallen soll, das ist von keiner so unmittelbaren Notwendigkeit. Sein Verdienst besteht in seiner Macht; er gefällt allein dadurch, daß er stark ist.“<sup>6876</sup> Dabei geht er

<sup>873</sup> Ebd. S. 80.

<sup>874</sup> Siegel, „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“, S. 42, Anm. 83. Vgl. auch Axel Fischer, *Das Wissenschaftliche der Kunst: Johann Nikolaus Forkel als Akademischer Musikdirektor in Göttingen* (Abhandlungen zur Musikgeschichte 27), Göttingen: V&R unipress 2015, S. 232 f. Fischer vermutet, dass Meta Wedekind das Werk nicht allein verfasste, sondern von Johann Nikolaus Forkel oder anderen zumindest beeinflusst wurde.

<sup>875</sup> Zitiert nach ebd. S. 43.

<sup>876</sup> Jean-Jacques Rousseau, *Emile oder Von der Erziehung*, München: Artemis & Winkler 1979, S. 467.

allerdings nicht von einer absoluten Machtlosigkeit der Frau aus, sondern sieht ihre „Waffen“ in ihren „Reizen“: „Ihre Macht liegt in ihren Reizen; durch sie muß sie ihn zwingen, seine eigene Kraft zu entdecken und sich ihrer zu bedienen“<sup>877</sup> und „[die Natur] will, daß [die Frauen] erkennen, daß sie ihren Geist wie ihre Gestalt pflegen. Dies sind die Waffen, die sie ihnen als Ersatz für die Kraft, die ihnen abgeht, und zur Lenkung der unsrigen gibt.“<sup>878</sup> Da die Natur Frauen und Männern somit unterschiedliche Rollen zugeordnet habe, warnt Rousseau vor gleicher Bildung für beide: „Die Frau gilt mehr als Frau und weniger als Mann. Überall, wo sie ihre Rechte geltend macht, ist sie im Vorteil; überall, wo sie sich die unsrigen anmaßen will, bleibt sie unter uns.“<sup>879</sup> Und weiter gilt: „Folgen Sie mir, verständige Mutter, machen Sie aus Ihrer Tochter keinen rechtschaffenen Mann, als wenn Sie die Natur Lügen strafen wollten; machen Sie eine rechtschaffene Frau aus ihr, und seien Sie versichert, das wird besser für sie und für uns sein.“<sup>880</sup>

Die Natur als Begründung für Geschlechterdifferenzen war ein zentraler Aspekt der Aufklärungszeit, in der das Wesen „Mensch“ ins Zentrum der Aufmerksamkeit von Kultur und Wissenschaft sowie der damit verbundenen Politik rückte, die aber auch geprägt war vom Prinzip der Differenz: Die Betrachtung von Unterschieden zwischen Völkern und Sprachen ging einher mit dem Interesse an „Nationalkulturen“ und im deutschsprachigen Gebiet unter anderem mit dem Wunsch nach der Ausbildung eines nationalen Literaturkanons. Der Vergleich mit „den Anderen“ diente der eigenen Identitätsfindung, besonders in den zersplitterten deutschen Territorien, und die Betrachtung der „Wilden“ in anderen Teilen der Welt als Bestätigung der eigenen kulturellen Überlegenheit. Auch und gerade der Blick auf die Differenz zwischen den Geschlechtern nahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu, wurde jedoch noch lange und durchaus kontrovers diskutiert. Als Legitimierung dieser zunehmend als grundlegend empfundenen Geschlechterdifferenz galt immer häufiger eine Rückbesinnung auf die „Natur“, die die Frau „schwächer“ und „passiv“ geschaffen habe – im Gegensatz zum „stärkeren“ und „aktiven“ Mann. Daraus wurde eine Unterordnung der Frau in der Gesellschaft abgeleitet und zudem die angestrebte Mädchenbildung im Wesentlichen auf nützliche Hausarbeit reduziert. Mädchen sollten „viele lernen, doch nur das, was ihnen zu wissen ansteht.“<sup>881</sup> Ohnehin glaubt Rousseau bei ihnen schon im Kindesalter ein geringes Interesse an „männlicher“ Bildung zu erkennen: „[F]ast alle kleinen Mädchen lernen mit Widerwillen lesen und schreiben; aber die Nadel zu führen, das lernen sie stets gern.“<sup>882</sup>

Meta Wedekind gehörte sicherlich nicht zu diesen kleinen Mädchen, sondern zeigte schon als Kind ihr Interesse an Literatur und Sprachen. Auf diesen Gebieten

---

<sup>877</sup> Ebd.

<sup>878</sup> Ebd. S. 476.

<sup>879</sup> Ebd. S. 475.

<sup>880</sup> Ebd.

<sup>881</sup> Ebd. S. 476.

<sup>882</sup> Ebd. S. 481.



suchte sie sich immer wieder fortzubilden. Ihr Streben nach Vervollkommnung ihrer Fähigkeiten wird auch durch eine Bemerkung in „Für junge Frauenzimmer...“ deutlich. Dort schreibt sie in einer Fußnote folgenden Kommentar:

„Ueberhaupt sollten junge Leute alles, was sie einmal lernen müssen, bis zu dem möglichsten Grade der Vollkommenheit zu lernen suchen, und dazu wird oft weniger Zeitaufwand als Aufmerksamkeit erfordert.

Anm. d. Uebers.“<sup>883</sup>

Nach diesem Prinzip handelte auch Meta Wedekind selbst. Dennoch war ihr durchaus bewusst, dass es als Frau meist von Vorteil war, ihr Wissen in der Öffentlichkeit nicht zu sehr zu zeigen. In „Maria“ schreibt sie an einer Stelle: „Die Mannspersonen haben nun einmal eine höhere Meynung von ihren Geisteskräften, als von den unsrigen. Sie sehen es also lieber, daß wir von ihnen zu lernen scheinen, als daß wir Miene machen, sie belehren zu wollen.“<sup>884</sup>

Dies erkannte auch der Göttinger Jurist Ernst Brandes und schrieb in seinen „Betrachtungen über das weibliche Geschlecht“:

„[H]äufig genug ist es das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit, der eigenen Mittelmäßigkeit, der Mangel aller ausgezeichneten Eigenschaften, aller Talente, der heimliche Neid gegen diese, und die Furcht, an Einsicht, an Verstand von der Frau übertroffen zu werden, die jene Abneigung erzeugt. Es ist Castratengefühl, mehr nichts. Der Mann will keine wirklich vorzügliche Eigenschaften des Geistes und des Charakters bey seiner Frau.“<sup>885</sup>

Obwohl Brandes immerhin klarstellte, „nicht allein um den Männern zu gefallen, sind die Weiber da. Sie sind kein Spielwerk, bloß geschaffen, um dem strengen Herrn der Schöpfung die Zeit zu kürzen“, sollte „bey der Cultur des weiblichen Geistes [...] stets Rücksicht darauf genommen werden, daß sie nicht die Ausbildung des Weibes zu einer guten Gattinn, einer guten Mutter, einer guten Hausfrau verhindern, nicht ihm wahrscheinlich den Weg versperrern, dieses werden zu können.“<sup>886</sup> Solange dies gewährleistet sei, sei „das Weib auch als ein moralisches Wesen zu betrachten, dessen Veredlung und geistige Bedürfnisse auch eigene Ansprüche haben, die Vorsorge und Befriedigung erfordern.“<sup>887</sup> Gegenüber Rousseau stellt dies schon einen Fortschritt in Bezug auf die Anerkennung weiblicher Bildung dar.

Die gelehrte Frau war eines der Schreckgespenster der Spätaufklärung. Besonders eine schriftstellernde und gar publizierende Frau galt als Zumutung, da sie, nur auf öffentliches Ansehen bedacht, ihren Ehemann und den Haushalt vernachläss-

<sup>883</sup> [Howard], *Für junge Frauenzimmer*, S. 83 f.

<sup>884</sup> Zitiert nach Siegel, „Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...“, S. 74.

<sup>885</sup> Ernst Brandes, *Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben*, Bd. 2, Hannover: Hahn 1802, S. 175.

<sup>886</sup> Ebd. S. 392 f.

<sup>887</sup> Ebd. S. 393.

sige.<sup>888</sup> Ein Beispiel für die negative Beurteilung gelehrter Frauen liefert die Rezension zu Hester Lynch Piozzis „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland“. So schreibt der Rezensent in der Allgemeinen Literatur-Zeitung:

„Manche ihrer Leser aber, und wir bekennen uns zu dieser Classe, möchten wohl freylich, in der wichtigen Mine, womit sie oft so unerwartet, als zur Unzeit, mit gelehrtscheinenden Brocken um sich wirft, und bey der unbedeutendsten Gelegenheit, weitläuftige [sic] literarische Episoden einflicht, einen ziemlich hohen Grad von Pralerey, und pedantischer Affectation entdecken“.<sup>889</sup>

Hintergrundinformationen werden hier als „gelehrtscheinende Brocken“ abgetan und literarische Verweise als Angeberei und Pedanterie ausgelegt. Was der Rezensent hingegen von einer weiblichen Autorin erwartet hätte, nennt er ebenfalls:

„Jene gerühmte zweckmäßige Belehrung aus einer weiblichen Feder, jene, durch kleine, sich nur dem weiblichen Auge darstellenden, Details, und seine Schattirungen gehobnen, Züge, bey der Beobachtung und dem Aufzeichnen von Gegenständen, wodurch die von der Vf. gelieferten Schilderungen, auch denjenigen Lesern, die selbst nicht reisen können, unschätzbar werden, und sogar Ersatz für das Selbstbeobachten sey sollen, hofften wir nemlich, nicht allein in den oft gut gerathnen Schilderungen von Menschen und Sitten, sondern auch überhaupt in den Bemerkungen über andre Gegenstände eines Landes, zu finden, in welchem sich alles vereint, was Natur und Kunst aufzubieten vermögen, um den feinen Beobachtungsgeist eines gebildeten Frauenzimmers auf sich zu ziehen, und das für Schönheit so empfängliche weibliche Gefühl zu rühren und zu stimmen.“<sup>890</sup>

Die Frau sollte mit ihrem „feinen Beobachtungsgeist“ und „weiblichen Auge“ hauptsächlich Beschreibungen der Landschaft und Kunst, der Menschen und Sitten der fremden Länder liefern. Wissenschaftliche Informationen oder politische Bemerkungen von einer Autorin hingegen waren unerwünscht und wurden rigoros als Halbwissen und Angeberei abgetan.

Meta Wedekind reagierte auf das gesellschaftlich eingeforderte Verhalten einerseits wie viele schriftstellernde Frauen: Sie verschleierte häufig ihr Geschlecht, wählte vorsichtige Formulierungen, gab sich bescheiden und beschränkte sich – nach ihrem Roman „Maria“ – auf Übersetzungen, die durch ihre reine „Nachahmung“ des Originalwerkes eher mit der weiblichen Rolle assoziiert wurden. Auch übersetzte

<sup>888</sup> Weckel, „Der Fieberfrost des Freiherrn“, S. 368.

<sup>889</sup> A. L. Z., Jg. 1790, Bd. 3, Nr. 261, S. 629.

<sup>890</sup> Ebd. S. 629 f.

sie später – nach der Paine-Episode – fast ausschließlich Romane, die ebenfalls als „weibliche“ Lektüre galten.<sup>891</sup>

Andererseits nutzte sie die ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten – insbesondere den Paratext –, um immer wieder eigene Gedanken einzubringen und öffentlich zu machen. Die bereits an früherer Stelle zitierte Widmung an „Luise C..., gebohrne G...r.“ in ihrer Übersetzung von „Die Bastille“ gebrauchte Meta Wedekind um – nach den obligatorischen lobenden Worten für das vorliegende Werk – Stellung zu ihren vergangenen „Verfehlungen“ und den daraus resultierenden Problemen mit der Göttinger Gesellschaft zu nehmen.

„Du kennst, meine Theure, die Geschichte meiner letzten Lebensjahre, weißt, wie ich jung, leichtsinnig und unbesonnen, aus dem vergifteten Becher der Schmeichelei krank; wie ich oft Eitelkeit für Gefühl hielt, und zu stolz, oder zu sorglos, um den Schein zu vermeiden, da mein Herz sich keiner Verbrechen bewußt war, – ob ich gleich jetzt einsehn gelernt habe, daß Verletzungen der feinern Sittlichkeit, und der bürgerlichen Convenienz, wichtigere und zerstörendere Folgen nach sich ziehn, und eben so große Vergehungen seyn können, als das, was man im gewöhnlichen Sinne Verbrechen nennt, – im Kreise des Leichtsinnes und der Zerstreung forttaumelte, bis gewaltsame Stürme die Nebel vor meinen Augen zerstreuten, und das Gefühl des Wahren und Guten, das wohl übertäubt, nie aber in mir erstickt werden konnte, mit doppelter Stärke wieder erwachte.

Wird nun gleich meine ernstliche Rückkehr zur Bahn, zu welcher ich mich geschaffen seyn fühle, durch Härte und Lieblosigkeit von manchen Seiten erschwert; muß ich gleich sehn, daß eine harte Moral es hie und da ihrer strengen Würde angemessener hält, da zu zerreißen, wo zum Wiederaufbauen zu helfen, gewiß edler, und besonders des weiblichen Herzens würdiger wäre; soll dennoch das meinen Vorsatz nicht hindern. Ich weis, daß der, welcher gegen die Gesellschaft sündigte, sich nicht beschweren darf, von eben dieser Seite zu büßen; den bessern Theil derselben durch Beharrlichkeit auf meinem wege zu versöhnen, soll mit nicht zu schwer sey; den andern, der entweder eigne, heimliche Vergehungen durch lieblose Strenge zu verdecken sucht, oder aus Schwäche und Geistesarmuth zu dem traurigen Stoffe der Verläumdung seine Zuflucht nimmt, verachte ich zu tief, mich um ihn zu kümmern; eben so verachte ich den hämischen Wizling, dem Zernichtung von Menschenruhe gegen einen witzigen Einfall nur Kleinigkeit ist.

Desto wärmern Dank aus der Fülle meines Herzens allen denen, die sichs angelegen sey ließen, mich mit Schonung, mit Theilnahme und Freundschaft zu unterstützen, die weder hartherzige Strenge, noch kleingeisterische Furcht abhielt, mir mit allem entgegen zu kommen, was die schwarze Melancholie,

---

<sup>891</sup> Zum Umgang von Autorinnen mit ihrer Rolle vgl. auch Spieckermann, „Dorothea Margarete Liebeskind“, S. 158 und Kord, *Sich einen Namen machen*.

welche die kraft meiner Seele zerrüttete, zertheilen, mich mir selbst wiedergeben konnte. Doppelt wohl mir, daß ich unter dieser kleinen Reihe sehr vortreffliche Menschen zählen darf!

Die Theilnahme und Freundschaft, die wohlwollende Unterstützung dieser wenigen genüge mir, und die Zeit, welche man sonst in meinen Jahren so gerne geselligen Freuden widmet, sey zwischen häuslichen Pflichten und anhaltenden Arbeiten getheilt. Diese Art von Beschäftigung ist zwar nicht meine eigentliche; allein sie ist mir zuweilen willkommene Erholung, und Erholung, wozu ich keiner fremden Hülfe bedarf.

Lebe wohl, theure, ewige Gefährtin meiner frühen Jahre – empfangen nochmals meinen heißen Dank für deine Treue und Liebe; gern sagte ich Dir noch mehr, aber vielleicht sind diese wenigen Zeilen schon zu viel; genug, daß Du, meine Theure, sie nicht mißkennst; der fremde Leser mag es einem überströmenden Herzen verzeihn, wenn es sich am unrechten Orte geäußert haben sollte.<sup>892</sup>

Meta Wedekind beschreibt ihre Gefühle von Isolation und Depression („schwarze Melancholie“), die sie nach der gesellschaftlichen Ächtung erfahren hat. Nur Dank vereinzelter Freunde – hierunter sind sicherlich, neben der Angesprochenen, die Forsters zu zählen – die sie trotz der Schwierigkeiten unterstützten, gehe es ihr besser. Sie führe nun ein arbeitsreiches Leben ohne „gesellige Freuden“. Ob dies ihr eigener Wunsch ist oder finanzielle Probleme sie dazu zwingen, sagt sie hier nicht.

Meta Wedekind bereut quasi öffentlich ihr Verhalten, das ihr den schlechten Ruf innerhalb der Göttinger Gesellschaft eingebracht hat. Ihre Reue ist einerseits die bittere Erkenntnis, dass sie sich von falschen Gefühlen und „Schmeicheleien“ hatte täuschen lassen, andererseits eine Resignation vor bestehenden gesellschaftlichen Konventionen. Kritik an der Moral, die eher „zerreißt“ als „zum Wiederaufbauen zu helfen“, äußert sie dennoch. Trotz allem ist sie guter Hoffnung, dass sie einen Teil der Gesellschaft, „den bessern Theil“, wieder für sich gewinnen kann. Mit dem „ändern“ Teil geht sie hart ins Gericht: Sie unterstellt den betreffenden Personen „eigne, heimliche Vergehungen“, von denen durch die Verurteilung anderer abgelenkt werden sollte, sowie „Schwäche und Geistesarmuth“, die zu üblen Verleumdungen führten. Für diese Menschen habe sie nur Verachtung übrig und strebe auch keine Versöhnung an. Ebenso verachte sie „den hämischen Wizling, dem Zernichtung von Menschenruhe gegen einen witzigen Einfall nur Kleinigkeit ist“. Hiermit ist wohl Gottfried August Bürger gemeint, der nach dem Ende ihrer Affäre seine Spottgedichte über Meta Wedekind verfasste (vgl. Kapitel 3.3.2).

Die unscheinbare und zunächst scheinbar harmlose Widmung an eine Freundin benutzt sie für eine Abrechnung mit der Göttinger Gesellschaft. „Versteckt“ in einer nicht besonders bekannten Romanübersetzung fällt sie nur den Lesenden dieses

<sup>892</sup> [Wedekind], Widmung „An Luise C..., gebohrne G...r.“, in: Anonym, *Die Bastille*, S. II-VIII.

Genres ins Auge – also in erster Linie Frauen. An diese richtet sich Meta Wedekind wohl besonders mit ihrer Kritik. Ihre Verbitterung über den weiblichen Teil des Göttinger Bürgertums scheint besonders groß zu sein, hatte sie doch gerade hier auf mehr Unterstützung gehofft. Eine Hilfe beim „Wiederaufbauen“ wäre ihrer Meinung nach „des weiblichen Herzens würdiger“ gewesen.

Die widersprüchlichen politischen Positionen und ideologischen Ansichten, denen Meta Wedekind ausgesetzt war, spiegeln sich in ihren Übersetzungswerken wider. Thomas Paines „Rights of Man“ ist eines der radikalsten und demokratischsten Werke seiner Zeit, während Lady Carlises Ratschläge den Frauen die Erfüllung der ihnen zugeordneten Rolle in der vorhandenen Ordnung erleichtern sollen. In ihrer Vorrede entschuldigt sich Hester Lynch Piozzi beinahe für die Veröffentlichung ihres Werkes „Observations...“: „That I should make some reflections, or write down some observations, in the course of a long journey, is not strange; that I should present them before the Public is I hope not too daring“.<sup>893</sup>

Die zahlreichen Romane, größtenteils von Frauen verfasst, stellen in sich eine gewisse Ambivalenz dar. Wie Mary Poovey<sup>894</sup> dargestellt hat, waren Romane nicht nur eine Möglichkeit für Frauen, aktiv am Literaturbetrieb teilzunehmen und erfolgreiche Autorinnen zu werden. Der sentimentale Roman bestätigte das Ideal der „Proper Lady“, indem es die Aufmerksamkeit auf die weiblichen Schwächen legte und den Frauen Ersatzbefriedigungen lieferte, statt sie zum Streben nach grundlegenden Änderungen ihrer Position zu ermuntern.<sup>895</sup> Ann Radcliffe, die Autorin von „Mysteries of Udolpho“ – ein Schauerroman, den Meta Wedekind während ihrer zweiten Ehe übersetzte – stellte ihr Werk als rein didaktisch dar und erwähnte ihre „weak hand“.<sup>896</sup> Die Tatsache, dass eine Autorin wie Ann Radcliffe auf solche Art ihre Arbeit kleinredete, zeigt, in welchem Ausmaß sogar äußerst erfolgreiche Schriftstellerinnen die angeblichen weiblichen Schwächen und Unzulänglichkeiten verinnerlicht hatten und öffentlich reproduzierten.

Durch ihre Übersetzungsarbeit und die damit verbundene enge Auseinandersetzung mit den jeweiligen Textinhalten und -aussagen war Meta Wedekind mit den unterschiedlichen politischen Anschauungen und Frauenbildern konfrontiert, die symptomatisch für die Zeit der Aufklärung und das Bildungsbürgertum im Umfeld der Universitäten war. In gewisser Weise entsprach ihr Leben diesen Widersprüchen. Als junge Frau verletzte sie das bürgerliche Rollenbild, indem sie ihren Ehemann verließ, als alleinerziehende Mutter lebte, einer Erwerbsarbeit nachging und Mitglied des intellektuellen aufgeklärten Kreises um die Forsters in Mainz wurde. Während dieser Zeit wurde sie entweder als hilflose, schwache und bemitleidenswerte Frau gesehen und behandelt oder als Ehebrecherin, die aus der rechtschaffen-

---

<sup>893</sup> Piozzi, *Bemerkungen*, S. 8.

<sup>894</sup> Mary Poovey, *The proper lady and the woman writer: Ideology as style in the works of Mary Wollstonecraft, Mary Shelley, and Jane Austen*, Chicago (u. a.): University of Chicago Press 1984.

<sup>895</sup> Poovey, *The proper lady*, S. 38.

<sup>896</sup> Ebd. S. 40.

en Gesellschaft auszuschließen war. Später kehrte sie zu einem geregelteren Leben zurück. Nach den turbulenten Jahren in Mainz und ihrem unsicheren Status als alleinerziehende Mutter scheint sie die Sicherheit der Ehe und die Rolle einer Hausfrau und Mutter gesucht und genossen zu haben. Sie gaben ihr die Möglichkeit, ihren guten Ruf in der Gesellschaft wiederherzustellen. Die neue Rolle war jedoch nicht immer leicht zu erfüllen und sie hatte Schwierigkeiten, sich mit anderen Frauen zu identifizieren, die sich größtenteils für Kochen, Mode und sentimentale Poesie interessierten.<sup>897</sup> Stattdessen bevorzugte sie die Gesellschaft von Intellektuellen. Während des 20-jährigen Aufenthaltes der Liebeskinds in München (1807–1827) war Meta Wedekind Mitglied eines Zirkels von Gelehrten und Professoren, von denen der Großteil aus anderen – protestantischen – Teilen Deutschlands stammte.<sup>898</sup> 1812 veröffentlichte sie eine Übersetzung der „Lettres du Madame du Deffand“ im „Morgenblatt für gebildete Stände“, einer Zeitung, für die sie später (1820–1822) als Münchner Korrespondentin arbeitete.<sup>899</sup> In dieser Position berichtete sie von verschiedenen Veranstaltungen wie Karnevalsumzügen, Theateraufführungen und Konzerten, vermied dabei aber politische Aussagen und kritische Urteile.<sup>900</sup> Therese Huber berichtet jedoch 1819 von Meta Wedekinds wiederaufgeflamtem – oder nie erloschenem – politischen Interesse:

„Von Meta hör ich sehr selten etwas. Sie hat an den Landständen lebhaften Antheil genommen, und die wenigen Briefe die sie mir während ihnen schrieb, erinnerten mich lebhaft an das Jahr 92 – sie war noch eben so lebendig darinn und auch wieder in der Opposition.“<sup>901</sup>

Tatsächlich hatte sie bereits in früheren Briefen politische Ereignisse kommentiert, beispielsweise als sie über die Auswirkungen des napoleonischen Krieges 1805 berichtete. Sie verteidigte Preußens administratives System, dem sich ihr Ehemann berufsbedingt verpflichtet fühlte, und erkannte früh Napoleon Machtstreben.<sup>902</sup> Wie in dem bereits erwähnten Übersetzervorwort zu „Desmond“ zeigt dies ihre politische Weitsicht.

An Meta Wedekinds Umgang mit ihrer jeweiligen Lebenssituation wird deutlich, dass trotz der klar erkennbaren Einschränkungen Frauen nicht auf die Opferrolle des gesellschaftlichen und politischen Systems reduziert werden sollten. Obwohl ihre Einflussmöglichkeiten in vielen Bereichen begrenzt waren, verstanden sie es meist durchaus, die verbliebenen Möglichkeiten effektiv zu nutzen und ihre Vorteile aus der Situation zu ziehen. So konnte die Ehe Frauen in ihrer Übersetzertätigkeit

<sup>897</sup> Siegel, „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“, S. 145.

<sup>898</sup> Ebd. S. 170.

<sup>899</sup> Ebd. S. 167 ff.

<sup>900</sup> Ebd. S. 194.

<sup>901</sup> Monika Siegel deutet dies als Verteidigung der modernen repräsentativen Konstitution. Näheres dazu bei Siegel, „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“, S. 189 f.

<sup>902</sup> Ebd. S. 187 ff.

einschränken, weil eine solche Arbeit nicht gern gesehen war oder schlicht die Zeit dazu fehlte; die Sicherheit der Institution Ehe und die dadurch zur Verfügung stehende Infrastruktur (an einflussreichen Kontakten, an Zugang zu Übersetzungswerken etc.) eröffnete jedoch gleichzeitig neue Möglichkeiten. Auch Claudia Honnegger weist darauf hin, dass „[e]ine rein utilitaristisch-patriarchale Deutung [der bürgerlichen Familie, K. E.] [...] sich zudem auch immer um die vielen Aspekte von Nützlichkeit und Kommodität herum[mogelt], die dieses Konstrukt für Frauen im Alltag wie in der Theorie attraktiv machten“.<sup>903</sup>

### 3.3.8 Zwischenfazit

Meta Wedekind brachte von Natur aus viel sprachliches Talent und aus ihrem Elternhaus das Interesse für Literatur sowie eine gute Ausbildung mit. Durch die engen britisch-deutschen Kulturbeziehungen innerhalb der Personalunion entwickelte sich im Umfeld der Universität Göttingen eine besondere Infrastruktur aus anglophilen und sprachlich kompetenten Professoren sowie einer auf dem Gebiet der britischen Literatur gut ausgestatteten Universitätsbibliothek. Obwohl Meta Wedekind nicht direkten, institutionalisierten Zugang zu dieser Infrastruktur hatte, profitierte sie von den Möglichkeiten, die sich ihr durch diese Strukturen im privaten Umfeld des Professorenhaushalts boten.

Zeit ihres Lebens bewegte sie sich in gelehrten Kreisen und fand dort Anerkennung – trotz der Schmähung, der sie später in Göttingen ausgesetzt war. Als Frau und ohne akademische Bildung konnte sie allerdings nie vollwertiges Mitglied dieser Kreise werden, sondern musste sich mit einer „Randposition“ begnügen. Trotzdem wurde sie eine der produktivsten Übersetzerinnen ihrer Zeit. Bei einem Teil der Werke blieb sie dabei so gut wie unerkannt, weil die Übersetzungen entweder unter anderem Namen oder anonym veröffentlicht wurden. Dennoch meldete sich Meta Wedekind in ihren Übersetzungswerken bemerkenswert oft zu Wort, teilweise unter dem Deckmantel eines männlichen Übersetzers und meist, ohne ihren Namen direkt zu nennen. Dazu nutzte sie Widmungen, Vorworte und Fußnoten und in einem Fall auch einen eigenen Text, der dem Original angehängt wurde. Auf diese Weise konnte sie Textinhalte diskutieren, Übersetzungen erklären oder auch ihre eigene Geschichte reflektieren. Ohne sich offiziell schriftstellerisch zu betätigen, schuf sie eigene Texte, beteiligte sich an moralischen Diskussionen und ging zuweilen mit ihren Kritikern öffentlich ins Gericht.

Entscheidend für Meta Wedekinds erfolgreiche Arbeit waren neben ihren fundierten Englischkenntnissen auch ihre Kontakte zu den gelehrten Kreisen, die für beide Seiten eine fruchtbare Zusammenarbeit nach sich zog. Die gemeinsame Übersetzungsarbeit mit Georg Forster stellte sich als besonders ertragreich heraus. Georg Forster, der zu dieser Zeit der sehr viel erfahrenere Übersetzer war, unterstützte Meta Wedekind zunächst, indem er ihre Übersetzungen korrigierte. Sein Umgang

---

<sup>903</sup> Honnegger, *Die Ordnung der Geschlechter*, S. 5.

mit den Texten, seine Originaltreue, sein übersetzerisches Selbstbewusstsein und seine Nutzung des Paratextes für wissenschaftliche und moralische Diskussionen färbten eindeutig auf Meta Wedekinds Übersetzungsarbeit ab und beeinflussten sie sehr, besonders bei ihren selbstständig angefertigten Werken. Später unterstützte Forster sie bei der Suche nach erfolgversprechenden Originaltexten.

Weniger bekannt als die Zusammenarbeit mit Georg Forster war bis vor kurzem, dass Meta Wedekind auch für ihren ersten Mann Johann Nikolaus Forkel Übersetzungen anfertigte und ihm dadurch ermöglichte, auf die Werke britischer Kollegen Bezug zu nehmen – oder diese teilweise auch einfach zu plagieren. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie auch an mindestens einem Werk ihres zweiten Ehemannes Johann Heinrich Liebeskind, das u. a. das Ende der Mainzer Republik thematisiert, mitarbeitete und einzelne Übersetzungen für seine Veröffentlichungen anfertigte.

Die jeweiligen Stärken der gelehrten (Ehe-)Männer und die der talentierten Übersetzerin ergänzten sich dabei ausgesprochen gut. Die Gelehrten hatten Zugang zu Bibliotheken und wissenschaftlichen Magazinen, von dem Meta Wedekind profitierte, indem sie hier Übersetzungswerke fand, sich Hintergrundwissen aneignen und tiefgehende Studien betreiben konnte. Auch waren die Männer in der Gelehrtenwelt und im Bereich der Buchproduktion gut vernetzt – besonders Georg Forster auch nach England – und konnten so Übersetzungs- bzw. eigene wissenschaftliche Werke besser anstoßen. Zudem konnten sie durch eine Veröffentlichung in ihrem Namen in vielen Fällen einen besseren Absatz auf dem Buchmarkt bewirken.

Meta Wedekind punktete in erster Linie durch ihre fundierten Fremdsprachenkenntnisse, ihr übersetzerisches Talent sowie durch ihre ausgesprochen schnelle Arbeitsweise. Zudem stellte sie für ihre Ehemänner eine unbezahlte Arbeitskraft dar, die an ihren Werken mitarbeitete oder, im Fall Liebeskinds, auch eigenständig ein Zubrot für die große Familie verdiente. Für die Verleger war sie überdies eine deutlich günstigere Mitarbeiterin als ein renommierter Wissenschaftler, der für Übersetzungen hohe Honorare verlangen konnte. Meta Wedekind wurde zwar zum Teil deutlich besser bezahlt als beispielsweise ein Student, doch erreichte sie bei Weitem nicht die Honorare eines Georg Forster, obgleich sie als erfahrene Übersetzerin die deutschen Texte äußerst schnell und in guter Qualität lieferte.

Für Meta Wedekind stellte die Übersetzertätigkeit eine Möglichkeit dar, sich mit unterschiedlicher Literatur intensiv auseinanderzusetzen und in einer privaten Krise neues Selbstvertrauen zu gewinnen. Außerdem half die Tätigkeit ihr, sich finanziell selbst zu versorgen oder zumindest ein Zusatzeinkommen zu verdienen. Hier zeigt sich, dass das Erlernen moderner Fremdsprachen im späten 18. Jahrhundert im Ergebnis keineswegs nur eine Beschäftigung für gelangweilte Töchter des Bürgertums darstellte. Neben dem unmittelbaren Zugang zu dem Wissen und den Gedanken fremdsprachiger Autoren konnte es in Krisensituationen auch eine ganz praktische – wenn auch nicht immer gern gesehene – Möglichkeit des Gelderwerbs darstellen.



Darüber hinaus bot das Übersetzen Meta Wedekind die Möglichkeit, sich literarisch zu betätigen und an gesellschaftlichen Diskussionen aktiv teilzunehmen, ohne offen als Schriftstellerin aufzutreten. Letzteres hätte sie gesellschaftlich nach ihrem zerstörten Ruf in Göttingen noch mehr ins Abseits gestellt und den Wiedereintritt in „geordnete Verhältnisse“, d.h. ihre zweite Heirat, vielleicht sogar verhindert. Meta Wedekind hatte jedoch ganz offensichtlich den Wunsch, den Weg zurück in ein bürgerliches Leben zu finden. Trotz ihrer Enttäuschung von vielen Mitgliedern der Göttinger Gelehrtenkreise war eine Zukunft als alleinstehende, schriftstellernde Frau für sie nicht erstrebenswert. So fand sie in der Übersetzungstätigkeit eine Möglichkeit, ihrer Sprachbegabung, ihrem literarischen und politischen Interesse nachzugehen, ohne die Erwartungen an eine Frau des Bürgertums zu sehr zu verletzen.

Für Johann Nikolaus Forkel, Georg Forster und Johann Heinrich Liebeskind war die Zusammenarbeit entscheidend für die Produktion „eigener“ Werke. Johann Nikolaus Forkel war auf Meta Wedekinds Fremdsprachenkenntnisse angewiesen, ohne die seine „Allgemeine Geschichte der Musik“ nicht in dieser Form zustande gekommen wäre. Georg Forster konnte durch ihre Mitarbeit einer Vielzahl von Übersetzungsaufträgen nachkommen und zudem mehr Zeit für seine eigenen Veröffentlichungen aufwenden. Auch Johann Heinrich Liebeskind profitierte von der Zusammenarbeit, nicht nur, weil er ihre Erfahrungen in Mainz und der Festungshaft in seinen „Rückerinnerungen“ verarbeiten konnte, sondern vermutlich auch durch Übersetzungen für andere Werke. Nicht zuletzt unterstützte Meta Wedekind die Familie durch ihre selbstständige Arbeit finanziell, als die Ausbildung der Söhne dies nötig machte.

Das deutsche Lesepublikum verdankte diesen Kooperationen eine Vielzahl von Übersetzungen, besonders aus dem englischen Sprachraum, sowie einige Werke, die auf solchen Übersetzungen basierten. Dabei handelte es sich zum Teil um wissenschaftliche Werke, von geschichtlichen Darstellungen über politische Schriften bis hin zu musiktheoretischen Arbeiten. Besonders aber trug Meta Wedekind als Übersetzerin dazu bei, die im britischen Sprachraum populäre Literatur wie Romane und Reiseberichte auch dem deutschsprachigen Publikum zugänglich zu machen. Da ein Großteil der Leser aus Bevölkerungsgruppen mit begrenzter Bildung bestand und des Englischen nicht mächtig war, stellten Übersetzungen den einzigen Zugang zu diesen neuen Werken dar. Diese trafen auf ein gesellschaftliches Klima in den deutschen Ländern, das die britischen Werke dankbar aufnahm: Reiseberichte trugen dazu bei, durch Abgrenzung zu anderen Nationen oder teilweise auch durch den Blick anderer Nationen auf Deutschland, das eigene Nationalbewusstsein zu definieren und zu stärken. Die besonders im (Schauer-)Roman transportierte gesellschaftliche Rollenverteilung entsprach der aufgeklärten, bildungsbürgerlichen Idealvorstellung auch in Deutschland.

In Bezug auf ihre soziale Position konnte Meta Wedekind von ihrer Arbeit als Übersetzerin nicht profitieren. Ihr Stand innerhalb der aufgeklärten Gesellschaft war fast ausschließlich abhängig davon, inwieweit sie ihre Rolle als Ehefrau und Mutter

erfüllte oder verletzte. Durch außereheliche Affären und die Trennung von ihrem ersten Ehemann war ihr Ruf nachhaltig geschädigt. Ihre erfolgreiche Arbeit als Übersetzerin wurde von allen Beteiligten – meist auch von ihr selbst – lediglich als notwendiges Übel zur Finanzierung ihres Lebensunterhalts und Versorgung ihrer Kinder dargestellt. Wenn auch ihre Arbeit und ihr Talent von Georg Forster anerkannt und gelobt wurden und sie selbst erkennbar Freude an der Arbeit hatte, wurde dies nur in sehr abgeschwächter Form nach außen getragen und damit das weibliche Rollenbild nicht angegriffen. Als sich ihr die Gelegenheit zur Rehabilitation bot, kehrte Meta Wedekind in die Sicherheit der Ehe und die Position der Hausfrau zurück – dennoch übersetzte sie weiterhin ausländische Werke, suchte die Gesellschaft von Intellektuellen und blieb am politischen Geschehen interessiert. Sie hatte einen Weg gefunden, ihre Interessen zu verfolgen, ohne gegen das bürgerliche Frauenbild zu verstoßen, und somit ihre gesellschaftliche Stellung gesichert. Während Meta Wedekind die räumliche Bewegung vieler – z. T. einflussreicher und brisanter – Texte zwischen Großbritannien und Deutschland durch ihre Übersetzungsarbeit erst möglich machte, hatte diese Arbeit auf ihre eigene Bewegung im sozialen Raum so gut wie keinen Einfluss. Auffällig ist jedoch, dass Meta Wedekinds besonders produktive Übersetzungsphase in eine Zeit der Unsicherheit fällt, in der sich ihre Position im sozialen Raum verschlechtert hatte, in der sie nach der Trennung von ihrem ersten Ehemann aber gleichzeitig auch relativ unabhängig agieren konnte.

## 4 Schlussbetrachtung

In der vorliegenden Untersuchung wurde exemplarisch die Arbeit einer Buchhändlerin und zweier Buchhändler sowie drei freier Übersetzerinnen im akademischen Umfeld der Universität Göttingen und insbesondere ihre Rolle im britisch-deutschen Kulturtransfer während der Aufklärungszeit betrachtet. Dabei wurden verschiedene Arten der Bewegung analysiert: zunächst die direkte und indirekte Bewegung von Objekten (Texte, Originale und Übersetzungen), die durch die Arbeit der als „Universitätsverwandte im weiteren Sinne“ klassifizierten Buchhändlerin und Buchhändler und Übersetzerinnen befördert wurde. Zunächst wurde die konkrete Arbeit der Vertreter dieser beiden Berufsgruppen untersucht, wobei ein Schwerpunkt auf ihrer Zusammenarbeit mit Mitgliedern der Gruppe der Gelehrten lag. Im Falle der Buchhändlerin und der Buchhändler waren dies Angehörige der Universität Göttingen, vor allem Professoren, die als Autoren oder Übersetzer mit den Buchhändlern beruflich im lokalen Umfeld der Göttinger Alma Mater zusammenarbeiteten. Für die hier betrachteten Übersetzerinnen, die aus Göttinger Professorenfamilien stammten, fand die Arbeitsbeziehung zu Gelehrten hauptsächlich innerhalb der eigenen Familie und im beruflichen Umfeld ihrer Ehegatten statt.

In dem Zusammenhang wurde nun erstmalig umfassend herausgearbeitet, welchen entscheidenden Beitrag die „Universitätsverwandten“ zum britisch-deutschen Kulturtransfer leisteten und wie sie die Gegebenheiten im Umfeld der Universität Göttingen geschickt zu nutzen wussten. Die dynastischen und damit verbundenen

kulturellen Beziehungen der Hannoverschen Universitätsstadt zu Großbritannien wie auch die explizit aufgeklärte Ausrichtung der Universität boten dabei hervorragende Voraussetzungen für einen intensiven Austausch.

Neben der spezifischen beruflichen Tätigkeit stand bei der Untersuchung insbesondere auch die Kooperation der „Universitätsverwandten“ mit den Angehörigen der Gruppe der Gelehrten im Mittelpunkt. Daraus resultierte der zweite hier untersuchte Aspekt: die abstrakte Bewegung der Akteure im sozialen Raum im Kontext der Aufklärungszeit. Bei der Zusammenarbeit der Angehörigen zweier so unterschiedlicher Gruppen stellte sich zudem die Frage, inwieweit diese Zusammenarbeit eine Veränderung des Status der „Universitätsverwandten“ mit sich brachte. Buchhändlerin und Buchhändler befanden sich innerhalb des literarischen Feldes in schwächerer Position, da sie über wenig bis gar keine formale Bildung verfügten und folglich wenig institutionalisiertes kulturelles Kapital besaßen, weshalb auch ihr symbolisches Kapital relativ gering war. Dies gilt in ähnlicher Weise für die Übersetzerinnen, deren Bildung zwar durchaus umfangreich, jedoch nicht institutionalisiert war. Die Untersuchung befasste sich mit ihren möglichen Bewegungen im sozialen Raum und der Veränderung ihres sozialen Status im Zuge einer erfolgreichen Kooperation mit dem im kulturellen Feld stärker positionierten Gelehrten. Rückbeziehend wurde der Einfluss dieser Bewegungen auf die Arbeit und den Beitrag der nichtgelehrten Akteurinnen und Akteure zum Kulturtransfer betrachtet.

Die Quellen für die Untersuchung bildeten im Falle der Buchhändlerin und Buchhändler vor allem die Geschäftsunterlagen und Bücherverzeichnisse, aber auch ihre Korrespondenzen mit den Gelehrten. Von den Übersetzerinnen wurden hauptsächlich Ego-Dokumente wie private und geschäftliche Korrespondenzen untersucht, aber auch Übersetzungs-Manuskripte und Vorworte veröffentlichter Übersetzungen herangezogen. Das äußerst heterogene Quellenmaterial zu den „Universitätsverwandten“ war dadurch erstmalig Gegenstand einer zusammenhängenden systematischen Untersuchung.

## 4.1 Ergebnisse

### 4.1.1 Buchhändlerin und Buchhändler

#### 4.1.1.1 Arbeitsweise der Buchhändler

Die Göttinger Buchhändler waren in erster Linie Kaufleute, die ökonomisch dachten und handelten. Weder Abraham Vandenhoeck noch Johann Christian Dieterich hatten eine universitäre Bildung genossen. Anna Vandenhoeck hatte vermutlich nie eine Schule besucht und scheint Analphabetin gewesen zu sein. Die Auswahl von Verlagswerken, seien es Originalwerke, Nachdrucke oder Übersetzungen, sowie von zu importierenden Büchern erfolgte nicht nach literarischen oder kulturellen

Gesichtspunkten, sondern einzig nach dem zu erwartenden Absatz und dem daraus resultierenden Gewinn. Damit unterschieden sie sich in ihren Grundwerten und Arbeitsmaximen zwar maßgeblich von denen der Gelehrtenwelt, gingen jedoch mit deren Angehörigen hauptsächlich aus ökonomischen Gesichtspunkten eine enge Arbeitsbeziehung ein. Dies führte zwar in der Folge zu zahlreichen Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen, aber auch zu einer äußerst fruchtbringenden Zusammenarbeit.

Die Nähe zu den Gelehrten der Universität Göttingen wurde unterschiedlich genutzt und bewertet. So sah sich Abraham Vandenhoeck beispielsweise mehrfach mit Beschwerden über seine Arbeitsweise konfrontiert und genoss bei einem Teil der Universitätsangehörigen kein hohes Ansehen. Zu Albrecht von Haller, der Vandenhoeck u. a. die deutschsprachige Erstveröffentlichung von Richardsons „Clarissa“ vermittelte, bestand hingegen ein gutes Verhältnis. Auch Johann David Michaelis arbeitete als Übersetzer erfolgreich mit dem Vandenhoeck-Verlag zusammen. Trotz aller Differenzen brachte Abraham Vandenhoeck jedoch die eine entscheidende Kompetenz mit: der Handel mit fremdsprachigen Büchern, die er über seine Kontakte im europäischen Ausland importieren und in Göttingen den Gelehrten anbieten konnte. Zudem ermöglichten ihm seine erfolgreichen Verlagswerke – vor allem die beiden Übersetzungen aus dem Englischen, „Clarissa“ und „Ansons Reise“ –, andere gefragte Bücher auf der Leipziger Messe zu ertauschen.

Seiner Witwe Anna Vandenhoeck hingegen waren ausländische Partner und Messekontakte als Quelle praktisch verwehrt, da sie als Frau weder zu Messen reisen und dort Kontakte aufbauen und pflegen konnte, noch über geschäftliche Kontakte ins Ausland verfügte. Mehr als ihr Ehemann nutzte sie daher die Möglichkeiten, die ihr die Universität Göttingen bot. Wie die vorliegende Arbeit zeigen konnte, pflegte sie nicht nur intensiven Kontakt zu Albrecht von Haller und Johann David Michaelis, die bei der Vermittlung von Werken tätig waren, sondern wandte sich mitunter sogar direkt an die Hannoversche Regierung. Trotz ihrer mangelnden formalen Bildung verfügte sie bereits zum Zeitpunkt der Übernahme des Verlags und des Buchhandels nach dem Tod ihres Ehegatten über einige praktische Erfahrung in der Führung des Buchladens. So war sie stets in den Ladenverkauf eingebunden gewesen und hatte diesen mehrere Wochen im Jahr selbstständig geleitet, während ihr Mann auf der Leipziger Messe tätig oder auf Reisen war.

In diesem Zusammenhang vermittelt die Untersuchung auch exzellente Einblicke in die unterschiedlichen Akquisestrategien der Göttinger Verlegenden: Während viele Verlage den Selbstverlag von Autoren bekämpften, schloss Anna Vandenhoeck beispielsweise einen Kooperationsvertrag mit Johann David Michaelis, der beiden Seiten Vorteile brachte und Michaelis dauerhaft an den Verlag band. Zudem pflegte sie intensive Kontakte zu den Ehefrauen der Universitätsgelehrten. Der Verleger Johann Christian Dieterich hingegen konnte bei der Autorenakquise auf die Pflege direkter privater Kontakte zu den Gelehrten setzen: Wie in der Untersuchung deutlich wurde, nutzte er die räumliche Nähe innerhalb der Universitätsstadt Göttingen, um über persönliche Kontakte und sogar Freundschaften ein

gutes Verhältnis zu Gelehrten aufzubauen und um diese längerfristig als Autoren an seinen Verlag zu binden. Dabei zeigte er sich gelehrten Freunden wie Georg Christoph Lichtenberg oder Gottfried August Bürger gegenüber sehr großzügig und hilfsbereit, erwartete aber stets auch Gegenleistungen in Form von Manuskripten für seinen Verlag. Zudem festigte er sein Verhältnis zu Studenten der Göttinger Universität, indem er ihnen Wohnraum und – besonders den britischen Studenten – Familienanschluss bot.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Göttinger Verlegerin und Verleger einerseits auf klassische buchhändlerische Wege und Arbeitsweisen setzten, andererseits aber auch die räumliche und berufliche Nähe zur Göttinger Universität zu nutzen wussten, um vorteilhafte Kooperationen – teils geschäftlich, teils privat – mit Gelehrten einzugehen.

#### 4.1.1.2 Beitrag zum Kulturtransfer

Mit den deutschen Ausgaben der beiden erfolgreichen Werke „Clarissa“ und „Ansons Reise“ als aktuelle und direkte Übersetzungen aus dem Englischen war der Vandenhoeck-Verlag Mitte des 18. Jahrhunderts seiner Zeit voraus, denn englische bzw. britische Werke wurden häufig noch über den Umweg des Französischen ins Deutsche übertragen und benötigten schon allein aus diesem Grund viel mehr Zeit auf ihrem Weg zum deutschsprachigen Leser. Mit seinen höchst aktuellen Übersetzungen aus dem Englischen, die nur wenige Jahre nach der Erstveröffentlichung des Originals vorlagen, schuf der Vandenhoeck-Verlag ein besonderes Angebot, das auch inhaltlich ein breites Publikum ansprach. Die steigende Nachfrage seiner zunehmend anglophilen Kundschaft nach englischen Titeln hatte der Verlag somit frühzeitig erkannt. Abraham Vandenhoeck verfügte schon zu Beginn seiner Tätigkeit in Göttingen über gute Kontakte nach England, Holland und Frankreich und war daher besonders im Handel mit fremdsprachigen Büchern erfahren und sehr erfolgreich. Dies erwies sich als ein großer Vorteil für die junge Universität Göttingen und seine ebenfalls häufig interkulturell ausgerichteten Gelehrten. Nach dem Tode Abraham Vandenhoecks bemühte sich seine Witwe Anna Vandenhoeck weiterhin darum, diesen Schwerpunkt des Verlags fortzuführen, musste jedoch wegen ihrer mangelnden ausländischen Kontakte auf andere Strategien zurückgreifen; sie nutzte eher ihre Möglichkeiten als Universitätsbuchhändlerin und ihre Kontakte zu Angehörigen der Universität. Der Verlag konnte zwar infolge des Leitungswechsels seine besondere Kompetenz im Bereich fremdsprachiger Literatur nicht ganz aufrechterhalten, bot aber weiterhin – im Zuge des Zuwachses an englischsprachiger Literatur auf dem deutschen Buchmarkt – eine große Anzahl dieser Werke in Göttingen an. Zudem übernahm Anna Vandenhoeck bis 1755 den Verlag der von J. D. Michaelis herausgegebenen „*Commentarii societatis regiae scientiarum Göttingensis*“ und zeitweise den buchhändlerischen Vertrieb der „Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen“, beides Zeitschriften der von Georg II. gegründeten und

sowohl interdisziplinär als auch international ausgerichteten Göttinger Societät der Wissenschaften.

Johann Christian Dieterich produzierte als Verleger vor allem Übersetzungen und Nachdrucke erfolgreicher englischsprachiger Werke, aber auch eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Englische sowie zwei Sprachlehrwerke. Dabei übertraf die Anzahl der Übersetzungen aus dem Englischen sogar die der Übersetzungen aus dem Französischen. Nicht zuletzt pflegte J. Chr. Dieterich ein gutes Verhältnis zu britischen Studenten in Göttingen, denen er neben Unterkunft auch Familienanschluss bot. Durch diesen freundschaftlichen Kontakt konnten wiederum die jungen Briten ihre interkulturellen Erfahrungen erweitern und in ihre Heimat mitnehmen. Somit leistete Dieterich auch privat einen Beitrag zum britisch-deutschen Kulturtransfer.

Buchhändler und Buchhändlerin zeichneten sich demnach sowohl für den physischen Transfer von englischsprachigen Büchern in den deutschsprachigen Raum als auch für einen indirekten Transfer, beispielsweise durch das Verlegen von Übersetzungen, verantwortlich.

#### 4.1.1.3 Gelehrte Partner

Während ihr Beruf stets auch Auseinandersetzungen mit Angehörigen der Universität nach sich zog, stellten doch einzelne Gelehrte wichtige Mittlerfiguren für die Buchhändlerin und Buchhändler dar. Die Vandenhoecks profitierten in hohem Maße von Albrecht von Hallers Wissen und Einfluss. Neben der Vermittlung der „Clarissa“-Übersetzung war er besonders für Anna Vandenhoeck ein wichtiger Arbeitspartner, dessen Hilfe sie selbst noch nach seinem Weggang aus Göttingen in Anspruch nahm. Denn einflussreiche und angesehene Gelehrte wie Haller oder auch J. D. Michaelis im Zweifel für sich sprechen lassen zu können, brachte sie gegenüber offiziellen Stellen, beispielsweise bei der Hannoverschen Regierung, in eine vorteilhafte Position.

Zudem knüpften die Eheleute Vandenhoeck wichtige Kontakte über die Reformierte Gemeinde in Göttingen. Neben Haller finden sich einige weitere Mitglieder, die als Autoren für den Vandenhoeck-Verlag tätig wurden. Wie wichtig diese Gemeinde für die Eheleute war, lässt sich daran erahnen, dass Anna Vandenhoeck ihr eine große Summe in Geld und Gütern hinterließ. Dies lässt darauf schließen, dass sie in dieser Gemeinschaft eine wichtige spirituelle und/oder soziale Heimat gefunden hatte.

Der Verleger J. Chr. Dieterich wiederum erhielt viel Unterstützung von Georg Christoph Lichtenberg. Einerseits war dieser ein wichtiger Autor, Lektor und Korrektor für den Verlag, der sich auch für Dieterichs Druckerei einsetzte und ihn in Kontakt mit englischen Werken brachte. Andererseits bildete er eine Brücke zu anderen Gelehrten, die Dieterich an seinen Verlag zu binden suchte, und zu Studenten, die z. T. in Dieterichs Haus wohnten. Besonders englische Studenten leitete

Lichtenberg in die Unterkünfte und Bekanntschaft des Verlegers, und insbesondere zu diesen baute Dieterich zum Teil ein sehr herzliches Verhältnis auf.

Die Vorteile der hier skizzierten Kooperation waren jedoch nicht einseitig. So profitierte z. B. J. D. Michaelis vom guten Verhältnis zum Vandenhoeck-Verlag in gleich mehrfacher Weise: Die von ihm angefertigte „Clarissa“-Übersetzung war ein großer Erfolg, in dessen Folge er auch zahlreiche eigene Werke im Verlag veröffentlichen konnte. Sogar im Falle des bei Buchhandelnden verhassten Selbstverlags kam ihm Anna Vandenhoeck entgegen und willigte in eine für beide Seiten vorteilhafte Kooperation ein. Zudem übernahm Anna Vandenhoeck den Verlag von Michaelis’ „Commentarii“ sowie zeitweise den Vertrieb der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“.

Für Lichtenberg gingen mit der Freundschaft zu Dieterich ebenfalls berufliche Vorteile einher. So hatte er unmittelbaren Zugang zu dessen Verlagswerken und konnte intensiv auf die Ausrichtung und Weiterentwicklung des Verlagsprogramms Einfluss nehmen, war er doch in die Entscheidungen über die Veröffentlichung neuer Werke eingebunden. Der Erfolgsautor und Shakespeare-Übersetzer Gottfried August Bürger hingegen war in seinen letzten Jahren finanziell nahezu vollständig abhängig von Johann Christian Dieterich.

Es hat sich somit gezeigt, dass für die Kooperation zwischen Gelehrten und Buchhändlerin bzw. Buchhändlern das Wissen und die Vernetzung ersterer ebenso entscheidend waren, wie die praktische ökonomische Stärke letzterer.

#### 4.1.1.4 Position und Bewegung im sozialen Raum

Abraham Vandenhoecks Erfahrungen und internationalen Verbindungen waren wertvoll für die Gelehrten, die besonders in der Anfangszeit der Universität ihr Bedürfnis nach fremdsprachiger Literatur schwer anderweitig decken konnten. Es gelang ihm, zu einigen Gelehrten ein besonders gutes und fruchtbares Verhältnis aufzubauen. Diese schätzten seine langjährige Erfahrung als Buchhändler und -drucker und zusammen gelang ihnen die Herausgabe einiger überaus erfolgreicher Übersetzungswerke. Dennoch blieb zwischen Abraham Vandenhoeck und zahlreichen Göttinger Gelehrten immer eine gewisse Distanz bestehen. Da Vandenhoeck die in ihn gesetzten hohen Erwartungen in den Augen der Universitätsangehörigen nur zum Teil erfüllen konnte, entstanden bald Spannungen, die nicht auf Dauer gelöst werden konnten. Seine soziale Position innerhalb des kulturellen Feldes blieb damit insgesamt relativ niedrig, die erfolgreiche Kooperation mit einzelnen Gelehrten reichte für eine Veränderung dieses Umstandes nicht aus.

Anna Vandenhoeck verstand es offenbar besser als ihr Mann, sich in die Göttinger Gesellschaft zu integrieren und die Strukturen der Universität und des gesellschaftlichen Lebens für sich zu nutzen. Neben einem guten Verhältnis zu weiblichen Verwandten der Universitätsangehörigen war sie in die Gemeinschaft der Reformierten Gemeinde Göttingen eingebunden. Beides resultierte in einer erfolgreichen Arbeitsbeziehung zu Gelehrten, die sie als Autoren an den Verlag binden



konnte. Zum Zeitpunkt ihres Todes war sie eine erfolgreiche und wohlhabende Geschäftsfrau, deren Lebenswerk angesehen und geschätzt wurde. Somit war es ihr nicht nur gelungen, ihre soziale Position zu verbessern, sondern diese beruhte auch ganz konkret auf ihrer eigenen Arbeitsleistung. Darin unterschied sie sich klar von den Frauen des Bürgertums.

Johann Christian Dieterich wiederum gelang es durch mehrere Strategien, sein Ansehen unter den Göttinger Universitätsangehörigen zu steigern. Zum einen war dies die Pflege persönlicher Kontakte und von Freundschaften zu Gelehrten wie Georg Christoph Lichtenberg oder Gottfried August Bürger; er band sie zum Teil über Geschenke und Einladungen, Zimmervermietung bis hin zu finanzieller Unterstützung an sich, erwartete jedoch auch Gegenleistungen in Form von Manuskripten. Bei den Göttinger Gelehrten waren er und seine Familie grundsätzlich geschätzt und akzeptiert. So heiratete J. Chr. Dieterichs Sohn Heinrich (1761–1837), der nach dem Tod seines Vaters auch den Verlag weiterführte, Charlotte Wilhelmine, geb. Michaelis (1766–1793), eine Tochter von Johann David Michaelis. Zum anderen baute er ein gutes Verhältnis zu Studenten auf, insbesondere zu britischen, die nicht nur Zimmer in seinem Haus bewohnten, sondern auch Familienanschluss und Betreuung genossen. Aus den Briefen sowohl Lichtenbergs als auch Bürgers ist jedoch herauszulesen, dass sie trotz der Freundschaft zu (und zeitweiligen Abhängigkeit von) Dieterich diesen niemals als wirklich ebenbürtig betrachteten. Die unterschiedliche Herkunft und Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Schichten blieben – auf beiden Seiten – stets gegenwärtig. Dieterichs finanzieller Erfolg änderte daran nichts. Anders verhielt es sich mit bei ihm einquartierten britischen Studenten, die im Gegensatz zu den Professoren oft dem Besitzbürgertum entstammten und Dieterich vorbehaltlos schätzten.

In Bezug auf die Mobilität hat sich gezeigt, dass persönliche Mobilität der Buchhändler zunächst auch ihre Tätigkeit als „Mobilisierer“ kultureller Güter erleichterte. So war der Import von Büchern aus dem britischen Raum für den gut vernetzten und physisch mobilen Abraham Vandenhoeck leichter zu bewerkstelligen als für seine Frau Anna Vandenhoeck, die weder über die internationalen Netzwerke verfügte, noch über die praktische Möglichkeit, weite Reisen zu übernehmen. Sie musste daher auf andere Strategien und „Umwege“ zurückgreifen, mit denen sie letzten Endes aber nicht weniger erfolgreich war.

Sowohl die Buchhändlerin als auch die Buchhändler konnten (mehr oder weniger) erfolgreich mit Gelehrten zusammenarbeiten und zum Teil ihre Position im sozialen Raum verbessern, sie konnten jedoch keine wirklich hohe Position innerhalb des literarischen Feldes erreichen. Als grundsätzliche Ursache können hier die Regeln unterschiedlicher Felder gesehen werden. Da das Feld der kulturellen Produktion, zu dem das literarische Feld gehört, und in dem die Gelehrten als Bildungsbürgertum eine hohe Position einnahmen, Werte und Normen konträr zum ökonomischen Feld vertritt, ist gegenseitiges Unverständnis zu erwarten und kaum zu vermeiden. Die rein nach ökonomischen Gesichtspunkten handelnden Verleger lösten bei den Universitätsangehörigen teils Unverständnis teils Ärger aus. Da sie

sich in einflussreicheren Positionen befanden, erwarteten die Gelehrten eine Zusammenarbeit nach ihren Regeln. Für die erfahrenen Buchhändler dagegen war es üblich und unabdingbar, nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu entscheiden. Dass eine andere Art und Weise der Verlagsführung in der Praxis kaum durchzuführen war, zeigen die gescheiterten Versuche einer Gelehrtenbuchhandlung in Göttingen.

Da Buchhändlerin und Buchhändler in ihrem Selbstverständnis vor allem den Werten und Normen des ökonomischen Feldes verpflichtet waren, ist nicht anzunehmen, dass das Erreichen einer hohen Position innerhalb des literarischen Feldes überhaupt in ihrer Absicht lag. Nach den Maßstäben des ökonomischen Feldes befanden sich die Gelehrten nicht unbedingt in einer erstrebenswerteren Position als Buchhändlerin und Buchhändler selbst.

Der ökonomische Erfolg gerade der Universitätsbuchhändler wurden dennoch in beträchtlichem Maße von den gelehrten Geschäftspartnern beeinflusst. Diese konnten die Arbeit der Buchhändlerin und Buchhändler entscheidend fördern, aber auch stark behindern. Die im literarischen Feld gut gestellten Gelehrten fühlten sich grundsätzlich den Händlern überlegen und waren meist nur ungern bereit, sich den für den Buchhandel entscheidenden ökonomischen Regeln zu unterwerfen. Der Erfolg der Buchhändlerin und Buchhändler war deshalb in hohem Maße davon abhängig, wie gut sie sich auf den Habitus der Gelehrten einstellen und die Regeln des literarischen Feldes mit den ökonomischen Aspekten verbinden konnten.

#### 4.1.1.5 Der Standort Göttingen als Einflussfaktor

Die Göttinger Universität hatte als Gründung der Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover eine starke, internationale Ausrichtung. Sie zeichnete sich auch dadurch aus, dass viele Gelehrte ein besonderes Interesse an fremdsprachigen Werken, insbesondere der britischen Literatur hatten und darüber hinaus gut vernetzt in der „Gelehrtenrepublik“ waren. Auf die Anwerbung fähiger Buchhändler wurde seitens der Universität von Beginn an großer Wert gelegt. Zwischen der Universität und den Buchhändlern bestand schon rein rechtlich eine enge Interdependenzbeziehung, denn als offizielle „Universitätsbuchhändler“ hatten die Verlage Vandenhoeck und Dieterich der Universität gegenüber Verpflichtungen und profitierten stark von den Gelehrten als Kunden und Autoren. Sie genossen dadurch zudem Vorteile wie die Befreiung von Zunftzwang, Steuerpflicht, Postgebühren etc.

Die durch die Personalunion bestehenden diplomatischen Kontakte nach London, die auch zur Bücherbeschaffung genutzt wurden, bedeuteten zwar einerseits eine Konkurrenz für die Buchhändlerin und Buchhändler, andererseits schufen sie ein besonderes anglophiles Klima sowie Strukturen, die nicht nur eine Vielzahl britischer Studenten nach Göttingen lockte, sondern auch das Interesse an englischsprachiger und aus Großbritannien stammender Literatur insgesamt befeuerten.

Neben der Universität war sowohl für Abraham als auch für Anna Vandenhoeck die Reformierte Gemeinde ein zentraler, integrierender Faktor in Göttingen. Die

Gemeinschaft bot beiden Ausländern einen Anlaufpunkt und gesellschaftlichen Halt, der nicht zuletzt in zahlreiche und erfolgreiche Geschäftsbeziehungen mündete.

## 4.1.2 Übersetzerinnen

### 4.1.2.1 Arbeitsweise der Übersetzerinnen

Die hier dokumentierten Arbeitsweisen der Übersetzerinnen umfassen unterschiedliche Möglichkeiten zur literarischen Betätigung, die bürgerlichen gebildeten Frauen im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert zur Verfügung standen: In erster Linie war dies die zuarbeitende Zusammenarbeit mit dem eigenen Ehemann. Selbst in der bisherigen Forschung wird oftmals nur eine rein unterstützende Tätigkeit der Übersetzerinnen angenommen. Die hier untersuchten Fälle zeigen jedoch anschaulich, dass dieses Bild von den Beteiligten oft selbst bewusst gezeichnet wurde, um das Ansehen beider Eheleute zu wahren, während tatsächlich häufig eine deutlich höhere Arbeitsleistung der Frauen vorlag. Zudem stellte das Übersetzen auch eine Erwerbstätigkeit oder einen Aspekt der Erwerbstätigkeit dar, mithilfe derer die Frauen in Zeiten der Ehelosigkeit bzw. Witwenschaft sich und ihre Kinder ernähren konnten. Dies war gesellschaftlich akzeptiert, solange es sich um eine zeitlich begrenzte Arbeit handelte, die zur Versorgung vaterloser Kinder vonnöten war.

Alle drei hier untersuchten Übersetzerinnen verfügten über eine gute grundlegende Bildung, die über die zeitgenössische übliche Mädchenbildung des Bürgertums hinausging. Die für ihre Arbeit relevanten englischen Sprachkenntnisse erwarben sie zum einen durch Unterricht, zum anderen durch die selbstständige Lektüre fremdsprachlicher Werke, die sie vor allem in den Privatbibliotheken ihrer akademischen Väter oder männlicher Verwandter vorfanden, da ihnen der Zugang zur Universitätsbibliothek verwehrt blieb. Ihre Sprachkenntnisse beschränkten sich jedoch meist auf eine passive Verwendung und wurden hauptsächlich bei der Übersetzung aus dem Englischen ins Deutsche angewandt. Gelegenheit zum aktiven und mündlichen Gebrauch erhielten die Frauen kaum, da sie nie englischsprachige Gebiete bereisten oder über britische Korrespondenzpartner verfügten. Hierin besteht ein wesentlicher Unterschied zu den Sprachkenntnissen der gelehrten Männer in ihrem Umfeld. Diese unternahmen Reisen nach Großbritannien und setzten ihre Englischkenntnisse vor Ort wie auch in Korrespondenzen aktiv ein. Dadurch konnten sie ihre Kenntnisse erweitern und erreichten somit häufig ein höheres sprachliches Niveau. Die Frauen hingegen profitierten hiervon nur indirekt, wenn die Männer ihnen beispielsweise ihre Kenntnisse weitergaben und ihre Übersetzungen überarbeiteten.

Die drei Frauen sahen sich unterschiedlichen Arten und Ausprägungen von Geringschätzung und Kritik an ihrer Arbeit ausgesetzt. Meta Wedekind blieb beispielsweise mit ihren weitestgehend anonym veröffentlichten Übersetzungen englischer Romane relativ unbehelligt von gesellschaftlichen Anfeindungen. Das lag sicherlich

auch an dem eher geringen Ansehen der Textsorte Roman. Dennoch war ihr Privatleben, vor allem die Trennung von ihrem ersten Ehemann Johann Nikolaus Forckel und die anschließenden außerehelichen Beziehungen zu anderen Männern, zeitweise Anlass für üble Diffamierungen. Therese Huber hingegen stieß als Redakteurin des „Morgenblatts“ auf Widerstand bei etablierten männlichen Mitarbeitern und Beitragenden, die ganz grundsätzlich ihre Kompetenzen als Redakteurin anzweifelten und sich generell Kritik von einer Frau verbat. Vor ihrer eigenen Familie in Göttingen verbarg sie ihre schriftstellerische Arbeit so gut es ging, da besonders ihr Vater diese nicht guthieß.

Den schwierigsten gesellschaftlichen Stand hatte zweifelsohne Caroline Michaelis. Dies lag jedoch in erster Linie an ihrem Privatleben, das über weite Strecken nicht der bürgerlichen Norm entsprach. Affären, Ablehnung einer Wiederverheiratung, die Verbindung zu revolutionären Kreisen in Mainz und die Ehe mit einem jüngeren Mann brachten sie gesellschaftlich ins Abseits. Nur die Ehe mit dem etablierten A. W. Schlegel konnte ihren Ruf vorübergehend verbessern. Ihre Arbeit als Übersetzerin erntete von den Zeitgenossen hauptsächlich deshalb kaum Kritik, weil sie schlichtweg nicht bekannt war.

Anerkennung für ihre Arbeit erfuhren die Übersetzerinnen kaum. Meta Wedekind veröffentlichte einen Großteil ihrer Übersetzungen anonym und selbst wenn die Übersetzungen durchaus Lob erfuhren, wurden sie kaum mit ihrem Namen in Verbindung gebracht. Caroline Michaelis' Werk blieb so gut wie unsichtbar und war nur den unmittelbar Beteiligten bekannt. Noch ein Jahrhundert nach ihrem Tod wurde ihr Anteil an den Shakespeare-Übersetzungen von Literaturwissenschaftlern für marginal befunden oder ihre Arbeit als minderwertig bezeichnet. Bis heute stehen die jeweiligen Ehen und die privaten Beziehungen der Frauen mehr im Fokus von Studien als ihre literarische Arbeit.

Die vorliegende Untersuchung zeigt jedoch, dass das Bild der grundsätzlichen Minderwertigkeit von Übersetzungsarbeit, insbesondere der von Frauen, auch durch diese selbst manifestiert wurde. Immer wieder lässt sich ein bewusstes Abwerten der eigenen Leistung und des eigenen Könnens feststellen. Es steht jedoch zu vermuten, dass dies nicht immer Ausdruck tatsächlich empfundener, weil gesellschaftlich kolportierter Minderwertigkeit war, sondern dass das Abwerten der Übersetzungstätigkeit auch als taktisches Manöver angesehen werden kann: Die Darstellung dieser Betätigung als „passiv“ – und damit eher für Frauen geeignet – bot gleichzeitig eine Legitimierung ihrer Arbeit. Eine gesellschaftliche Aufwertung zu einer aktiven, schaffenden und intellektuellen Tätigkeit hätte eine Verdrängung der Frauen aus diesem Bereich bedeutet und lag somit nicht in deren Interesse.

Stephen Greenblatt sieht es als Aufgabe der „Mobility Studies“ an, „versteckte“ Mobilität im übertragenen Sinne zu beleuchten, Mobilität, die „unconscious, unrecognized, or deliberately distorted“ sein kann.<sup>904</sup> Ein Großteil der Transferleistung der hier untersuchten Übersetzerinnen kann als solche „Mobilisierungsarbeit im

---

<sup>904</sup> Greenblatt, *Cultural Mobility*, S. 250 f.

Verborgenen“ angesehen werden. Sie fand in der Regel von der Öffentlichkeit unbemerkt und versteckt in der häuslichen Umgebung statt, sie wurde als rein unterstützende Zuarbeit deklariert oder gar anonym oder unter anderem Namen veröffentlicht. In den eigenständigen Übersetzungswerken wird jedoch deutlich, dass die Frauen stets zwischen Sichtbarkeit, z. B. in Vorworten und Fußnoten, und Unsichtbarkeit, z. B. durch Verschweigen des eigenen Namens oder Vorspiegelung einer männlichen Autorenidentität, schwankten.

Durch eine bewusste – oftmals versteckte, weil nicht deklarierte – Veränderung und Anpassung der Texte hatten die Übersetzerinnen jedoch Einfluss auf deren Rezeption. Allein die Auswahl und Vorstellung britischer Texte wie im „Morgenblatt für gebildete Stände“ stellte eine aktive und steuernde Tätigkeit dar, die das Bild von Großbritannien und der britischen Literatur im Kopf der deutschen Leser stark beeinflusste.

#### 4.1.2.2 Beitrag zum Kulturtransfer

Obwohl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Englischkenntnisse im Bildungsbürgertum allmählich zunahmen, war noch immer ein Großteil der Leserschaft auf Übersetzungen angewiesen. Englischsprachige Werke erreichten den deutschen Markt folglich fast immer in deutscher Übertragung, unabhängig vom Genre. Während Fachbücher in der Regel von entsprechenden Wissenschaftlern übersetzt wurden, waren die Übersetzer literarischer Werke im engeren Sinne eine weitaus weniger homogene Gruppe, die Studenten und städtische Angestellte ebenso umfassen konnte wie privat gebildete Frauen. Gerade im Bereich der Massenartikel, wie Romanen oder auch Reiseliteratur, gab es einen großen Bedarf an Übersetzern, die vor allem schnell arbeiten mussten. Übersetzerinnen wie Meta Wedekind bedienten diesen Bedarf und waren damit ein aktiver und fördernder Teil der „Leserevolution“. Selbst wenn ein Großteil des Lesepublikums literarisch weniger angesehene Genres wie Romane oder Reiseberichte bevorzugte, so konnten auch und gerade diese dem Leser den Weg zu anspruchsvollerer Lektüre ebnen. Caroline Michaelis wiederum trug mit ihrer Arbeit zu einer noch heute angesehenen deutschen Übersetzung mehrerer Shakespeare-Dramen bei, und damit zu einer Reihe der wichtigsten literarischen Werke des europäischen Literaturkanons. Shakespeares Werke wurden seit dem 18. Jahrhundert zunehmend im deutschen Sprachraum rezipiert und so beschleunigte eine literarisch gelungene deutsche Übersetzung zweifelsohne diese Faszination. Auch wenn es schwierig ist, Caroline Michaelis' Beitrag exakt zu messen, so ist durch diese Untersuchung deutlich geworden, dass sie nicht nur durch das Übersetzen einzelner Passagen, sondern auch durch die fachliche Diskussion und die Korrektur von Übersetzungsentwürfen und nicht zuletzt durch eine ordnende Abschrift erheblich zum Erfolg der Werke Shakespeares beitrug.

Während Meta Wedekind und Caroline Michaelis ganze Werke übersetzten bzw. an Gesamtübersetzungen beteiligt waren, war Therese Huber in erster Linie für die

Bekanntmachung und ausschnittsweise Vorstellung neuer Werke verantwortlich. Durch Zeitschriften wie das „Morgenblatt für gebildete Stände“ gelangten Neuigkeiten aus dem gesamten literarischen Spektrum (auch) aus dem englischsprachigen Ausland nach Deutschland. Dabei stellte die Auswahl aus kurzen Artikeln ein niedrigschwelliges Leseangebot dar, das Lesern einen einfachen Einstieg in ganz unterschiedliche Themengebiete bot. Auf diese Weise band die Zeitschrift zudem die Lesenden an sich, die von der Lektüre eines Gesamtwerkes aus ganz unterschiedlichen Gründen absahen.

Zusätzlich zu den genannten Tätigkeiten unterstützten die Frauen ihre gelehrten Ehemänner bei deren Projekten in vielfältiger Weise: von übersetzerischer Zu- und Mitarbeit über das Führen wichtiger Korrespondenz bis hin zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Reputation durch den angemessenen Empfang anderer Gelehrter im privaten Salon. Die Übersetzerinnen wurden somit auf unterschiedliche Art zu „Mobilisierern“ britischer Texte, die für den Großteil des deutschsprachigen Publikums erst durch eine Übersetzung rezipierbar wurden.

#### 4.1.2.3 Gelehrte Partner

Bei ihrer Arbeit waren die Übersetzerinnen in unterschiedlichem Maße von männlichen Mittlerfiguren abhängig. Dabei lässt sich die Unterstützung in aktive und passive Vermittlung unterteilen. Zur aktiven Vermittlung zählte zunächst der private Unterricht durch Verwandte und zum Teil durch Studenten, der die Basis für die fremdsprachliche Bildung der Frauen bildete. Später setzten meist die Ehemänner diese aktive Unterstützung fort. So erhielt Therese Heyne von ihrem zweiten Ehemann L. F. Huber Hilfe bei der Strukturierung und dem Verfassen von Texten. Meta Wedekind erfuhr ähnliche praktische Unterstützung durch Georg Forster, vor allem jedoch benötigte sie – zumindest anfangs – seine Vermittlung von Übersetzungsaufträgen. Caroline Michaelis arbeitete ebenfalls bei der Übersetzung eng mit ihrem Ehemann A. W. Schlegel zusammen, wobei es sich hierbei eher um gegenseitigen Austausch denn um einseitige Hilfe handelte.

Mindesten ebenso entscheidend wie die aktive Unterstützung war für die Frauen die passive, die vor allem den Zugang zu Bibliotheken und Übersetzungswerken beinhaltete. So waren die Privatbibliotheken der Väter die Orte, die den Kontakt mit englischsprachigen Werken herstellten. Einen Zugang zur offiziellen Universitätsbibliothek konnten die Professorentöchter nur in Ausnahmefällen und nur durch Vermittlung erhalten, da sie die Bibliothek nicht eigenständig als Ausleiherinnen nutzen konnten; die privaten Büchersammlungen waren jedoch meist problemlos zugänglich. Diese Situation setzte sich in der Ehe fort: Auch hier nutzten die Frauen die Bibliotheken ihrer Männer, aber auch deren persönliche Kontakte zu anderen Gelehrten.

Zweifelsohne bestand eine starke Abhängigkeit von Seiten der Frauen, jedoch darf die Bedeutung ihrer Arbeit für ihre jeweiligen Ehemänner nicht unterschätzt werden. Zahlreiche Projekte der Gelehrten wären ohne die Mitarbeit der Überset-

zerinnen nicht oder zumindest deutlich schwerer möglich geworden. Es hat sich gezeigt, dass die Ehemänner in der Praxis gerne die Hilfe ihrer Ehefrauen annahmen und oft auch deren Kritik einforderten und Meinung würdigten. Nach außen hin wurde jedoch – in beiderseitigem Einverständnis – stets das Bild der rein zuarbeitenden Tätigkeit der Frau aufrechterhalten.

#### 4.1.2.4 Position und Bewegung im sozialen Raum

Im Gegensatz zu den Buchhändlern waren die Übersetzerinnen, wie ihre gelehrten Partner, den Werten und Regeln des literarischen Feldes verpflichtet. Sie wuchsen in gelehrten Haushalten und einem universitär geprägten Umfeld auf und konnten persönliche Verbindungen aus diesem Umfeld auch als Erwachsene nutzen. Gleichzeitig waren sie als Frauen aus vielen Bereichen des öffentlichen Lebens ausgeschlossen, was ihre Einordnung in das von Bourdieu postulierte Feld erschwerte. Da sie keine institutionalisierte Bildung vorweisen konnten, gleichzeitig aber durch die private Bildung über viel inkorporiertes kulturelles Kapital und über ihre Familien auch über ein hohes soziales Kapital verfügten, ist zunächst von einer relativ starken Position im sozialen Raum auszugehen. Einer Erwerbstätigkeit gingen sie jedoch seltener oder nur für eine gewisse Zeit nach; und selbst dann konnte diese Tätigkeit kaum unmittelbar in symbolisches Kapital, also soziales Prestige oder eine berufliche Reputation, umgesetzt werden. Zudem war das symbolische Kapital viel stärker abhängig von den familiären Umständen als bei gelehrten Männern. Als Professorstöchter verfügten sie innerhalb des Bildungsbürgertums und des literarischen Feldes zunächst über einen hohen sozialen Stand, auch ohne institutionalisierte Bildung und berufliche Stellung. Diesen Stand konnten sie beibehalten, wenn auch der Ehemann über einen solchen verfügte. Sobald sie jedoch gegen die sozialen Normen verstießen, indem sie beispielsweise länger als angemessen unverheiratet blieben, ihren Ehemann verließen bzw. von diesem verlassen wurden oder mit Männern verkehrten, denen ein politisch und gesellschaftlich schlechter Ruf anhing, verschlechterte sich ihre soziale Position dramatisch. Anders als die Männer konnten sie meist auf kein eigenes symbolisches Kapital – wie beispielsweise eine hohe berufliche Reputation – vertrauen, das ihnen langfristig einen gewissen sozialen und gesellschaftlichen Stand gesichert hätte, sondern wurden rein über die Moralität, Sittenhaftigkeit und Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Pflicht als Frau definiert. Auf diese Weise waren sie besonders anfällig für Ansehensverlust durch gescheiterte Ehen. Leistungen im Bereich der Schriftstellerei oder Übersetzungstätigkeit wurden in dieser Beziehung kaum positiv anerkannt, wenn sie nicht als unterstützende Zusammenarbeit für den Ehemann innerhalb der ehelichen Pflichten gelten konnte. Jegliche darüberhinausgehende Arbeit wurde als Gefahr für die Erfüllung der wichtigeren Verpflichtungen gegenüber Ehemann und Kindern gesehen. Als alleinstehende und alleinerziehende Frau, besonders als Witwe, konnte die Arbeit für Geld eine gewisse Zeit gesellschaftlich toleriert werden, langfristig wurde jedoch eine Wiederheirat erwartet. Ohne angesehenen Ehemann, einflussreichen Vater oder zumindest Bruder

hatten die Frauen kaum Möglichkeiten, ihre soziale Position dauerhaft zu festigen, d.h., ihr Gesamtkapital innerhalb des literarischen Feldes zu erhalten.

Die stark eingeschränkte bzw. fremdbestimmte Mobilität im sozialen Raum steht damit im Gegensatz zur Mobilität von Kulturgut, hier Texte aus dem britischen Raum, die durch die Übersetzerinnen erst ermöglicht wurde. Während sie selbst in ihrer Bewegung eingeschränkt waren, konnten die Frauen Texte „mobilisieren“ und damit wiederum nicht nur eine intersprachliche Bewegung durch eine wortgetreue Übersetzung in Gang setzen, sondern im Zuge dieser Übersetzung und Übertragung den Text anpassen, kommentieren, den Lesern im deutschsprachigen Raum zugänglich machen und somit diese Aufnahmekultur beeinflussen und „bewegen“.

Gleichzeitig war jedoch die Arbeit der Übersetzerinnen als „Mobilisiererinnen“ von Texten auch abhängig von ihrer Lebensphase und gesellschaftlichen Position. So fällt Meta Wedekinds produktivste Phase in Bezug auf Übersetzungen genau in die Zeit großer Unsicherheit im Hinblick auf ihre Position im sozialen Raum, aber auch in eine Zeit relativer Unabhängigkeit von ihrem Noch-Ehemann. Ähnlich verhält es sich bei Therese Heyne, die erst als Witwe mit bereits erwachsenen Kindern die Möglichkeit hatte, erfolgreich als Redakteurin zu arbeiten. So wurden nicht nur die „Mobilisiererinnen“, sondern auch deren Übersetzungsobjekte – und damit indirekt auch die sich ausbildende und durch ursprünglich fremdsprachliche Texte beeinflusste „deutsche Nationalliteratur“ – in ihrer Mobilität zumindest in Bezug auf die Quantität durch gesellschaftliche Rollenzuteilungen begrenzt und behindert.

Dass die Frauen das Übersetzen aber trotz allem in so gut wie jeder Lebensphase in irgendeiner Form und dabei auf ganz unterschiedliche Weise praktizierten – sei es mit wortgetreuen Übersetzungen oder sinngemäßen und dem Zielpublikum angepassten Übertragungen – zeigt, dass sie die gesellschaftlichen Begrenzungen nicht nur kreativ umgingen, sondern im Rahmen der Möglichkeiten auch aktiv nutzten.

#### 4.1.2.5 Der Standort Göttingen als Einflussfaktor

Bei der Rolle der Professorenfamilien Göttingens ist eine Ambivalenz zu erkennen, die als symptomatisch für die Aufklärungszeit und den Aufstieg des Bildungsbürgertums betrachtet werden kann: Die Familien der Göttinger Professoren waren einerseits Vorreiter im Bereich der Mädchenbildung, indem sie ihren Töchtern eine weitaus umfassendere Bildung zukommen ließen als zeitgenössisch üblich. Dass Caroline Michaelis, Therese Heyne und Meta Wedekind nicht nur „weibliche“ Tätigkeiten wie Handarbeiten oder Haushaltsführung, sondern u. a. auch moderne Fremdsprachen wie Englisch erlernten, war für die Aufklärungszeit nicht selbstverständlich (wenn auch beispielsweise die klassischen Sprachen noch immer als ungeeignet für Mädchen galten). Hier zeigte sich nicht zuletzt die interkulturelle und häufig besonders anglophile Ausrichtung der Göttinger Professorenschaft. Die enge dynastische Verbindung brachte zudem auch gute infrastrukturelle Voraussetzungen mit sich: Gut ausgestattete öffentliche wie private Bibliotheken, eine gute



buchhändlerische Versorgung, der ständig mögliche Austausch mit international angesehenen Gelehrten sowie der gelegentliche Kontakt zu britischen Studenten waren für die Professorentöchter der Grundstein für ihre spätere Übersetzungstätigkeit.

Jedoch zeigte sich auch in den Göttinger Bildungsbürgerfamilien die für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts symptomatische Ambivalenz und Uneindeutigkeit in der Frage nach dem Stand der Frau in der Gesellschaft. Während einerseits eine umfassende Bildung auch für die Mädchen der Familien üblich war, waren andererseits die Rollenbilder klar definiert. Dass die Töchter ihr Wissen zu anderen Zwecken als der harmlosen Unterhaltung bei gesellschaftlichen Treffen, zur Bildung der eigenen Kinder oder zur Unterstützung des Ehemannes bei dessen beruflicher Tätigkeit einsetzten, war weder erwünscht noch akzeptiert. In den genannten Funktionen hatte eine gute und breite Bildung durchaus ihre Vorteile. Darüberhinausgehende, eigene Projekte waren jedoch nicht gern gesehen, da immer eine damit einhergehende Vernachlässigung wichtigerer Pflichten unterstellt wurde.

In der klaren gesellschaftlichen Trennung zwischen der männlichen und weiblichen „Sphäre“, also Öffentlichkeit und Privathaushalt, galt einem großen Teil des deutschen Bildungsbürgertums England mit seinen den Männern vorbehaltenen Clubs als Vorbild, das sich damit von der als „weibisch“ empfundenen höfischen Gesellschaft, die oftmals mit Frankreich assoziiert wurde, abgrenzte. Während die Übersetzungstätigkeit der Frauen somit durch die anglophile Ausrichtung und Infrastruktur Göttingens initiiert und gefördert wurde, verhinderte die durch die Aufklärung manifestierte Rollenverteilung in England wie Deutschland eine noch intensivere Nutzung der erworbenen Fähigkeiten und Kenntnisse im Sinne des Kulturtransfers.

## 4.2 Zusammenfassung

Während viele Untersuchungen zum Thema Kulturtransfer bzw. britisch-deutschen Kulturbeziehungen den Blick in erster Linie auf gelehrte Mittler richten, konnte gezeigt werden, dass die nicht-gelehrten Akteurinnen und Akteure im Umfeld der Universität in diesem Zusammenhang eine entscheidende und bislang zu Unrecht unterschätzte Rolle spielten. Import und Übersetzung britischer Literatur, der Verlag deutscher Übersetzungen und Vorstellung englischsprachiger Werke in deutschen Zeitschriften bildeten entscheidende Voraussetzungen für das zunehmende Interesse an der britischen Literatur und Kultur ab Mitte des 18. Jahrhunderts und den interkulturellen Austausch. Nur durch die Zusammenarbeit gelehrter und nicht-gelehrter Akteurinnen und Akteure konnten diese wichtigen kulturellen Entwicklungen so erfolgreich bewerkstelligt werden.

In puncto Position und Bewegung innerhalb des sozialen Raums zeigen sich jedoch deutliche Unterschiede zwischen der Buchhändlerin bzw. den Buchhändlern und den Übersetzerinnen. Zwischen Buchhändlerin bzw. Buchhändlern und Gelehrten

kam es aufgrund unterschiedlicher Sichtweisen und Werte immer wieder zu Spannungen und Auseinandersetzungen. Dennoch waren erstere insgesamt in ihrer Rolle akzeptiert und konnten durch beruflichen Erfolg ihre Position im sozialen Raum durchaus verbessern oder zumindest sichern. Eine hohe Position innerhalb des literarischen Feldes zu erreichen war ihnen zwar nicht möglich, jedoch lag dies auch kaum im Interesse der den Werten des ökonomischen Feldes verpflichteten Händlerin und Händler.

Die Übersetzerinnen dagegen waren mit den Regeln und Werten des literarischen Feldes aufgewachsen und vertraut. Als Frauen konnten sie jedoch ihre eigene Position innerhalb des Feldes nur indirekt beeinflussen, nicht durch ihre Übersetzungsarbeit oder sonstige berufliche Tätigkeit. Lediglich Heirat konnte ihren sozialen Status verändern, daher waren sie letztendlich immer abhängig von der Position ihres Ehemannes. Hier hat sich eine Schwäche in der Theorie Bourdieus gezeigt: Für die Einordnung in den sozialen Raum ist bei Bourdieu zumeist der ausgeübte Beruf entscheidend. Im Falle der bürgerlichen Frauen des 18./19. Jahrhunderts ist dies jedoch nicht nur kaum möglich, da sie in der Regel keiner klassischen Berufstätigkeit nachgingen, sondern im Falle einer tatsächlichen Berufstätigkeit auch schlicht nicht zutreffend, da diese ihren sozialen Status höchstens teilweise beeinflusste. Eine Definition über Bildung und Beruf fand für die Frau in der Aufklärungszeit kaum statt – entscheidend waren vielmehr zum einen die Erfüllung der gesellschaftlich vorgesehenen Rolle als Ehefrau und Mutter, zum anderen die soziale Position des Ehemannes, die auf die Ehefrau übertragen wurde.

In dieser Beziehung erwiesen sich die Werte der Aufklärung für den kulturellen Austausch zwischen Großbritannien und Deutschland als gleichermaßen förderlich wie restriktiv. Die Universität Göttingen zog nicht nur eine relativ große Zahl von international gut vernetzten und interessierten Gelehrten an, sondern suchte auch bewusst nach solchermaßen ausgerichteten und kompetenten Buchhändlern. Die den Ideen der Aufklärung verbundenen Professoren ließen ihren Töchtern eine gute Bildung, vor allem auch in modernen Fremdsprachen zukommen, die durch den Zugang zu den väterlichen Bibliotheken und den Kontakt zu anderen Gelehrten aus dem persönlichen Umfeld noch ausgebaut wurde. Damit schuf das aufgeklärte und international ausgerichtete Umfeld der Universität Göttingen die Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen den „Universitätsverwandten“ und Gelehrten im britisch-deutschen Kulturtransfer.

Gleichzeitig wurde jedoch die Arbeit der Übersetzerinnen durch das Frauenbild der Aufklärung immer wieder behindert. Trotz der guten und umfassenden Bildung war eine literarische Erwerbsarbeit von Frauen nicht erwünscht und wurde zum Teil offen angefeindet. Die Übersetzerinnen waren aufgrund struktureller Widrigkeiten (wie z. B. mangelndem Zugang zu Bibliotheken oder Gelegenheit zu Auslandsreisen) bei ihrer Arbeit häufig auf männliche Unterstützung angewiesen. Während die Sicherheit der Ehe in dieser Hinsicht viele Möglichkeiten eröffnen konnte, zeigten sich die Übersetzerinnen gerade in Zeiten relativer Unabhängigkeit als teilweise besonders aktive „Mobilisiererinnen“ britischen Kulturguts. Auch die Arbeit

der Buchhändlerin und Buchhändler litt zuweilen unter dem Habitus der Bildungselite, die so manches Mal eine Zusammenarbeit bewusst zu umgehen suchte.

Die Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit geben anschauliche Einblicke in eine Umbruchepoche innerhalb der Gelehrten- und Verlagswelt, in der das Umfeld der Universität Göttingen zur Zeit der Personalunion ein besonderes Spannungsfeld darstellte. Den Ausgangspunkt für die Untersuchung bildete zunächst die Frage nach der Art der Zusammenarbeit zwischen Verlegern und freien Übersetzern als „Mobilisierer“ bei der Verbreitung des Schrifttums der Aufklärungszeit auf der einen und den Mitgliedern der Gelehrtenrepublik auf der anderen Seite. Zudem sollte untersucht werden, wie die ambivalente Auslegung des Gleichheitsgedankens in der Aufklärungszeit diese Kooperation beeinflusste.

Es hat sich gezeigt, dass einerseits die Bewegung von Objekten im britisch-deutschen Kulturtransfer durch die Arbeit der „Universitätsverwandten“, und insbesondere durch die Kooperation mit gelehrten Akteuren, entscheidend gefördert und oft erst möglich gemacht wurde, andererseits die Möglichkeiten zur abstrakten Bewegung der nicht-gelehrten Akteurinnen und Akteure innerhalb des literarischen Feldes durch die Werte und den Habitus des Bildungsbürgertums sowie die zeitgenössische Geschlechterordnung begrenzt waren. Gerade Gelehrte aus dem universitären Umfeld, die in der Vergangenheit häufig im Zentrum der Untersuchungen im Bereich Kulturtransfer standen und als wichtige „Mobilisierer“ von Kulturgut galten, konnten aufgrund von Überlegenheitsgefühlen unterschiedlicher Art teilweise den Kulturtransfer durch nicht-gelehrte Akteurinnen und Akteure behindern. Gleichzeitig sorgte eine gute und auf Augenhöhe stattfindende Kooperation zwischen den ungleichen Partnern für einen besonders erfolgreichen Transfer.

In der vorliegenden Arbeit wurde der Kulturtransfer aus einem neuen Blickwinkel und bewusst differenziert betrachtet: Zum einen wurden mit den „Universitätsverwandten“ ganz unterschiedliche Akteure und deren wichtiger Beitrag zum britisch-deutschen Kulturtransfer erstmals zusammen und unter einem gemeinsamen Aspekt in den Mittelpunkt gerückt und umfassend beleuchtet. Zum anderen konnte die ambivalente Rolle der gelehrten Mittler aus dem universitären Umfeld aufgedeckt werden, die durch Kooperation mit den „Universitätsverwandten“ den Transfer von Kulturgut sowohl erheblich befördern als auch – geprägt von den Werten des literarischen Feldes und von einer sich neu ausformenden Geschlechterordnung – ebenso stark erschweren konnten.



## 5 Anhang

### 5.1 Abbildungen

- Abb. 1:** Gesamtzahl an Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche im „Vollständige[n] Verzeichniß der Bücher, welche um beygesetzte Preise zu haben sind bey sel. Abraham Vandenhoecks Witwe, Universitätsbuchhändlerin zu Göttingen“ von 1785..... 70
- Abb. 2:** Durchschnittliche Zeit in Jahren zwischen englischer Erstveröffentlichung und der aufgelisteten deutschen Übersetzung im „Vollständige[n] Verzeichniß der Bücher, welche um beygesetzte Preise zu haben sind bey sel. Abraham Vandenhoecks Witwe, Universitätsbuchhändlerin zu Göttingen“ von 1785..... 71
- Abb. 3:** Erwerbungen „englischer“ Bücher (aus dem „Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger [Oster-/Michaelis]-Messe [1784–1794] und von andern Ländern angeschaffet worden [...] sind“)..... 75

## 5.2 Quellen- und Literaturverzeichnis

### 5.2.1 Archivquellen

#### Berlin

Staatsbibliothek zu Berlin, Musikabteilung mit Mendelssohn-Archiv  
Mus. ep. Forkel, J. N. 4 u. 5.

#### Bern

Bürgerbibliothek Bern

AvH an Vandenhoeck-Parry, Anna: 1: Albrecht von Haller an Anna Vandenhoeck, Bern, 18.09.1754.

N Albrecht von Haller 105.67, Vandenhoeck, Anna: Brief Anna Vandenhoeck an Albrecht von Haller vom 12.12.1753.

#### Bonn

Universitätsbibliothek Bonn

Autogr. Albrecht von Haller an Anna Vandenhoeck, Bern, 22. 2. 1775.

#### Göttingen

Universitätsarchiv Göttingen (UniA Gö)

Kur. 8496: Buchhandel in Göttingen.

Kur. 8525: Johann Christian Dieterich (Buchhändler).

Vandenhoeck-Archiv (V.-Archiv)

[Zitierte Quellen im Anhang]

#### Hannover

Hauptstaatsarchiv Hannover/Niedersächsisches Landesarchiv

Hann. 92: Deutsche Kanzlei in London.

#### London

British Library

Sloane 4053, f 21: Abram Vandenhoeck, of Hamburg: Letter to Sir H.

Sloane: 1733.

Westminster Archives

St Martin-in-the-Fields Register of Baptisms, Volume 10 (Accession 419).

#### München

Bayerische Staatsbibliothek (BSB)

J. Schereriana VIII: J. G. Forster an Meta Wedekind, M. d. 11. Aug. 1792.

Th. Huber an M. Liebeskind (Wedekind), 1813.

#### Oxford

Bodleian Library

MSS. Eng. misc. d.609: Papers of Charles H. Parry.

### 5.2.2 Zeitschriften

Allgemeine Literatur-Zeitung (A. L. Z.)

Göttingische Gelehrte Anzeigen (GGA)

Gentleman's Magazine

Historisch-politisches Magazin, nebst litterarischen Nachrichten

Morgenblatt für gebildete Stände

### 5.2.3 Quelleneditionen

Georg Forsters Werke. *Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, 18 Bde., Berlin: Akademie-Verlag 1958–1982.

HEUSER, Magdalene (Hrsg.), *Therese Huber: Briefe*, 7 Bde., Tübingen: Niemeyer 1999–2005 (Bd. 1-5), Berlin (u. a.): De Gruyter 2011–2013 (Bd. 6 & 7).

HUBER, Therese (Hrsg.), *Johann Georg Forster's Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben*, 2 Teile, Leipzig: Brockhaus 1829.

JOOST, Ulrich (Hrsg.), *Der Briefwechsel zwischen Johann Christian Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984.

JOOST, Ulrich (Hrsg.), *Mein scharmantestes Geldmännchen: Gottfried August Bürgers Briefwechsel mit seinem Verleger Dieterich*, Göttingen: Wallstein 1988.

JOOST, Ulrich/SCHÖNE, Albrecht (Hrsg.), *Briefwechsel. Georg Christoph Lichtenberg*, 5 Bde., München: Beck 1983–2004.

KOŠENINA, Alexander (Hrsg.), *Johann Jakob Engel. Briefwechsel aus den Jahren 1765 bis 1802*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1992.

LEITZMANN, Albert/SCHÜDDEKOPF, Carl (Hrsg.), *Lichtenbergs Briefe*, 3 Bde., Leipzig: Dieterich 1901–1904.

LEUSCHNER, Brigitte (Hrsg.), *Schriftstellerinnen und Schwesterseelen. Der Briefwechsel zwischen Therese Huber (1764–1829) und Karoline Pichler (1769–1843)*, Marburg: Tectum-Verlag 1995.

PROMIES, Wolfgang (Hrsg.), *Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe*, 4 Bde., 3. Aufl., Frankfurt am Main: Zweitausendeins 1994.

SAUER, August (Hrsg.), *Aus dem Briefwechsel Bürger und Leopold Friedrich Günther von Goeckingh*, (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3), Weimar: Böhlau 1890.

SCHMIDT, Erich/WAITZ, Georg (Hrsg.), *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, 2 Bde., Leipzig: Insel Verlag 1913.

STRODTMANN, Adolf (Hrsg.), *Briefe von und an Gottfried August Bürger: Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit*, 4 Bde., Berlin: Paetel 1874.

#### 5.2.4 Literaturverzeichnis

[HOWARD, Isabella], *Für junge Frauenzimmer, sich und ihre künftigen Männer glücklich zu machen, a. d. Engl. der Gräfin v. Carlisle, nebst einem Versuch der Übersetzerin über weibliche Delicatesse*, Leipzig: Jacobäer 1791.

[VANDENHOECK, Anna], *Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger [Oster-/Michaelis]-Messe und von andern Ländern angeschaffet worden und um beygesetzte billige Preise zu bekommen sind zu Göttingen bey der Wittve Vandenhöck*, Band I (1.1784–6.1786), Göttingen[: Vandenhoeck] 1784–1786.

[VANDENHOECK, Anna], *Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger [Oster-/Michaelis]-Messe und von andern Ländern angeschaffet worden und um beygesetzte Preise zu bekommen sind zu Göttingen bei Vandenhöck und Ruprecht*, Band II (7.1787–22.1794), Göttingen[: Vandenhoeck & Ruprecht] 1787–1797.

[VANDENHOECK, Anna], *Vollständiges Verzeichniß der Bücher, welche um beygesetzte Preise zu haben sind bey sel. Abraham Vandenhoecks Witwe, Universitätsbuchhändlerin zu Göttingen*, 2 Bde., Göttingen: Vandenhoeck 1785.

ANONYM, *Die Bastille, oder Carl Townley, ein Mann aus der großen Welt*, 4 Bde., Leipzig: Fritsch 1790.

ANONYM, *Kamilla, oder ein Gemälde der Jugend*. Mit einer Vorrede von J. R. Forster, Berlin (u. a.): Nicolai 1798.

APPEL, Sabine, *Caroline Schlegel-Schelling: Das Wagnis der Freiheit*. München: Beck 2013.

ASCH, Ronald G. (Hrsg.), *Hannover, Großbritannien und Europa. Erfahrungsraum Personalunion 1714–1837* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 277), Göttingen: Wallstein 2014.

BACHLEITNER, Norbert, „Übersetzungsfabriken“. Das deutsche Übersetzungswesen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)*, 14:1, (1989), S. 1-49.

BASSNETT, Susan, „The Translation Turn in Cultural Studies“, in: Susan Bassnett/André Lefevere, *Constructing cultures: essays on literary translation*, Clevedon (u. a.): Multilingual Matters 1998, S. 123-140.

BASSNETT, Susan, *Translation Studies*, 3<sup>rd</sup> ed., London: Routledge 2002.

BASSNETT, Susan/LEFEVERE, André (Eds.), *Translation, History and Culture*, London: Pinter 1990.



- BECKER-CANTARINO, Barbara, *Schriftstellerinnen der Romantik: Epoche, Werke, Wirkung*, München: Beck 2000.
- BEHLER, Ernst, *Die Zeitschriften der Brüder Schlegel: Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Romantik*, Darmstadt: WBG 1983.
- BENEKE, Otto, „Schlosser, Johann Ludwig“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, (1890), [Onlinefassung], URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd129802727.html?anchor=adb> [09.03.2020].
- BERG, Gunter, „Die Selbstverlagsidee bei deutschen Autoren im 18. Jahrhundert“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Band VI, Frankfurt am Main 1966, Sp. 1371-1396.
- BERNAYS, Michael, *Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare*, Leipzig: Hirzel 1872.
- BLATTER, Christoph, *Johann Jakob Engel (1741–1802), Wegbereiter der modernen Erzählkunst: Untersuchungen zur Darstellung von Unmittelbarkeit und Innerlichkeit in Engels Theorie und Dichtung*, Bern (u. a.): Lang 1993.
- BLINN, Hansjürgen (Hrsg.), *Shakespeare-Rezeption. Die Diskussion um Shakespeare in Deutschland*, 2 Bde., Berlin: Schmidt 1982/88.
- BOBETH, Johannes, *Die Zeitschriften der Romantik: Preisschrift der Knust-Stiftung in Leipzig*, Leipzig: Haessel 1911.
- BOURDIEU, Pierre, *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2012.
- BOURDIEU, Pierre, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999.
- BOURDIEU, Pierre, *The Field of Cultural Production: Essays on art and literature*, Cambridge: Polity Press 1993.
- BOURDIEU, Pierre/PASSERON, Jean-Claude, *Reproduction in education, society and culture*, London: Sage Publication 1977.
- BOVENSCHEN, Silvia, *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchung zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979.
- BOWEN, H. V., „Clive, Robert, first Baron Clive of Plassey (1725–1774)“, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford University Press 2004, online edition, Jan 2008, URL: <http://www.oxforddnb.com/view/article/5697> [09.03.2020].
- BRANDES, Ernst, *Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben*, 3 Bde., Hannover: Hahn 1802.

- BROWN, Hilary, „Luise Gottsched and the reception of French enlightenment literature in Germany“, in: Gillian E. Dow (Ed.), *Translators, Interpreters, Mediators: women writers 1700–1900*, Oxford (u. a.): Lang 2007, S. 21–36.
- BÜHRING, Benjamin, *Die Deutsche Kanzlei in London und die English Chancery in Hannover als Träger der Personalunion zwischen Großbritannien und Kurhannover 1714–1760*, Dissertation masch. Universität Göttingen 2012.
- BÜRGER, Gottfried August, „Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern“, in: *Deutsches Museum*, (Nov. 1777), 11. Stück, Bd. 2, S. 435–455.
- BURKE, Peter, „Translating Knowledge, Translating Cultures“, in: Michael North (Hrsg.), *Kultureller Austausch. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*. Köln (u. a.): Böhlau 2009, S. 69–78.
- CAMPE, Joachim Heinrich, *Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron*, 1789, 4. Aufl., Braunschweig: Schulbuchhandlung 1791.
- CERSOWSKY, Peter, „Wunderbare Welt‘. Zu Bürger und Shakespeare“, in: Peter-André Alt (Hrsg.), *Prägnanter Moment: Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik. Festschrift für Hans-Jürgen Schings*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2002, S. 105–126.
- CONRAD, Hermann, *Unechtheiten in der ersten Ausgabe der Schlegelschen Shakspeare-Übersetzung (1797–1801): nachgewiesen aus seinen Manuskripten*, Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1912.
- CUMMINGS, A. J. G., „The Business Affairs of an Eighteenth Century Lowland Laird: Sir Archibald Grant of Monymusk, 1696–1778“, in: T. M. Devine (Ed.), *Scottish Elites: proceedings of the Scottish Historical Studies Seminar, University of Strathclyde, 1991–1992*, Edinburgh: Donald 1994, S. 43–61.
- DALEY, Margaretmary, *Women of letters: A study of self and genre in the personal writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rahel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim*, Columbia, SC: Camden House 1998.
- DAMM, Sigrid, „Caroline Schelling, geborene Michaelis. Begegnung mit Caroline“, in: Traudel Weber-Reich (Hrsg.), *„Des Kennenlernens werth“: Bedeutende Frauen Göttingens*, Göttingen: Wallstein 1993, S. 53–71.
- DAMM, Sigrid, *„Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen“: Caroline Schlegel Schelling in ihren Briefen*, Darmstadt: Luchterhand 1988.
- DAMM, Sigrid, *Caroline Schlegel-Schelling: Ein Lebensbild in Briefen*, Frankfurt am Main: Insel Verlag 2009.
- DANN, Otto (Hrsg.), *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation: ein europäischer Vergleich*, München: Beck 1981.

- DARNTON, Robert, *The Kiss of Lamourette: reflections in cultural history*, London (u. a.): Faber & Faber 1990.
- DOROW, Wilhelm (Hrsg.), *Elisabeth von Stägemann, Erinnerungen für edle Frauen: nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen*, 2 Bde., Leipzig: Hinrichs 1846.
- DOW, Gillian E. (Ed.), *Translators, Interpreters, Mediators: women writers 1700–1900*, Oxford (u. a.): Lang 2007.
- DRYDEN, John, „De Arte Graphica (A Parallel betwixt Painting and Poetry)“, in: A. E. Wallace Maurer/George R. Guffey (Eds.), *The works of John Dryden, Vol. XX: Prose 1691–1698: De Arte Graphica and Shorter Works*, Berkeley (u. a.): University of California Press 1989.
- DÜLMEN, Andrea van (Hrsg.), *Frauenleben im 18. Jahrhundert*, München (u. a.): Beck 1992.
- EBEL, Wilhelm, „Die Professoren-Witwen-und-Waisenkasse“, in: Ders., *Memorabilia Göttingensia: elf Studien zur Sozialgeschichte der Universität*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1969, S. 73-100.
- EBEL, Wilhelm, *Catalogus professorum Göttingensium: 1734–1962*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1962.
- ECHARTI, Karolin, „Übersetzungen im späten 18. Jahrhundert – Kommunikation via Paratext“, in: Steffen Hölscher/Sune Erik Schlitte (Hrsg.), *Kommunikation im Zeitalter der Personalunion (1714–1837). Prozesse, Praktiken, Akteure*, Göttingen: V&R Academic 2014, S. 103-124.
- EL-AKRAMY, Ursula, „Caroline Schlegel-Schelling: Salonnière und Shakespeare-Übersetzerin“, in: Sabine Messner/Michaela Wolf (Hrsg.), *Übersetzung aus aller Frauen Länder. Beiträge zu Theorie und Praxis weiblicher Realität in der Translation*, Graz: Leykam 2001, S. 71-76.
- ENDERLE, Winfried, „Britische und europäische Wissenschaft in Göttingen. Die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen als Wissensportal im 18. Jahrhundert“, in: Elmar Mittler (Hrsg.), *„Eine Welt allein ist nicht genug“. Großbritannien, Hannover und Göttingen 1714–1837* (Göttinger Bibliotheksschriften 31), Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek 2005, S. 161-178.
- ENDERLE, Winfried, „Ein König – viele Wege zu Bücherwissen. Die Göttinger Universitätsbibliothek im Kontext der deutschen und britischen Bibliothekslandschaften 1734–1820“, in: Arnd Reitemeier, *Kommunikation und Kulturtransfer im Zeitalter der Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover. „To prove that Hanover and England are not entirely synonymous“*, Göttingen: Universitätsverlag 2014, S. 208-233.

- ENGELSING, Rolf, „Romantische Buchhandelsutopien“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, VIII:1/2 (1966), Sp. 323-332.
- ENGELSING, Rolf, *Der Bürger als Leser*, Stuttgart: Metzler 1974.
- ESPAGNE, Michel (Hrsg.), *Frankreichfreunde. Mittler des französisch-deutschen Kulturtransfers (1750–1850)* (Deutsch-französische Kulturbibliothek 7), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1996.
- ESPAGNE, Michel/WERNER, Michael, „Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsgegenstand. Eine Problemskizze“, in: Michel Espagne/Michael Werner (Hrsg.), *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIII<sup>e</sup>–XIX<sup>e</sup> siècle)*, Paris: Ed. Recherche sur les Civilisations 1988, S. 11-34.
- ESPAGNE, Michel/WERNER, Michael, „Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S.“, in: *Francia*, 13 (1985), S. 502-510.
- EVEN-ZOHAR, Itamar, „The position of translated literature within the literary polysystem“, in: James Holmes/Jose Lambert/Raymond van den Broek (Eds.), *Literature and Translation*, Leuven: ACCO 1978, S. 117-127.
- EVEN-ZOHAR, Itamar, „The Position of Translated Literature within the Literary Polysystem“, in: *Poetics Today*, 11:1 (1990), S. 45-51.
- EVERS, Timo, „...to rescue the science of music from the mysterious darkness in which it was wrapped.“ *August Friedrich Christoph Kollmann und seine Schriften. Biographie, Theorie und Expertise im Kontext musikalischer Wissensvermittlung um 1800*, Hildesheim (u. a.): Olms 2018.
- FABIAN, Bernhard, „Die Meßkataloge und der Import englischer Bücher nach Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“, in: Reinhard Wittmann/Bertold Hack (Hrsg.), *Buchhandel und Literatur: Festschrift für Herbert G. Göpfert*, Wiesbaden: Harrassowitz 1982, S. 164-168.
- FABIAN, Bernhard, „Englisch-deutsche Kulturbeziehungen im achtzehnten Jahrhundert“, in: Barbara Schmidt-Haberkamp (u. a.) (Hrsg.), *Europäischer Kulturtransfer im 18. Jahrhundert. Literaturen in Europa. Europäische Literatur?* (Aufklärung und Europa 13), Berlin: BWV Berliner Wissenschaftsverlag 2003, S. 35-44.
- FABIAN, Bernhard, „English Books and Their Eighteenth-Century German Readers“, in: Paul J. Korshin (Ed.), *The widening circle: essays on the circulation of literature in eighteenth-century Europe*, Pennsylvania: University of Pennsylvania Press 1977, S. 117-196.

- FABIAN, Bernhard, „Göttingen als Forschungsbibliothek im achtzehnten Jahrhundert. Plädoyer für eine neue Bibliotheksgeschichte“, in: Paul Raabe (Hrsg.), *Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?* (Wolfenbütteler Forschungen 2), Bremen: Jacobi 1977, S. 209-239.
- FABIAN, Bernhard, *Selecta Anglicana. Buchgeschichtliche Studien zur Aufnahme der englischen Literatur in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert* (Veröffentlichung des Leipziger Arbeitskreises zur Geschichte des Buchwesens 6), Wiesbaden: Harrassowitz 1994.
- FABIAN, Bernhard, *The English Book in Eighteenth-Century Germany* (The Panizzi lectures 1991), London: British Library 1992.
- FERTIG, Ludwig, „Es wäre der Mühe wert zu untersuchen...“: *Wenke, Merck, Lichtenberg und die Pädagogik der Aufklärung*, Darmstadt: Justus-von-Liebig-Verlag 2009.
- FICHTE, Johann Gottlieb, *Reden an die deutsche Nation*, Berlin: Realschulbuchhandlung 1808.
- FINCKH, Ruth (Hrsg.), *Das Universitätsmamsellen-Lesebuch. Fünf gelehrte Frauenzimmer, vorgestellt in eigenen Werken*, Göttingen: Universitätsverlag 2015.
- FISCHER, Axel, *Das Wissenschaftliche der Kunst: Johann Nikolaus Forkel als Akademischer Musikdirektor in Göttingen* (Abhandlungen zur Musikgeschichte 27), Göttingen: V&R unipress 2015.
- FISCHER, Bernhard, „Cottas ‚Morgenblatt für gebildete Stände‘ in der Zeit von 1807 bis 1823 und die Mitarbeit Therese Hubers“, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, 43 (1995), S. 203-239.
- FLINDT, Emil, *Über den Einfluß der englischen Literatur auf die deutsche des 18. Jahrhunderts*, Charlottenburg: Gertz 1897.
- FRANK, Johann Peter, *System einer vollständigen medicinischen Polizey*, 9 Bde., Mannheim (u. a.): Schwan und Götz 1779–1819.
- FREEDMAN, Jeffrey, „Zwischen Frankreich und Deutschland. Buchhändler als Kulturvermittler“, in: Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.), *Kulturtransfer im Epochenumbbruch Frankreich–Deutschland 1770–1815*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1997, S. 445-498.
- FRIEDRICH, Wolfgang, „Gottfried August Bürger und der Buchhandel. Zum 160. Todesjahr des Dichters“, in: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, 121 (1954) (Leipziger Ausgabe), S. 502-504.

- FÜSSEL, Marian, „Akademische Konstellationen um 1800. Zeitgenössische Wahrnehmungen der Universitäten Halle und Göttingen im Vergleich“, in: Joachim Bauer u. a. (Hrsg.), *Universität im Umbruch. Universität und Wissenschaft im Spannungsfeld der Gesellschaft um 1800*, Stuttgart: Steiner 2010, S. 95-119.
- FÜSSEL, Marian, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit* (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt: WBG 2006.
- GEBHARDT, Peter, *A. W. Schlegels Shakespeare-Übersetzung. Untersuchungen zu seinem Übersetzungsverfahren am Beispiel des Hamlet*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1970.
- GEIGER, Ludwig, *Therese Huber: 1764 bis 1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau*, Stuttgart: Cotta 1901.
- GESTRICH, Andreas/SCHAICH, Michael (Eds.), *The Hanoverian Succession. Dynastic politics and Monarchical Culture*, Farnham (u. a.): Ashgate 2015.
- GILLE, Klaus F., „Germanistik and Nation in the 19th century“, in: Menno Spiering (Ed.), *Nation Building and Writing Literary History* (Yearbook of European Studies 12), Amsterdam (u. a.): Rodopi 1999, S. 27-55.
- GILOT, Michel, „Guyot de Merville“, in: *Dictionnaire des journalistes (1600–1789)*, URL: <http://dictionnaire-journalistes.gazettes18e.fr/journaliste/382-michel-guyot-de-merville> [21.01.2020].
- GOLDFRIEDRICH, Johann, *Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740–1804)*, Leipzig: Verlag des Börsenvereins der Dt. Buchhändler 1909.
- GÖRNER, Rüdiger, *Dover im Harz: Studien zu britisch-deutschen Kulturbeziehungen*, Heidelberg: Winter 2012.
- GREBE, Solveig, *Diplomates' Tales – Diplomaten-geschichte. Alltagspraxis, Lebenswelt-konstruktion und politische Selbstwahrnehmung in Zeiten der konsolidierten Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover (1774–1783)*, Dissertation masch. Universität Göttingen 2015.
- GREENBLATT, Stephen, *Cultural Mobility. A manifesto*, Cambridge (u. a.): Cambridge University Press 2010.
- GREINER, Norbert, *Übersetzung und Literaturwissenschaft* (Grundlagen der Übersetzungsforschung 1), Tübingen: Narr 2004.

- GRIESEBNER, Andrea, „Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie. Methodologische Anmerkungen aus der Perspektive der Frühen Neuzeit“, in: Veronika Aegerter (u. a.) (Hrsg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte*. Beiträge der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung 1998, Zürich: Chronos 1999, S. 129-137.
- GRIMM, Jacob/GRIMM, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch*, 16 Bde. in 32 Teilbänden, Leipzig 1854–1961.
- GUNDOLF, Friedrich, *Shakespeare und der deutsche Geist*, Berlin: Bondi 1911.
- GUTH, Karl-Maria (Hrsg.), *Luise Wiedemann. Erinnerungen*, Berlin 2014 (Erstdruck: Göttingen: Vereinigung Göttinger Bücherfreunde 1929).
- HABERMAS, Rebekka, *Frauen und Männer des Bürgertums: eine Familiengeschichte (1750–1850)*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000.
- HAMBERGER, Georg Christoph/MEUSEL, Johann Georg, *Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*, Bd. 11:5, durchaus verm. u. verb. Ausg., Lemgo: Mayersche Buchhandlung 1805.
- HARPPRECHT, Klaus/DANE, Gesa, *Die Universitäts-Mamsellen: fünf Göttinger Damen, die teilweise schön, allesamt reizvoll, begabt und gebildet, gewiss aber so gescheit waren wie die meisten Professoren*, Göttingen: Deuerlich 1988.
- HÄSELER, Jens/MCKENNA, Anthony (éds.), *Les traducteurs huguenots* (Vie de Huguenots 20), Paris: Champion 2002.
- HAUKE, Marie-Kristin, „Die Kunst des Klimperns. Buchhändlerische Werbestrategien und die Kommerzialisierung des Buchmarktes am Ende des 18. Jahrhunderts“, in: *Das achtzehnte Jahrhundert*, 32:2 (2008), S. 226-239.
- HAUSEN, Karin (Hrsg.), *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2012.
- HAYM, Rudolf, *Die romantische Schule: Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes*, Berlin: Gaertner 1870.
- HEBENSTREIT, Ernst Benjamin Gottlieb, *Lehrsätze der medicinischen Polizeywissenschaft*, Leipzig: Dyk 1791.
- HERDER, Johann Gottfried von, *Über die neuere deutsche Litteratur: Sammlung von Fragmenten: Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend*, [Riga: Hartknoch] 1767.
- HERLYN, Ulfert (Hrsg.), *250 Jahre Evangelisch-Reformierte Gemeinde Göttingen: Festschrift*, Göttingen: Evangelisch-Reformierte Gemeinde 2003.

- HEUSER, Magdalene, „Die Jugendbriefe von Therese Heyne-Forster-Huber. Ver-gewisserung der (weiblichen) Subjektivität“, in: Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit (Hrsg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln (u. a.): Böhlau 2001, S. 275-298.
- HEUSER, Magdalene, „Georg und Therese Forster – Aspekte einer gescheiterten Zusammenarbeit“, in: Bodo Plachta (Hrsg.), *Literarische Zusammenarbeit*, Tübingen: Niemeyer 2001, S. 101-119.
- HEUSER, Magdalene, „Lektüre-Übersetzung-Vermittlung. Therese Hubers Redaktionstätigkeit für Cottas Morgenblatt für gebildete Stände“, in: *Oxford German Studies*, 42:2 (August 2013), S. 158-172.
- HILMES, Carola, *Georg Forster und Therese Huber: Eine Ehe in Briefen*, in: *Goethezeit-portal*, URL: [http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/hilmes\\_forster\\_huber.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/hilmes_forster_huber.pdf) [09.03.2020].
- HOBSBAWM, Eric J., *Nationen und Nationalismus: Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt am Main: Campus-Verlag 1991.
- HOVELER, Diane Long, *Gothic Feminism: The Professionalization of Gender from Charlotte Smith to the Brontës*, University Park, Pa.: Pennsylvania State University Press 1998.
- HONEGGER, Claudia, *Die Ordnung der Geschlechter*, Frankfurt am Main (u. a.): Campus 1991.
- HORN, Gisela, „Mir kann nicht genügen an dieser bedingten Freiheit...“: *Frauen der Jenaer Romantik; Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel, Sophie Schubart-Mereau-Brentano*, Jena: Dominopius 2013.
- HUBER, Ludwig Ferdinand, *L. F. Huber's Sämtliche Werke seit dem Jahre 1802 nebst seiner Biographie*, 4 Bde., Stuttgart (u. a.): Cotta 1806–1819.
- HUBER, Therese, „Kindestreue“, in: [Victor Aimé Huber (Hrsg.)], *Therese Huber: Erzählungen*, 4. Teil, Leipzig: Brockhaus 1831, S. 2-84.
- HUBER, Therese, *Bemerkungen über Holland: aus dem Reisejournal einer deutschen Frau*, Leipzig: Fleischer 1811.
- HUBER, Therese, *Ellen Percy oder Erziehung durch Schicksale*, Wien: Schade 1827.
- HULME, Peter/YOUNGS, Tim (Eds.), *Cambridge Companion to Travel Writing*, Cambridge (u. a.): Cambridge University Press 2002.
- IM HOF, Ulrich, *Das gesellige Jahrhundert: Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München: Beck 1982.



- JEFCOATE, Graham, „,Etwas Gutes von deutschen Büchern‘: Henry Escher, ‚German bookseller‘ in London um 1800“, in: Bernhard Fabian/Clemens Zintzen (Hrsg.), *Pegasea. Walter Georg Olms zum 85. Geburtstag*, Hildesheim: Weidmann 2012, S. 51-65.
- JEFCOATE, Graham, „Charles Heydinger: A German Bookseller in Eighteenth-Century London, 1766–1784“, in: Werner Huber (Ed.), *The Corvey Library and Anglo-German Cultural Exchanges, 1770–1837*, München: Fink 2004, S. 35-54.
- JEFCOATE, Graham, „German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London. Evidence and interpretation“, in: Barry Taylor (Ed.), *Foreign-Language Printing in London 1500–1900*, Boston Spa (u. a.): British Library 2002, S. 1-36.
- JEFCOATE, Graham, „Wilhelm Best und der Londoner Buchhandel. Ein deutscher Diplomat im Dienst der Universitätsbibliothek Göttingen im 18. Jahrhundert“, in: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte*, 6 (1996), Wiesbaden: Harrassowitz 1996, S. 199-210.
- JEFCOATE, Graham, *Deutsche Drucker und Buchhändler in London 1680–1811, Strukturen und Bedeutung des deutschen Anteils am englischen Buchhandel* (Archiv für Geschichte des Buchwesens – Studien 12), Berlin (u. a.): De Gruyter 2015.
- JEFCOATE, Graham/KLOTH, Karen, *A Catalogue of English Books before 1801 Held by the University Library at Göttingen*, 4 Bde., Hildesheim: Olms-Weidmann 1987–88.
- JOHNS, Alessa, „The Book as Cosmopolitan Object: Women’s Publishing, Collecting and Anglo-German Exchange“, in: Jennie Batchelor/Cora Kaplan (Eds.), *Women and Material Culture, 1660–1830*, Basingstoke (u. a.): Palgrave Macmillan 2007, S. 176-191.
- JOHNS, Alessa, *Bluestocking Feminism and British-German Cultural Transfer, 1750–1837*, Ann Arbor: University of Michigan Press 2014.
- JOOST, Ulrich, „Einleitung“, in: Ders. (Hrsg.), *Der Briefwechsel zwischen Johann Christian Dieterich und Ludwig Christian Lichtenberg*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984, S. 7-16.
- KAMINSKI, Katharina, „Caroline Schlegel-Schelling – ein Leben zwischen Aufklärung und Romantik“, in: Elke Pilz (Hrsg.), *Bedeutende Frauen des 18. Jahrhunderts. Elf biographische Essays*, Würzburg: Königshausen und Neumann 2007, S. 49-62.
- KEMPE, Michael, „Die Anglo-Swiss Connection. Zur Kommunikationskultur der Gelehrtenrepublik in der Frühaufklärung“, in: Robert Seidel (Hrsg.), *Wissen und Wissensvermittlung im 18. Jahrhundert: Beiträge zur Sozialgeschichte der Naturwissenschaften zur Zeit der Aufklärung*, Heidelberg: Palatina Verlag 2001, S. 71-91.

- KIESEL, Helmuth/MÜNCH, Paul, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert: Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Marktes in Deutschland*, München: Beck 1977.
- KIRKLEY, Laura, „Elements of the other: Mary Wollstonecraft and translation“, in: Gillian E. Dow (Ed.), *Translators, Interpreters, Mediators: women writers 1700–1900*, Oxford (u. a.): Lang 2007, S. 83-98.
- KLEBMANN, Eckart, *Universitätsmamsellen: fünf aufgeklärte Frauen zwischen Rokoko, Revolution und Romantik* (Die Andere Bibliothek 281), Frankfurt am Main: Eichborn 2008.
- KOCH, Max, *Über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert*, Leipzig: Teubner 1883.
- KONTLER, Lázló, „Translation and Comparison: Early-Modern and Current Perspectives“, in: *Contributions to the History of Concepts*, 3 (2007), S. 71-102.
- KORD, Susanne, *Sich einen Namen machen: Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900*, Stuttgart (u. a.): Metzler 1996.
- KOŠENINA, Alexander/WEHRHAHN, Matthias, *Johann Jakob Engel (1741–1802). Leben und Werk des Berliner Aufklärers. Ausstellung zum 250. Geburtstag*, Berlin: Universitätsbibliothek der Freien Universität 1991.
- KOSSMANN, Ernst Ferdinand, *De Boekhandel te 's-Gravenhage tot het eind van de 18de eeuw*, 's-Gravenhage [Den Haag]: Nijhoff 1937.
- KRAKE, Astrid, „How art produces art“ – Samuel Richardsons „Clarissa“ im Spiegel ihrer deutschen Übersetzungen, Frankfurt am Main (u. a.): Lang 2000.
- LEERSEN, Joep, „Introduction: Writing National Literary Histories in the nineteenth century“, in: Menno Spiering (Ed.), *Nation Building and Writing Literary History* (Yearbook of European Studies 12), Amsterdam (u. a.): Rodopi 1999, S. IX-XV.
- LICHTENBERG, Georg Christoph, *Epistel an Tobias Göbhardt in Bamberg über eine auf Johann Christian Dieterich in Göttingen bekannt gemachte Schmähschrift*, Göttingen: Dieterich 1776.
- LICHTENBERG, Georg Christoph, *Friedrich Eckhardt an den Verfasser der Bemerkungen zu seiner Epistel an Tobias Göbhardt*, Göttingen: Dieterich 1776.
- LIEBESKIND, Johann Heinrich, *Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Theil von Teutschland, Preußen, Kurland und Liefland, während des Aufenthalts der Franzosen in Mainz und der Unruben in Polen*, Strasburg: 1795.

- LÖSEL, Barbara, „Anna Vandenhoeck, geborene Parry“, in: Traudel Weber-Reich (Hrsg.), *Des Kennenlernens werth. Bedeutende Frauen Göttingens*, Göttingen: Wallstein 1993, S. 13-26.
- LÖSEL, Barbara, *Die Frau als Persönlichkeit im Buchwesen: dargestellt am Beispiel der Göttinger Verlegerin Anna Vandenhoeck (1709–1787)*, Wiesbaden: Harrassowitz 1991.
- LÜCHOW, Anette, „,Eine Gans unsrer Stadt‘. Die Göttinger ‚Universitätsmamsellen‘“, in: Ulrich Joost (Hrsg.), *Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung*, München (u. a.): Hanser 1992, S. 197-201.
- LUND, Hannah Lotte, „Manches mehr als Musen... – Preußens ‚jüdische Salonièren‘“, in: Elke-Vera Kotowski (Hrsg.), *Salondamen und Frauenzimmer: Selbstemanzipation deutsch-jüdischer Frauen in zwei Jahrhunderten*, Berlin (u. a.): De Gruyter 2016, URL: <https://doi.org/10.1515/9783110276633-003>, S. 11-27.
- LÜSEBRINK, Hans-Jürgen, *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*, 2. aktual. und erw. Aufl., Stuttgart (u. a.): Metzler 2008.
- MARTIN, Alison E. (Ed.), *Travel Narratives in Translation, 1750–1830. Nationalism, Ideology, Gender*, New York (u. a.): Routledge 2012.
- MAURER, Michael, „Europa als Kommunikationsraum in der Frühen Neuzeit“, in: Klaus-Dieter Herbst/Stefan Krachtowil (Hrsg.), *Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main (u. a.): Lang 2009, S. 11-23.
- MAURER, Michael, *Aufklärung und Anglophilie in Deutschland*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987.
- MELLE, W. von, „Klefeker, Johann“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, (1882) [Onlinefassung], URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd120662639.html?anchor=adb> [22.01.2020].
- METZ-BECKER, Marita, „Georg Forsters ‚Häusliches Glück‘. Das Leben mit Therese Heyne in Göttingen, Wilna und Mainz“, in: *Georg-Forster-Studien*, XIV (2009), S. 57-84.
- MICHAELIS, Johann David, *Lebensbeschreibung: Von ihm selbst abgefaßt*, Rinteln: Expedition der theologischen Annalen 1793.
- MICHAELIS, Johann David, *Versuch über die siebenzig Wochen Daniels: Ein Auszug dessen, was er in seinem critischen Collegio über das neunte Capitel Daniels neues bemercket hat*, Göttingen (u. a.): Dieterich 1771.
- MIDDELL, Matthias (Hrsg.), *Kulturtransfer und Vergleich*, (comparativ 10:1), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2000.

- MITTLER, Elmar (Hrsg.), „*Eine Welt allein ist nicht genug*“. *Großbritannien, Hannover und Göttingen 1714–1837* (Göttinger Bibliotheksschriften 31), Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek 2005.
- MUHS, Rudolf/PAULMANN, Johannes/STEINMETZ, Willibald (Hrsg.), *Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert* (Arbeitskreis Deutsche England-Forschung 32), Bodenheim: Philo-Verlagsgesellschaft 1998.
- MÜLLER, Winfried, *Die Aufklärung* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 61), München: Oldenbourg 2002.
- Netzwerk Naamkunde [Seite des Meertens Instituut Amsterdam], Variatie in familienamen, Vormvariatie, URL: [http://www.naamkunde.net/?page\\_id=164](http://www.naamkunde.net/?page_id=164) [27.03.2020].
- NIEMEYER, Beatrix, „Ausschluss oder Ausgrenzung? Frauen im Umkreis der Universität im 18. Jahrhundert“, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1, Frankfurt am Main: Campus 1996, S. 275-294.
- NÖRTEMANN, Regina, „Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese“, in: Angelika Ebrecht (u. a.) (Hrsg.), *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*, Stuttgart: Metzler 1990, S. 211-224.
- OBIER, Marlies, „‘Ich ging ums Leben nicht von hier’: Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling in Mainz 1792“, in: Anne Jüssen (Hrsg.), *Die Töchter der Loreley: Romantik, Revolution und Feynsinn: Frauen am Rhein*, Königstein/Taunus: Helmer 2004, S. 86-95.
- OEHLER, Johanna, „*Abroad at Göttingen*“. *Britische Studenten als Akteure des Kultur- und Wissenstransfers 1735–1806*. Göttingen: Wallstein 2016.
- OLLROG, Wolfgang, „Johann Christoph Gatterer, der Begründer der wissenschaftlichen Genealogie“, in: *Archiv für Sippenforschung*, 47, 81/82:2 (1981), S. 1-140.
- OPTZ-BELAKHAL, Claudia, *Geschlechtergeschichte* (Historische Einführungen 8), Frankfurt am Main (u. a.): Campus 2010.
- OPPEL, Horst, *Englisch-deutsche Literaturbeziehungen. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts* (Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik 1), Berlin: Schmidt 1971.
- OTT, Ulrich (Hrsg.), „*Alles...von mir!*“. *Therese Huber (1764–1829), Schriftstellerin und Redakteurin*, bearb. von Andrea Hahn und Bernhard Fischer, Marbach am Neckar: Dt. Schillergesellschaft 1993.

- Outram, Dorinda, *Aufbruch in die Moderne. Die Epoche der Aufklärung*, Stuttgart: Belser 2006.
- OZ-SALZBERGER, Fania, „The Enlightenment in Translation: Regional and European Aspects“, in: *European Review of History: Revue européenne d'histoire*, 13:3 (2006), S. 385-409.
- PAGEL, Julius Leopold, „Wichmann, Johann Ernst“, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, 42 (1897), S. 313 [Onlinefassung], URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117336327.html#adbcontent> [09.03.2020].
- PAINE, Thomas, *Die Rechte des Menschen: Eine Antwort auf Herrn Burke's Angriff gegen die Französische Revolution; Nebst der von Ludwig XVI. angenommenen Konstitutions-Acte*, 3 Bde., Berlin: Voss 1792–1793.
- PANKE-KOCHINKE, Birgit, *Göttinger Professorenfamilien. Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhangs im 18. und 19. Jahrhundert* (Forum Frauengeschichte 4), Pfaffenweiler: Centaurus 1993.
- PASCAL, Roy (Hrsg.), *Shakespeare in Germany. 1740–1815*, Neuaufl. der 1. Aufl., Berlin (u. a.): Octagon 1971.
- PIOZZI, Hester Lynch, *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland*, 2 Bde., Frankfurt am Main (u. a.): Varrentrapp und Wenner 1790.
- POOVEY, Mary, *The proper lady and the woman writer: Ideology as style in the works of Mary Wollstonecraft, Mary Shelley, and Jane Austen*, Chicago (u. a.): University of Chicago Press 1984.
- PRICE, Lawrence Marsden, *Die Aufnahme englischer Literatur in Deutschland 1500–1960*, Bern/München: Francke 1961.
- Protokolle über die Sitzungen des Vereins für die Geschichte Göttingens*, Göttingen, 1893–1907.
- PÜTTER, Johann Stephan, *Der Büchernachdruck nach ächten Grundsätzen des Rechts geprüft*, Göttingen: Vandenhoeck 1774.
- PÜTTER, Johann Stephan, *Selbstbiographie: zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorsstelle zu Göttingen...*, 2 Bde., Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1798.
- PÜTTER, Johann Stephan, *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen*, 2 Bde., Göttingen: Vandenhoeck 1765–1788.
- RAABE, Paul, „Der Buchhändler im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland“, in: Giles Barber/Bernhard Fabian (Hrsg.), *Buch und Buchhandel in Europa im achtzehnten Jahrhundert: fünftes Wolfenbütteler Symposium vom 1. bis 3. November 1977: Vorträge*, Hamburg: Dr. Ernst Hauswedell & Co. 1981, S. 271-291.

- RAABE, Paul, „Der Verleger Friedrich Nicolai, ein preussischer Buchhändler der Aufklärung“, in: Ders., *Bücherlust und Lesefreuden: Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Stuttgart: Metzler 1984, S. 141-164.
- RAABE, Paul, *Bücherlust und Lesefreuden: Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Stuttgart: Metzler 1984.
- RAVEN, James, „Cheap and Cheerless: English Novels in German Translation and German Novels in English Translation, 1770–1799“, in: Werner Huber (Ed.), *The Corvey Library and Anglo-German Cultural Exchanges, 1770–1837* (Corvey-Studien 8), München: Fink 2004, S. 1-34.
- REITEMEIER, Arnd, „Hannover und Großbritannien. Die Personalunion 1714–1837“, in: Niedersächsisches Landesmuseum Hannover (Hrsg.), *Als die Royals aus Hannover kamen. Hannovers Herrscher auf Englands Thron*, Dresden: Sandstein 2014, S. 18-45.
- REULECKE, Martin, *Caroline Schlegel-Schelling: Virtuosin der Freiheit; eine kommentierte Bibliographie*, Würzburg: Königshausen und Neumann 2010.
- RICHARDSON, Samuel, *Clarissa, Die Geschichte eines vornehmen Frauenzimmers*, 8 Bde., Göttingen: Vandenhoeck 1748–1753.
- RIOTTE, Torsten, „Transfer durch Personalunion. Großbritannien-Hannover 1714–1837“, in: Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG) (Hrsg.), *Europäische Geschichte Online (EGO)*, Mainz 2012, URL: <http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-netzwerke/dynastische-netzwerke/torsten-riotte-transfer-durch-personalunion-grossbritannien-hannover-1714-1837> [21.08.2017].
- RKD – Nederlands Instituut voor Kunstgeschiedenis [Niederländischen Institut für Kunstgeschichte], Collections, Explore, RKDartists, Jacobus van der Spijk, URL: <https://rkd.nl/explore/artists/419589> [27.03.2020].
- ROCHE, Geneviève, „Les traductions-relais en Allemagne au 18e siècle“, in: *Grenzgänge*, 1:2 (1994), S. 21-50.
- ROCHE, Geneviève, „Übersetzen am laufenden Band. Zum Beispiel Ludwig Ferdinand Huber & Co.“, in: Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.), *Kulturtransfer im Epochenumbruch Frankreich-Deutschland 1770–1815*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1997, S. 331-360.
- ROHLFING, Helmut, „Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Universitätsbibliothek“, in: Balbina Bäbler/Heinz-Günther Nesselrath (Hrsg.), *Christian Gottlob Heyne: Werk und Leistung nach zweihundert Jahren* (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge 32), Berlin (u. a.): De Gruyter 2014, S. 145-157.

- ROHLFS, Matthias (Hrsg.), *Königl. Groß-Britannischer und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgscher Staats-Calender auf das Jahr 1784*, Lauenburg: Meyer/Berenberg-sche Druckerey 1784.
- ROBBECK, Brigitte, *Zum Trotz glücklich. Caroline Schlegel-Schelling und die romantische Lebenskunst*. München: Siedler 2008.
- ROUSSEAU, Jean-Jacques, *Emile oder Von der Erziehung*, München: Artemis & Winkler 1979.
- RUPRECHT, Wilhelm, „Göttinger Gelehrtenbuchhandlungen. Pläne aus der Frühzeit der Georg August-Universität.“ in: *Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels*, XXI (1930), S. 195-231.
- RUPRECHT, Wilhelm, *Väter und Söhne. Zwei Jahrhunderte Buchhändler in einer deutschen Universitätsstadt*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1935.
- RUTZ, Andreas, „Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen“, in: *zeitenblicke*, 1:2 (2002), [20.12.2002], URL: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/2002/02/rutz/index.html> [16.03.2020].
- SALMONOWICZ, Stanislaw, „Königsberg, Thorn und Danzig. Zur Geschichte Königsbergs als Zentrum der Aufklärung“, in: Heinz Ischreyt (Hrsg.), *Zentren der Aufklärung. 2: Königsberg und Riga*, Tübingen: Niemeyer 1995 (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 16), S. 9-28.
- SCHAFF, Barbara, „John Tompson’s English Miscellanies 1737–1766 in the Context of Eighteenth-Century British-German Cultural Relations“, in: Barbara Schaff/Johannes Schlegel/Carola Surkamp (Hrsg.), *The Institution of Literature*, Göttingen: V&R Academic 2017, S. 45-56.
- SCHETTLER, Irmgard, *Gattung und Geschlecht. Reiseberichte deutscher Frauen 1780–1850*, Tübingen: Niemeyer 1999.
- SCHERL, Sophia, *Die deutsche Übersetzungskultur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Meta Wedekind und ihre Übersetzung der Rights of Man* (Transkulturalität – Translation – Transfer 6), Berlin: Frank & Timme 2014.
- SCHINDEL, Carl Wilhelm Otto August von, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*, 3 Bde., Leipzig: Brockhaus 1823–25.
- SCHLEGEL, August Wilhelm, *Kritische Schriften*, 2 Bde., Berlin (u. a.): Reimer (u. a.) 1828.
- SCHMID, Pia, „Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800“, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1, Frankfurt am Main: Campus 1996, S. 327-345.

- SCHMIDT-HABERKAMP, Barbara (u. a.) (Hrsg.), *Europäischer Kulturtransfer im 18. Jahrhundert. Literaturen in Europa. Europäische Literatur?* (Aufklärung und Europa 13), Berlin: BWV Berliner Wissenschaftsverlag 2003.
- SCHNEIDER, Ulrich Johannes (Hrsg.), *Kultur der Kommunikation. Die europäische Gelehrtenrepublik im Zeitalter von Leibniz und Lessing*, Wiesbaden: Harrassowitz 2005.
- SCHÖN, Erich, „Vorlesen, Literatur und Autorität im 18. Jahrhundert. Zum Wandel von Interaktionsstrukturen im Umgang mit Literatur“, in: Hans Erich Bödecker (Hrsg.), *Histoires du livre, nouvelles orientations, actes du Colloque* [International Geschichte des Buches – Histoire du Livre – History of the Book. Forschungsperspektiven der Geschichte des Buchwesens à l’Institut d’Histoire Max-Planck de Göttingen] du 6 et 7 septembre 1990, Göttingen, Paris: IMEC Éd. (u. a.), 1995 (Collection In octavo 1), S. 199-224.
- SCHRÖDER, Konrad, „‘Hardly has a university had a more distinguished master of languages than Tompson was.’ (Johann David Michaelis, 1768) – John Tompson’s Personality, his Biography, and his Significance for English Language Teaching and English Studies in Germany“, in: Barbara Schaff/Johannes Schlegel/Carola Surkamp (Hrsg.), *The Institution of English Literature*, Göttingen: V&R unipress 2017, S. 25-44.
- SCHUMANN, Jutta, „‘mithin die druckerey fortzuführen ohnvermögend?’ – Augsburger Buchdruckerinnen im 17. und 18. Jahrhundert“, in: Helmut Gier u. a. (Hrsg.), *Augsburger Buchdruck und Verlagswesen*, Wiesbaden: Harrassowitz 1997, S. 553–569.
- SEIBERT, Peter, *Der literarische Salon: Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz*, Stuttgart: Metzler 1993.
- SELLE, Götz von, *Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737–1937*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1937.
- SELWYN, Pamela E., *Everyday Life in the German Book Trade: Friedrich Nicolai as bookseller and publisher in the age of Enlightenment 1750–1810*, University Park, Pa.: Pennsylvania State University Press 2000.
- SHACKLETON, Robert, *Montesquieu. A Critical Biography*, Oxford: Oxford University Press 1961, S. 117.
- SIEGEL, Monika, „*Ich hatte einen Hang zur Schwärmerey...*“ *Das Leben der Schriftstellerin und Übersetzerin Meta Forkel-Liebeskind im Spiegel ihrer Zeit*, Dissertation, Technische Universität Darmstadt 2001, URL: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de/222/1/Meta.pdf> [09.03.2020].



- SIEGEL, Monika, „Meta Forkel-Liebeskind und Georg Forster: Nur eine Arbeitsbeziehung – oder auch Freundschaft?“, in: *Georg-Forster-Studien*, XIV (2009), S. 85-104.
- SIMON, Sherry, *Gender in Translation: Cultural identity and the politics of transmission*, London (u. a.): Routledge 1996.
- SMITH, Charlotte Turner, *Desmond: eine Geschichte in Briefen*, 3 Bde., Hamburg: Hoffman 1793.
- SPARN, Walter, „Vernünftiges Christentum. Über die geschichtliche Aufgabe der theologischen Wissenschaften im 18. Jahrhundert in Deutschland“, in: Rudolf Vierhaus (Hrsg.), *Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1985, S. 18–57.
- SPIECKERMANN, Marie-Luise, „Die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande“. Nützliches Wissen aus Britannien auf dem deutschen Buchmarkt des achtzehnten Jahrhunderts“, in: *Mitteilungen Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz*, N. F. 10 (2001), S. 113-121.
- SPIECKERMANN, Marie-Luise, „Dorothea Margarete Liebeskind (1765–1853). Übersetzerin von wissenschaftlicher Literatur und Unterhaltungsromanen englischer Autorinnen“, in: Brunhilde Wehinger/Hilary Brown (Hrsg.), *Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert. Übersetzerinnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz* (Aufklärung und Moderne 12), Hannover: Wehrhahn 2008, S. 141-164.
- STEDMANN, Gesa/ZIMMERMANN, Margarete (Hrsg.), *Höfe, Salons, Akademien. Kulturtransfer und Gender im Europa der Frühen Neuzeit*, Hildesheim (u. a.): Olms 2007.
- STOCKHORST, Stefanie (Ed.), *Cultural Transfer through Translation. The Circulation of Enlightened Thought in Europe by Means of Translation*, Amsterdam: Rodopi 2010.
- STRUCK, Bernhard, „Reise und Kulturtransfer. Möglichkeiten und Grenzen eines Forschungskonzeptes“, in: Gesa Stedmann/Margarete Zimmermann (Hrsg.), *Höfe, Salons, Akademien. Kulturtransfer und Gender im Europa der Frühen Neuzeit*, Hildesheim (u. a.): Olms 2007, S. 213-240.
- STRUZYK, Brigitte, *Caroline unterm Freiheitsbaum: Ansichtssachen*, Darmstadt: Luchterhand Literaturverlag 1988.
- STUBER, Martin (u. a.) (Hrsg.), *Hallers Netz: Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung* (Studia Halleriana 9), Basel: Schwabe 2005.
- STUMMANN-BOWERT, Ruth, „Caroline Böhmer in Mainz: „Im Anfang schwärmte ich herzlich“, in: *Georg-Forster-Studien*, XIV (2009), S. 105-132.

- SUTTON, C. W., „Clayton, Sir Richard, first baronet (1745–1828)“, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford University Press 2004, URL: <http://www.oxforddnb.com/oxforddictionaryofnationalbiography.han.sub.uni-goettingen.de/view/article/5578> [21.01.2015].
- Svenskt biografiskt lexikon [Schwedisches biographisches Lexikon], Bd. 26 (1987–1989), S. 84, „Murray, släkt“, URL: <https://sok.riksarkivet.se/sbl/artikel/8574> [28.01.2020].
- TOPPE, Sabine, „Mutterschaft und Erziehung zur Mütterlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1, Frankfurt am Main: Campus 1996, S. 346-359.
- TOZE, Eobald, *Der gegenwärtige Zustand von Europa, worin die natürliche und politische Beschaffenheit der Europäischen Reiche und Staaten aus bewährten Nachrichten beschrieben wird*, Wismar (u. a.): Berger 1767.
- TZOREF-ASHKENAZI, Chen, „The Travel Writer as Translator. The Case of Friedrich Ludwig Langstedt (1750–1804)“, in: Alison E. Martin/Susan Pickford (Eds.), *Travel Narratives in Translation, 1750–1830. Nationalism, Ideology, Gender*, New York (et al.): Routledge 2012, S. 133-153.
- UHLIG, Ludwig, *Georg Forster: Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers (1754–1794)*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004.
- UMAN, Deborah, *Women as Translators in Early Modern England*, Newark: University of Delaware Press 2012.
- VANDENHOECK & RUPRECHT (Hrsg.), *Auf den Spuren von Forschung und Lehre. 275 Jahre Verlag Vandenhoeck & Ruprecht (Festschrift)*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2010.
- VELLUSIG, Robert, *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*, Wien (u. a.): Böhlau 2000.
- VIERHAUS, Rudolf, „Die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Die jüngere Schwester der alten Dame Universität“, in: *Göttinger Jahrbuch*, 47 (1999), S. 103-111.
- VIERHAUS, Rudolf, „Göttingen. Die modernste Universität im Zeitalter der Aufklärung“, in: Alexander Demandt (Hrsg.), *Stätten des Geistes. Große Universitäten Europas von der Antike bis zur Gegenwart*, Köln: Böhlau 1999, S. 245-256.
- WACZKAT, Andreas, „Forkel’s Muse: Meta Forkel-Liebeskind and how Johann Nikolaus Forkel Read Works in English“, in: *Göttinger Handel-Beiträge*, 15 (2014), S. 196-205.

- WAWN, Andrew, „James Six and the Court of Brunswick, 1781–82“, in: *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Kulturen*, 220 (1983), S. 241-267.
- WECKEL, Ulrike, „Der Fieberfrost des Freiherrn“, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hrsg.), *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Bd. 1, Frankfurt am Main: Campus 1996, S. 360-372.
- WEHINGER, Brunhilde/BROWN, Hilary (Hrsg.), *Übersetzungskultur im 18. Jahrhundert. Übersetzerinnen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz* (Aufklärung und Moderne 12), Hannover: Wehrhahn 2008.
- WELLENREUTHER, Hermann, „Von der Interessenharmonie zur Dissoziation. Kurhannover und England in der Zeit der Personalunion“, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte*, 67 (1995), S. 23-42.
- WERKSTETTER, Christine, *Frauen im Augsburger Zunft Handwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert* (Colloquia Augustana 14), Berlin: Akademie-Verlag 2001.
- WERNER, Michael, „Kulturtransfer und *Histoire croisée*. Zu einigen Methodenfragen der Untersuchung soziokultureller Interaktionen“, in: Stephan Braese/Ruth Vogel-Klein (Hrsg.), *Zwischen Kablschlag und rive Gauche. Deutsch-französische Kulturbeziehungen 1945–1960*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2015, S. 21-42.
- WIENFORT, Monika, *Verliebt, verlobt, verheiratet: Eine Geschichte der Ehe seit der Romantik*, München: Beck 2014.
- WILLENBERG, Jennifer, *Distribution und Übersetzung englischen Schrifttums im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, München: Saur 2008.
- WILLNAT, Elisabeth (Hrsg.), „*Liebster, bester, einziger Freund*“: Erinnerung an den Verleger, Buchdrucker und Buchhändler Johann Christian Dieterich (1722–1800), Mainz: Dieterich 2000.
- WILLNAT, Elisabeth, *Johann Christian Dieterich. Ein Verlagsbuchhändler und Drucker in der Zeit der Aufklärung*. Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung 1993.
- WITTMANN, Reinhard, *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert: Beiträge zum literarischen Leben 1750–1880*, Tübingen: Niemeyer 1977.
- Wöchentliche Anzeige der neuesten deutschen, englischen, französischen, holländischen, italienischen etc. Bücher, Landcharten, Music, Kupferstiche usw.: wobey nebst dem Formate, dem Verleger und dem Druckorte, zugleich die Preise angezeigt sind, wofür jedes von dem Verleger selbst verkauft wird*, Gotha/Göttingen: Dieterich 1768–1770.

WOLPERS, Theodor, „Göttingen als Vermittlungszentrum englischer Literatur im 18. Jahrhundert“, in: Reinhard Lauer (Hrsg.), *Philologie in Göttingen. Sprach- und Literaturwissenschaft an der Georgia Augusta im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert* (Göttinger Universitätschriften A 18), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2001, S. 91-136.

WUNDER, Heide, „Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert“. Zur geschlechtsspezifischen Teilung und Bewertung von Arbeit in der Frühen Neuzeit“, in: Karin Hausen (Hrsg.), *Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1993, S. 19-39.

ZADOW, Mario Alexander, *Karl Friedrich Schinkel – ein Sohn der Spätaufklärung. Die Grundlagen seiner Erziehung und Bildung*, Stuttgart (u. a.): Edition Menges 2001.

ZIEGLER, Uwe (Hrsg.), *„In unserer Liebe nicht glücklich“. Kultureller Austausch zwischen Großbritannien und Deutschland 1770–1840*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014.

### 5.3 Quellen aus dem Vandenhoeck-Archiv

In der vorliegenden Arbeit zitierte und verwendete Quellen aus dem Vandenhoeck-Archiv in Transkription:

#### Nr. 270

[Michaelis-Messe 1748]

Einnahme Michaeli Messe in Leipzig 1748

Herr Nicolai	22	Clarissa	11
Knoch	13	dito	7
Particulier	1	dito	1
Hechtel	13	dito	7
Geißler	6	dito	3
Clanner	13	dito	7
Herold	13	dito	7
Kleyber	4	dito	2.12
Heinsins	6	dito	3.8
Particulier	3	dito	3
	1	Linner Systema	1
	1	Ludwig Institutionem – Rerum Vegetabili	16
André	13	Clarissa	7
Gesner	6	dito	3.12
	1	Icones Anatomicarum Taf[...?] 11. [...] folio	2
	1	Segners Physia	-18
Gesner	4	Clarissa	2.8

Schwan	2	dito		1.4
Lanckisches	13	dito		7
	12	Halleri Physiologia	8	4
Bierwirth	7	Clarissa		3.12
	6	Rieß Disputations		9
	1	Clarissa	93.18	1
Martini	13	dito		7
Metzler	13	dito		7
Stöter	13	dito		7
		Icones Anatomicarum Taf[...] 1.11.111.		
		folio		5
	1	Boerhaave Praelactiones Complet [?]		5
	1	Clarissa		1
Teubner	2	dito		1.4
Herold	13	dito		7
		von Herr Langenheim		22
Knoch	13	Clarissa	8	7
Melchior	1	dito	8	14
Richter	12	dito	164.12	6
Berger	2	dito		1.4
Merkwitz	6	dito		3.12
		Monsieur Roch Etudiant en		<u>1.1</u>
		Droit		176.4

**Nr. 284**

[Jubilate-Messe 1749]

[Anfang der Auflistung auf dem vorigen Blatt]

## Ansons Reise

4	Herr Alberti	10,, - ,, -
10	Scheidhauer	22,, 12,, -
10	Walther Dresden	22,, 12,, -
2	Grosse Nordhausen	5,, - ,, -
1	Particulier	3,, - ,, -
7	Koppe	17,, 12,, -
4	Fleischer	10,, - ,, -
7	Hubert	17,, 12,, -
5	Nicolai	11,, 6,, -
6	Bierwirth	14,, -
3	Berger	7,, 12,, -
1	Particulier	3,, - ,, -
2	Krauss	5,, - ,, -
5	Hemmerdt	12,, 12,, -

3	Bauer	7,, 12,, -
1	Particulier	3,, - ,, -
1	dito	3,, - ,, -
2	Schwan	5,, - ,, -
11	Garbe	25,, - ,, -
2	Deetz	5,, - ,, -
2	Weber Erfurt	5,, - ,, -
1	Particulier	3,, - ,, -
10	Gsellins	
1	Griesbach	2,, 12,, -
2	Ehrhardt	5,, - ,, -
2	Schutze	5,, - ,, -
10	Meisner	22,, 12,, -
12	Eslinger	15,, - ,, -
1	Meyrer [?]	2,, 12,, -
1	Particulier	3,, - ,, -
1	Metzler	2,, 12,, -
15	Heydegger	37,, 12,, -
2	Rumphs [?]	5,, - ,, -
2	Kiesewetter	5,, - ,, -
1	von Hardenberg	3,, - ,, -
1	Dyck	2,, 12,, -
2	Hartung	
<hr/>		
153		328,, 18,, -
319		672,, 18,, -
<hr/>		
472		1001,, 12,, -

**Nr. 285**

[Jubilate-Messe 1747]

Einnahme vor Clarissa		3 und 4.ter Theil Jub. Messe 1747
1	Herr Berger Wismar	1,, 4,,
8	Kunckel Stettin	4,, 16,,
19	Geisler halb. Bezahlt	3,, 12
30	Nicolai	15,, -
19	Herold	10,, 6
1	Dyck	- 14
30	Spener	
28	Korn	14,, -
7	Kleybe[?]	2,, 12
1	Muller	- 14
<hr/>		
24.	1 und 2.ter Theil Hartung	
6	_____ Kopper	12,, -
1	_____ Vigeling[?]	3,, 6,, -
2	_____ Bierwirth	- 13 -
3	_____ Schwan	1,, 15 -
2	_____ Teubner	1,, 12 -
1	_____ Deetz	- ,, 12 -
4	_____ Piet[...?]	2,, -
<hr/>		

1	Particulier	1,, -	44	22,, 10 -
30	Hartung Königsberg	16, -		
1	Particulier	1,, -		
6	Bartholomaei	3,, 6,, -		
8	Alberti	4,, -		
1	Grosse	- 14 -		
13	Stoeter [?]	7,, - ,, -		
13	Koppe	7,, - ,, -		
1	Vierling	- 13		
4	Monath	2,, - ,, -		
25	Brandt	13 -		
1	Particulier	1,, -		
1	- dito -	1,, -		
2	Martini	1,, -		
4	Huberty	2,, - ,, -		
4	Bierwirth	2,, - ,, -		
20	Bohn	10,, 20,, -		
6	Schwan	3,, 6 -		
19	Andrae	9,, 12,, -		
12	Gsellins	6,, 12, -		
5	Griesbach	2,, 12,, -		
10	Meisner	1,, - -		
1	Particulier			
13	Teubner	6,, 12 -		
3	Meyer Lemgonn [?]	1,, 12,, -		
2	Metzler	1 - -		
1	Deetz	- 12 -		
8	Pietsch	4,, - ,, -		
	Heydegger			
<hr/>				
361		172,, 15,, -		

**Nr. 307**

[8.11.1728]

Know all men by these presents that I Robert Parry of the parish of St. Martin in the Fields in the County of Middlx Perfumer have remissed released and for ever quit claimed and by these presents doe remise release and for ever quit claim unto Abraham Vandenhoeck of the Precinct of St. Mary le Savoy Bookseller his Heires Executors and Administrators All and all manner of Action or Actions Cause and Causes of Action Suites Bills Bonds Writings Obligatory Debts Dues

Duties Accompts Sum(m) and Summes of Mony Judgment  
 Executions Extents Quarrels Controversies Trespasses  
 Damages and Demands whatsoever both in Law and  
 Equity or otherwise howsoever which against the said  
 Abraham Vandenhoeck I the said Robert Parry  
 ever had And which my Heires  
 Executors or Administrators shall or may have claim  
 Challenge or Demand for or by reason or meanes of any  
 matter cause or thing whatsoever [sic] from the begin(n)ing of  
 the World unto the say of the date of these presents  
 In witness whereof I have hereunto set my hand and Seal  
 the Eight day of November in the Second  
 Year of the Reign of our Sovereign Lord th. Second  
 by the Grace of God of Great Britain France and  
 Ireland King Defender of the Faith etc. anno[...] Dni 1728.

Sealed and delivered Robert Parry  
 in the presence of  
 John Gary  
 [...] Brownsword [...]

### Nr. 309-311

[5.3.1748]

Da Herr Abram Vandenhoeck den Herrn Professor  
 Johan David Michaelis angesprochen den zweyten Theil der  
 Geschichte Clarissa Harlowe aus dem Englischen in das Deutsche  
 zu übersetzen; letzterer auch dieses zu thun versprochen : So  
 ist heute dato deshalb folgender Contract zwischen Ihnen  
 verabredet und geschlossen worden. [andere Handschrift, vermutl. Michaelis,  
 eingefügt:] Es verspricht Herr Van

den Hoeck dem Herrn Prof. Michaelis [Ausgangshandschrift:]  
 1) Für jeden Bogen, den das Buch in [sic] Englischen beträgt,  
 den Bogen zu acht Blättern netto gerechnet, obgleich das  
 Format in 12o ist, zwey Reichs-Thaler an baarem Gelde richtig  
 zu bezahlen, und folglich für den ganzen zweyten Theil dieses  
 Buches, der aus 19 ½ Bogen nach dieser Art zu rechnen be-  
 steht in allen 39 Rth schreibe neun und dreißig Reichs Thaler  
 baar zu entrichten.

2) Von diesen Gelde hat Herr Vandenhoeck zum voraus  
 zehen Reichs-Thaler bereits gezahlet, und entrichtet as übri-  
 ge bey Uebergabung des letzten Theils des Mscr. Wie drum  
 der Herr Professor Michaelis berechtigt ist, folglich nach voll-  
 brachter Arbeit dieses honorarium zu fordern, die



letztern zwey Bogen, das Ende seines Mscr. gestalten Sachen nach auch bis auf deßen Abtrag zu behalten. Ueber dieses giebt 3) Herr Vandenhoeck dem Herrn Professor Michaelis zwey vollständige Exemplaria des ersten und zweyten Theil dieses Buchs in der deutschen Uebersetzung annochüber [?] das accordirte honorarium ohn-entgeltlich drein.

4) Hingegen verspricht der Herr Professor Michaelis dem Herrn Vandenhoeck mit dem Mscr. nicht aufzuhalten, sondern seine Sachen so einzurichten, daß er alle Wochen wenigstens zwey Bogen (den Bogen zu acht Blättern gerechnet) und das Ende seines Mscr. den Dienstag nach Ostern abliefern könne. Es liefert demnach gedachter Herr Prof. Michaelis

den 7ten Mart. von pag. 1-32

den 14. Mart. von pag. 33-64.

den 21 Mart. von pag 65-96

den 28 Mart. von pag. 97-128

den 4 Apr. von pag. 129-160

den 11. Apr. von pag. 161-192

den 18 Apr. von pag. 193-224

den 27 Apr. von pag 225 bis zu Ende

Kann er mit der Uebersetzung (wie er hoffet) noch geschwin-der fertig werden, so wird der Herr Vandenhoeck es sich lieb seyn laßen, und nicht dagegen seyn, wenn er ihn auch den Beschluß der Uebersetzung einige Wochen früher überliefert, hingegen auch die Bezahlung nach geschehener Lieferung folglich verlanget und suchet.

Daß dieses also abgeredet und völlig geschlossen, auch einieder [?] den Contract auf seiner Seite aufrichtig und sonder Gefährde zu erfüllen gesinnet sey, bekennen beyde durch ihres handeigenen Unterschrift

Geschehen Göttingen: [andere Handschrift, verm. Michaelis:] : den 5 Mart. 1748  
Johann David Michaelis.

### Nr. 320

[23.9.1763]

Da die Madame Van den Hoeck mir die Übersetzung des IIIten Teiles der Calmischen Reise nach dem nördlichen Amerika aufgetragen: So mache ich mich anheischig 6 bis 7 Bogen davon gegen Michaelis zu liefern; des

übrige aber gegen Lichtmeß völlig zu Rande zu bringen.

Dagegen aber behalte ich mir vor, für jeden Bogen der Übersetzung 2 Reichsthaler in Gelde, den Louis d'or zu 5 [...] gerechnet, nebst dreyen Abdrücke Den von diesem Teile, auf gutem Drückpapier, zu erhalten, und dabey die Erlaubniß zu haben, 2 Exemplare mit seinem Papier, für meine Rechnung, drucken zu lassen. Göttingen, den 23sten des September 1763.

Johann Andreas Murray.

### Nr. 352

[1.5.1748]

Hoch-Edler, Insonders Kunsterfahrener Herr!

Da mir Madame befohlen hat, an Eure/Ew. Hochedlen nachfolgende Sache zu berichten; so ersuche zufoerderst Ewl. Hochedlen, meine Schlechte Schreibart gütigst zu excusiren; Es ist nemlich folgendes: Da nemlich dero Laden-Diener Lehmann sich die vorige Woche unterstanden, in Ihrem Hause eine infame Hure zu bringen, welche zu der Zeit, da Madame nach der Frau Hofrätthin Hallern gewesen waren, selbige herein practiciret, und dieselbe die ganze Nacht bey sich behalten. Nun haben Madame ohnedem schon erfahren, dass dieses Mensch im höchsten Grade infisciret ist; folglich befürchten dieselben, dass Lehmann gleichfals dadurch angestecket worden, und dadurch Ihnen ander Unglück zuwachsen könnte. Sie, die Madame sind sonst gantz gut mit demselben zufrieden, und haben sonsten keine Klagen über ihn, weil er seine Sachen jeder Zeit in acht nimt. Sie haben es dahero Herr Vandenhoeck gantzlich anheim stellen wollen, um darunter nach dero Gefallen zu disponiren. So viel sähen sie gerne dass wenn Ewl HochEdlen einen andern hübschen Menschen bekommen konten, Sie es gerne sähen; denn sie befürchteten, dass sonsten derselbe die Sache offener practiciren mögte. Sie ersuchen zugleich Ewl. Hochedlen mögten sich nur nichts in denen Briefen an ihm merken zu lassen, weil er Ihr sonsten weggehen mögte, bevor Madame jemanden wieder hätten, oder Ewl. Hochedlen selbst kämen. Madame haben es ihm noch nicht merken

lassen, dass sie etwas davon wüsten, weilen sie sonst befürchten, dass er sodann negligent in seinen Sachen würde, und Ihnen dadurch grosser Schade zuwachsen könnte. Sie könnten übrigens nichts mehr thun, als dass Sie denselben hinführo die Gelegenheit benähmen, dass er Sie nicht wieder ins Haus bringen könnte, weile hinführo die Visiten bey der Frau Hofrätthin des Abends einstellen wollten. Der Herr Hofrath (welchen Madame diese occasion erzählet) haben Ihnen gleichfals gerathen, Lehmannen nichts merken zu lassen, um ihm dadurch nicht nachlässig zumachen. Indem hier mit fertig bin, so übersendet der Herr Prof. Hollmann einliegenden Zettel, welchen den zugl. mit übersende. Schliesslich lassen mit Madame ihr Compliment an Ew. Hochedlen vermelden, und wünschen dass sich dieselben gleichfalls noch so wohl befinden mögen, als sich dieselben befänden. Ich empfehle mich in dero Gewogenheit und verharre mit aller Hochachtung Ew. Hochedlen

gehorsamster Diener

G. L. Schultze.

Göttingen d. 1s May 1748.

**Nr. 482/483**

[Jubilate-Messe 1761]

[oben, in anderer Handschrift (Bleistift, Sütterlin): Brönner (Verleger)]

Nachstehender Contract ist heute zwischen des [...] Herrn Abraham van der Hoecks hinterlassenen Frau Witteb. Buchhändlerin in Göttingen und Herrn Heinrich Ludwig Brönner, Buchhändler in Frankfurt am Mayn geschlossen und verabredet worden.

1. Madame van der Hoeck in Goettingen überlassen an Herrn Heinrich Ludwig Brönner ihre gemachte Übersetzung von Voltaire Geschichte Peter I. mit den neuen Zusätzen und Verbesserungen des Herrn Dr. Büschings [?] dergestalten, daß Herr Brönner solches als sein Eigenthum ansehen und damit handeln kan, wie er es als vortheilhaft erachten wird.

2. Herr Brömmer zahlet an Madame van den Hoeck für jeden gedruckten Bogen des ersten Theils obengedachten Buchs Zwey Thaler und 12 ggl [?] und für andere dabei gehabte Unkosten überhaupt Zwanzig Thaler

alles in [...]burger oder Mecklenburger achtgroschen Stück.

3. So bald als das Werk die Preße verlaßen haben wird liefert Herr Brömmer 36. Exemplaria dieses Buchs auf Schreibpappier an Herrn Dr. Büsching und eben so eine auf Druck Pappier an Madame van der Hoeck nach Göttingen ohne weiteres Entgeld.

4. Deßgleichen enthalten Frau van der Hoeck 36. Exemplaria von denen nachfolgenden Theilen gratis

[Rückseite]

4. [sic] Madame van der Hoeck werden den Herrn Dr. Büsching wegen denen nachfolgenden Theilen in Ansehung seiner Arbeit völlig zu Gunsten Herrn Brönners zu disponiren sich bemühen.

5. Nach Erfüllung dießer vorstehenden Puncten entsagen Madame van der Hoeck aller ihrer auf dieses Werk habenden gerechtsamen ohne Ausnahme einiger Wiederrede.

Alles dieses ist von beiden Theilen wohlbedächtigt [...]beredet, geschlossen und behandelt worden ohne einige Arglist oder Gefährde, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen. Hierauf ist dieser Contract in duplo abgeschrieben und zu deßen Enthaltung unterschrieben worden, so geschehen Leipziger Jub. Meß, 1761.

Heinrich Ludwig Brönner  
Vandenhoeck [...]

[nicht von Anna Vandenhoeck persönlich unterschrieben (andere Handschrift)]

**Nr. 548-551**

[22.2.1735]

[oben, in anderer Handschrift (Bleistift, Sütterlin): 1735 Druckpreise]

Nachdem von dem Hochpreislichen Königlich GrosBritannischen und Churfürstl Braunschweig-Lüneburgischen Geheimbten Rahts Collegio mit dem Herrn von den Hoek gewisse Conditiones wegen Anlegung einer Buchdruckerey in Göttingen unter dem dato Hannover den 12. Feb. 1735 reguliret, in denselben aber sub n. 3. Der hiesigen Universität

überlassen worden, sich mit gedachtem Herrn van den Hoek wegen des Preises der vor die Universität zu druckenden Sachen zu vergleichen, als sind wir, ich, der Commissarius Academia mit Vorwissen des Senatus Academi, und gedachter Herr van den Hoeck deshalb in Handlung getreten, und haben uns auf folgende Punkte vereinigt:

1. Verspricht wohlgemeldeter Herr van den Hoeck alle publique im Nahmen der Universität, und auf deren Kosten zu drückende Sachen aufs beste und ohnverzüglichste zu drucken, das erste Hundert vor einen Reichthaler zu 24 ggl. gerechnet, das andere Hundert

[Rückseite]

vor 12 ggl. das dritte und alle übrige Hundert vor 8 ggl. jedoch ohne das Papier, welches, es sey Druck, oder Schreibpapier, der Herr van den Hoeck zwar anschaffet, der Universität aber umb einen billigen Preiss in Rechnung bringet: dagegen ist die Universität zufrieden, dass gedachter Herr van den Hoeck alle in forma patenti zu publicirende Anschläge, und alle keinen gantzen bogen ausmachende Sachen dennoch vor einen gantzen Bogen ansetze, davor sie ihm auch nach obbemeldeten Preise von der Universität sollen bezahlet werden.

2. Lasset der Herr van den Hoeck zwar denen Professoribus und übrigen Universitäts Membris alle Freyheit, ihre Dissertationes, Programmata, und andere Scripta, wo es gefällig, zum Druck zu befördern: Lebet aber des guten Vertrauens, dass die Herren Professores seine wohleingerichtete Universitäts Druckerey nicht vorbey gehen werden: wie er denn in deren Faveur sich hiemit dabey erklärt, alle von den Herren Professoribus gefertigte, oder unter ihrem Praesidio zu ventilirende Scripte, davon sie selbst, oder ihre Respondentes die Kosten tragen, ohne das

[neues Blatt]

Papier, welches er anschaffet, und in billige Rech-

nung bringet, das erste Hundert vor einen Reichsthaler zu 24 ggl. gerechnet, das andere und alle übrige Hundert vor 8 ggl. zu drucken, dagegen ihm der gewöhnliche freye Nachschuss so viel die Disputationes Academicas betrifft, billig verbleibet.

3. Wird zwar nach der in gemeldeten 3 Puncten geäußerten gerechtesten Intention der Hochpreislichen Königl Geheimbten Rahtstube die Universität jederzeit dahin sehen, dass nicht mehrere Druckereyen zu der albereit etablirten Officinen Verderb alhier errichtet werden: Es behält sich aber die Universität gegen den Herrn van den Hoek hiemit per expressum vor, wenn hochwichtige Uhrsachen sich finden sollten, die allemahl der hohen Dijudication des Hochpreislichen Geheimbden Consilii unterworffen bleiben, insonderheit wenn bey zunehmenden Flor der Universität, und des unter ihr stehenden Buchhandels die zwee im übrigen nach gefallen zu extendirenden Druckereyen zu denen Scriptis Academicis, und dem unter der Professorum Augen zu druckenden Verlag nicht

[Rückseite]

mehr zureichen solten, dass alsden die Universität, des dem Herrn van den Hoek ertheilten Privilegii ohngeachtet, alle Freyheit behalte, noch eine, oder mehrere Druckereyen zu errichten und anzunehmen.

Zu dieser besonderen Convention bestätigung, haben wir beyde, und zwar ich der Commissarius Academiae, nach vorher geschehener mündlichen relation, und darauf erfolgter Approbation des Senatus Academici 2 gleich lautende Exemplaria fertigen lassen, und eigenhändig unterschrieben. So geschehen Göttingen 1735. d. 22 Februar.

Georg[...] Christian Gebauer  
Abram. Vandenhoeck

**Nr. 552**

[28.2.1735]

[oben, in anderer Handschrift (Bleistift, Sütterlin): Druck von Dissertationen, 1735.]

Als der Buchführer und Buchdrucker Abram van den Hoek angesuchet, dass der mit ihm unterm 12. dieses volzogenen Convention wegen der zu Göttingen anzurichtenden Universitäts- Buchdruckerey, noch diese Condition beygefüget werden mögte, dass die Inaugural- Disputationes unter diejenige Sachen mit gehören und gerechnet werden sollten, deren Abdruckung nach dem 3ten [§pho?] besager Convention ihm als Universitäts-Buchdrucker allein zugesaget worden; So wird hiemit bezeuget, dass sothane inaugural-Disputationes darunter mit verstanden und gemeinet seyn, und besagter van den Hoek solche, jedoch vor den im 2ten [§o?] seines Vergleichs mit der Universität vom 22. hujus ausgemachten Preiss, allein zu drucken haben solle. Wogegen man sich dann zu demselben versiehet, daß er sich darunter so verhalten werde, dass so wenig die Professores als Candidati graduum sich zu beschweren haben. Signatum Hannover den 28. Februarii 1735.

Königliche Gross=Britannische zur Churfürste Braunsch.  
Lüneburgl Regierung Verordnetee Geheimte Rähte  
[GA?] von Münchhausen

**Nr. 554**

[23.12.1732]

An Agreement made the Twenty Third – day of December Anno Dni One Thousand Seven Hundred & Thirty two, Between Abraham Vandenhoecke of the Parish of St. Mary Le Strand in the county of Middlx Bookseller of the one part and John Wilcox of the same Parish -----  
----- Bookseller of the other part as follows (viz.) Whereas the said Abraham Vandenhoecke Intends to go and Reside abroad beyond the Seas and hath agreed with the sd. John

Wilcox to Make Use of him As his Agentor Factor in Selling of Books and such  
 other Wares and  
 Merchandizes as he shall from time to time consign to him for that purpose  
 during the Term of  
 One Year from Christmas next. ----- Now Therefore The sd. John  
 Wilcox doth hereby for himself his Extors & Admors covenant promise & agree  
 too with the said  
 Abraham Vandenhoecke his Extors Admors & assigns as follows (viz.) That he  
 the said John Wilcox  
 Shall & will from time to time and to the Best of his Judgement and for the Most  
 Money he can  
 get sell and dispose of all such Books Wares & Merchandizes for the Use of the  
 said Abraham  
 Vandenhoecke (Except only Such Books & Wares as are or Ought to be  
 deposited in the hands of the  
 said John Wilcox pursuant to a Covenant Contained in one Indenture of Lease of  
 this Date Made  
 Between the said Abraham Vandenhoecke of the one part And the said John  
 Wilcox of the other  
 part Whereby the said Abraham Vandenhoecke demised his Dwelling House over  
 against The  
 New Church in the Strand to the sd. John Wilcox, And That The sd. John Wilcox  
 Shall & will pay & apply  
 Allsuch Moneys As Shall from time to time arise by such Sale or Sales To the  
 Order & Use of the  
 said Abraham Vandenhoecke ( Save & Except That the said John Wilcox Shall &  
 may keep  
 & deduct (As & for Brokerage) to his own Use out of Allsuch Moneys the Sumē  
 of Twelve pounds  
 [...] Cent of lawfull Money of Great Britain (And so in proportion) Over & above  
 All Incident Charges  
 & Necessary Outgoings for or on Account of the premises, And the said  
 Abraham Vandenhoecke  
 for himself his Extors & Admors doth hereby Covenant and Agree to & with the  
 sd. John Wilcox his  
 Extors & adms. as follows (viz.) That the sd. John Wilcox Shall & May Make the  
 deduction of Twelve  
 pounds [...] cent (& so in Proportion) to his own Use as above is Mentioned And  
 That the said  
 Abraham Vandenhoecke Shall not & will not during the said Term of One Year  
 By or for  
 himself or any other person or persons whatsoever (Other than & Except the sd.  
 John Wilcox)



[?]end Sell or dispose of any Books Wares or Merchandizes whatsoever in any place or places within the Kingdom of Great Britain, And for the true Performance of this present [prefent?] Agreement either Party bindeth himself his Extors & Adms: Unto the other party his Extors Admors and assigns in the Panal Sumē of Fifty pounds of lawfull Money of Great Britain In Witness whereof the parties first above named to this foresent Agreement Interchangeably have set their hands & Seals tha day & Year first above  
Written

John Wilcox

Sealed & Delivered after only Stamp, in the presence of [...] Williams Near of[?] New Church Strand Chalgresham [?] [...] to Ms Hod[...] Gard[...]

Memorandum: Before [...]aling hereof the sd, Abraham Vandenhoecke doth covenant with the sd. John Wilcox That the sd. John Wilcox shall sell for him for the Space of One Year after publication all the Books of Da[...]ier's Horace now in printing by the sd. Abraham Vandenhoecke in Two Sizes (viz.) in Quarto, four Volumes, a Duodecimo, [...] Volumes and shall have Twelve pounds [...] Cent (& so in proportion) as above is mentioned under the same penalty above mentioned

John Wilcox

**Nr. 584**

[10.2.1732/33 (1733 auf dem europäischen Festland)]

[Handschrift oben:]

Papierkauf 1732. Der Engländer [...] über die Hälfte [...]

[andere Handschrift:]

Mr. Abraham Vandenhoeck bought of

Stephen Theod: Janssen

to pay 50 [...] ready mony &

the remainder in twelve

months.

10 February 1732/33

1 Bales of 10 [...] Fine Genoa Royal clear aboard..... à 17[...]<sup>l</sup> 8.10-

12 Bales of 288 [...] Large Genoa Demy [?].....D° ....24 [...] 100 Bale à 8 [...] 118.16-

-----  
 13 Bales 298 Reams  
 -----

Re[...] the 14 February 1732/33 of Mr. Abraham Vandenhoeck fifty pounds on account of the above bill

----- Steph: Theod: Janssen  
 £ 50 -

**Nr. 585/586**

[29.8.1732]

[oben, in anderer Handschrift (Bleistift, Sütterlin): 1732 V. druckt bei Piscator, Hamburg]

J. N. G.

Herr van der hoek, Buchhändler, läßt bey H. Piscator, Buchdrucker, ein Manuscript von dem Herrn Professore Wolff mit der Cicero Schrift Griechisch und Latein, und mit Griechisch- und Lateinischen Noten aus der Corpus-Schrift in 4to 500 Exemplaria drucken.

1. Verspricht der Verleger dem Buchdrucker für einen jeden bogen des Alphabets drey Reichsthaler, und zwar bey fertiger Lieferung des Wercks folglich zu bezahlen.

2. Der Verleger schaffet das Papier auf seine Kosten an, und sorget auch für die Correctur.

3. Der Buchdrucker verspricht gute und saubere Arbeit zu liefern.

4. Und weil der Buchdrucker dieser Arbeit wegen eine gantz neue Schirft, neml. Corpus Graecum, muß machen lassen; so verspricht der Verleger bey Unterschreibung dieses Accords, fünfzig Markl. [?Mark lübisch] Zum Handgeld zu zahlen an den Buchdrucker, welche 50 Ml.[?] aber der Buchdrucker sich hernach an der gantzen Summa wieder abziehen lassen solle. Auch verspricht der Verleger künftig von dergleichen Arbeit ein [...]heres bey dem Buchdrucker

[Rückseite]

Piscator drucken zu lassen, damit er wegen Unkosten der griechischen Schrift sich erholen könne.

Zu Festhaltung dieses Accords habe beyde Theile sich  
eigenhändig unterschrieben. So geschehen Hamburg  
d 29 August 1732. Johann Georg Piscator  
dato der 50 [...] schreibe fünfzig Markl. [Mark lübisch] cour. Mit  
Accord empfangen

Johann Georg Piscator

**Nr. 588/589**

[7.10.1731]

[oben links, andere Handschrift (Bleistift, Sütterlin): Vertrag mit holländischem Setzer]

Contract tussen den Heer Abraham  
van den Hoeck, en Jacobus Mirgelberg

I

Van het Arbeidsloon't geen Mirgelberg aan den  
Heer Van den Hoeck zal verdienen, zal wekelijks  
een Daalder of drie Mark voor Kostgeld afge-  
trokken werden, ingegeaan den 19. September, 1731.

II

Alle Weken zal mij door Monsr. Marveille een  
halve Daalder Zakgeld gegeven werden, mede [...] koren als boven

III

Het overige Geld van't Arbeidloon zal Jaarlijk  
betaald werden, ingegaan als boven

IV

De Arbeidslonen van alle Werken zullen betaald  
worden tot dezelve hoogte van Prijzen als in Holland.

V

Zo het mogt gebeuren dat door monquément van  
Papier of anderzints geen Werk was, zal het Wekelijks  
Kostgeld voor die Tijd niet afgekort werden, maar  
door de verzuimde Tijd volraan zijn

VI

Op deze boventaande Conditien, belove ik,  
Mirgelberg, goed werk te leveren, dat daar od niets  
te zeggen zal zijn, en zo lang Mr. van den Hoek

[Rückseite]



Articles of Agreement indented had made concluded and agreed upon the ? Day of April in the fourth year of the Reign of Our Sovereign Lord George the second by the Grace of God of Great Britain[...] defender of the faith [...] Anno Dm 1731 Between Abraham Vandenhoeck of the Parish of St Mary Le Strand in the county of Middx Bookseller and Alexander Gordon late of the Parish of St Ann's [...] in the same county but now of the Parish of St Clements Danes [?] xxxxxxxxxxxxxx in the same county [...] of the one part and Isaac Vandenhoeck of the Parish of St Mary Le Strand aforesaid Bookseller and Brother of the said Abraham Vandenhoeck of the other part and are as follows

Whereas the said Abraham Vandenhoeck and Alexander Gordon by certain Articles of Agreement made and [...]ded between them [...] date the sixth [durchgestrichen:]day of day of Aprile ~ instant did Enter into a Copartnership and Joynt Dealing Together in the trade and business of bookselling for such [...] and upon and under such terms [...] and provisors as in the said Articles of Agreement whereof an Exact Copy attested by the said Abraham Vandenhoeck and Alexander Gordon is [...] may appear **And Whereas** the said Abraham Vandenhoeck and Alexander Gordon have come to an agreement with the said Isaac Vandenhoeck to take in and Admitt the said Isaac Vandenhoeck be a Copartner with them in carrying on their said trade of Bookselling in such manner as by the said Articles and herein after is agreed and provided **Now these presents witness** and the said Abraham Vandenhoeck Alexander Gordon and Isaac Vandenhoeck for themselves respectively and their respective Exors and Admors do covenant promise and agree to and with each other and the Exors and Admors of each other by these presents that they the said Abraham Vandenhoeck Alexander Gordon and Isaac Vandenhoeck shall and will from and after the date of these presents ~~~~ ~~~~ become copartners and Joynt Dealers (in the propor[tion] of one third part each) of and in the old trade of books and Goods in Trade belonging to the said Abraham Vandenhoeck in the said Articles [...] and of and in the Carrying on the said Joynt Trade of Bookselling for such time and upon and under such [Forms?] Agreements cond[itions?] covenants and provisors as in the said Articles of Agreement are [...] Limited and Expressed save and Except that the benefitt Interest and property of and in the said Joynt Trade and of carrying on the same which by tha said Articles was [posted?] in the [...] Abraham Vandenhoeck and Alexander Gordon shall from henceforth [...] and be for such time or term of years as in the said Articles is declared in the said Abraham

Vandenhoeck and Alexander Gordon and Isaac Vandenhoeck each of them shall have [Enjoy?] and be Entitled unto one full and Equal third part thereof and of the profit and Loss to arise therefrom --- Also save and Except that the allowance in respect of the profitts to arise from the Sales of the old stock in Trade of the said Abraham Vandenhoeck which by the said Articles was to be after the rate of fifteen per cent upon the said Sales shall from henceforth during this copartnership be divid[ed] and taken to be at and after the rate of Twenty per cent upon the said Sales and the said Abraham Vandenhoeck shall and will pay or cause to be paid unto the said Alexander Gordon and Isaac Vandenhoeck their Exors or Admors the sum of Six pounds thirteen Shillings and four pence each (and so in propor[tion] for any Greater or Smaller Sum) for each One hundred pounds that shall be [...] and received for and in respect of such Sales of the said old Stock during this Copartnership and shall retain the other third part of the said profitts computed at Twenty per cent as aforesaid unto him the said Abraham Vandenhoeck his Exers or Administrators **And the said** Isaac Vandenhoeck for himself his Exors and Admors doth covenant promise and agree to and with the said Abraham Vandenhoeck and Alexander Gordon their Exors and Admors that he the said Isaac Vandenhoeck shall and will put and pay or cause to be put and paid into the Joynt Stock of this present copartnership the sume of one hundred pounds of Lawfull money of Great Britain to be Employed in the carrying on this Joynt Trade pursuant to the said Articles and this present Agreement **Also** the said Isaac Vandenhoeck shall and will during the continuance of this copartnership duly defray and pay one full and equal third part of all charges and Expences to be [...]red in the Carrying on the said present Joynt Trade and shall and will perform and [...] all and [Singular?] the Covenants and Agreeaments on the part and behalf of the said Alexander Gordon in and by the said Articles of Agreement to be performed and kept in the propor[tion] always of his the said Isaac Vandenhoeck one third part and share [?] of the said Joynt Trade and of the profit and Loss to Arise therefrom **And that Case** the said Isaac Vandenhoeck shall and may have and take to him his Exors and Admors to and for his and their proper [...] divid[...] one full third part and share of the profitts arising from the said Joynt Trade in such manner and form as in and [...] the said Articles of Agreements is Expressed Limited and declared ---- Also the said Abraham Vandenhoeck and Alexander Gordon and ech of them shall and will respectively pay keep and perform unto each other and unto the said Isaac Vandenhoeck all and singular the payment charged covenants and agreements in and by the said Articles of Agreement by him or them respectively agreed to be paid kept and performed in proportion

nevertheless to their several shared (being one third part each) of and in this Joynt Trade and not otherwise **And Lastly** it is agreed by and between the said partyes to these presents that this present Joynt Trade shall be carried on for the benefitt of the said partyes to these presents for such Form or Forms and under such Regula[tions?] and Restrictions and in such manner and form as in and by the said Articles of Agreement dated the sixth ~~~ day of April ~ instant as aforesaid is Agreed Limited and Appointed Except in so far as is by these presents declared to the contrary **In Witness** whereof the said partyes to these presents have hereunto Interchangeably ~~ sett their hands and Seald the Day and year first above written.

Abram. [Siegel] Vandenhoeck Alexander [Siegel] Gordon Isaac van [Siegel] Den Hoeck

**Nr. 602-606**

[06.05.1731]

Articles of Agreement indented had made concluded and agreed upon the twenty sixth day of may in the fourth year of the reign of our Sovereigne Lord George the Second by the Grace of God of Great Britain France and Ireland king defender of the faith [...] Anno [...] one thousand seven hundred thirty one Between Sir Archibald Grant of Monymusk in the county of Aberdeen in that part of Great Britain called Scotland Bart [Baronet] of the one part and Abraham Vandenhoeck of the parish of St. Mary Le Strand in the County of Middsex Bookseller of the other part and are as follows  
Whereas the said Sir Archibald Grant hath agreed to [lend?] advance e pay within the spare of Twelve Months from the date hereof unto the said Abraham Vandenhoeck the sume of Twohundred pounds of lawful money of Great Britain to be repayed without Interest at the End of four years next after the date of these presents and that upon a pledge and security of certain Books belonging to the said Abraham Vandenhoeck now in the possession and custody of the said Sir Archibald Grant the receipt whereof he by these presents acknowledgeth and whereof a Catalogue signed by the said Sir Archibald Grant and Abraham Vandenhoeck is delivered unto the said Sir Archibald Grant and an exact duplicate thereof so signed by the said Sir Archibald Grant and Abraham Vandenhoeck of the Time of the delivery of those presents [Now?] the said Abraham Vandenhoeck in consideration of the said Sume of Twohundred pounds so to be payed him as aforesaid

hath granted bargained and sold and by those presents doth for himself his Exers  
 and Minors grant bargain and sell unto the said Sir  
 Archibald Grant his Exers Admors and Assigns the aforsaid Books in his  
 possession now being and each and every of them redeemable [?]  
 nevertheless upon payment being made unto the said Sir Archibald Grant his  
 Exers and Minors of the aforsaid Summe of Two  
 hundred pounds in manner aforsaid and the said Abraham Vandenhoeck doth by  
 these presents give and grant unto the said  
 Archibald Grant his Exers or Admors full power and Authority in case the said  
 Summe of Two hundred pounds be not duly payed back  
 to him or them at the Time herein before limited to sell and dispose of the  
 aforsaid Books and out of the money to arise  
 therefrom to [reinburst?] him or themselves of and in the said Summe of Two  
 hundred pounds being always accountable unto those  
 Abraham Vandenhoeck his Exers and Admors for the overplus [...] after the  
 deduction of the said Two hundred  
 pounds and such necessary and reasonable charges as the said Sir Archibald Grant  
 his Exers or Admors shall be put [?]  
 to or be at in the matters aforsaid and in further consideration of the said Two  
 hundred pounds to be advanced and  
 [Sent?] the said Abraham Vandenhoeck by the said Sir Archibald Grant in manner  
 aforsaid [...] the said Abraham  
 Vandenhoeck for himself his Exers and Admors doth covenant promise and agree  
 to and with the said Sir Archibald  
 Grant his Exers Admors and Assigns that he the said Abraham Vandenhoeck his  
 Exers or Admors shall and will as  
 soon as conveniently may be print off or cause to be printed off in the printing  
 house of the said Abraham Vandenhoeck  
 in Hamburg beyond the seas as many copys of the works of Monsieur Molliere  
 and of Monsieur Daciers Horace as may be  
 conveniently sold and disposed of and also shall and will duly account for and pay  
 unto the said Sir Archibald Grant his  
 Exers or Admors one full and equal third part and share of the balance profites  
 and neat proceeds that shall  
 arise from the sale of the aforsaid Two Books and all and [Singula?] or the copys  
 thereof so to be printed as aforsaid  
 after the charges of printing and selling the same are deducted and defaulted [?] and  
 that to the proper use of the said  
 Sir Archibald Grant his Exers Admors and Assignd over and above the repay t of  
 the said Summe of Two hundred pounds so to  
 be advanced unto the said Abraham Vandenhoeck in manner aforsaid and the said  
 Sir Archibald Grant for himself ?



Exers and Admors doth covenant promise and agree to and with the said Abraham Vandenhoeck his Exers Admors and assigned that he the said Sir Archibald Grant shall and will advance [lend ?] and pay the aforesaid Sume of Two hundred pounds unto the said Abraham Vandenhoeck within the Time and in manner [...] before ? In wittness whereof the partys above named have hereunto sett their hands and seald the day and year ? above written

An Estimate of the charges and profits of printing the said Two Copys as nearly as the said Mr Vandenhoeck can compute the same

	[£?] S	
166 Sheets for composing and press work	166	
498 riem [=ream] of paper at 7?. e 6?. per riem	187	15
Engraving and printing of the Title print	2	15
Accidental charges	<u>15</u>	This the charge and profite of
	371	10 printing Dariers Horace
1 500 Copys of sd Horace at 11 sh per copy	825	
	<u>371</u>	
profite	454	

[rechts daneben:)]

95 Sheets for composing and press work	95	
380 Riem of paper at 5 Sh. per riem	95	
32 Copper plates for each play	33	12
The printing of and paper for the Cutts	15	This the charge and profite of
Accidental Charges	10	printing Molliers plays
	<u>248</u>	<u>12</u>
2000 Copys of Mollier at 5 Sh per Copy	500	
	<u>248</u>	
profite	252	

### Nr. 629-633

[20.5.1727]

Articles of Agreement and Covenants Indented had made concluded and agreed upon this seven + Twentyeth day of may in the Thirteenth year of the Reign of King George over Great Britain France and Ireland [eingefügt: Defender of the Faith] etc. and in the year of Our Lord 1727 **Between** Abraham Vanderhoeck of the Parish of St. Mary Le Savoy [als?] Strand in the County of Middx Bookseller of the one part and George Richmond of the parish of St.

Giles in the Fields in the County of Middx Bookseller of the other part as followeth

**Whereas** the said Abraham Vanderhoeck is sett upp and Fixed in the Art Trade and Mistery of a Bookseller in a Messuage or Tenement over against Exeter Exchange in the Strand

and the said George Richmond is Sett upp in the said Art Trade and Mistery within the parish of St. Giles in the Fields in the county of Middlesex and it being them adjudged to be for

their Mutuall Benefit Profit and Advantage to become Partners in the said Art Trade and Mistery of a Bookseller or Bookselling as now used and carried on by the said Abraham

Vanderhoeck in his Messuage or Tenement for their Mutuall and Equall Profit Benefit and Advantage.

**Imprimis** it is therefore by these presents Mutually covenanted concluded and fully agreed upon the One with the other of them and they the said Abraham Vanderhoeck + Goerge Richmond

Doe hereby Covenant conclude and agree to and with Each other their Extors and Admrs as followeth viz. that from henceforth they shall and doe become partners in the said Art Trade and Mistery of a Bookseller

or Bookselling and from henceforth shall and will use and carry on the same Jointly in the said Messuage or Tenement and Shopp now in the Occupa[tion] of the said Abraham Vanderhoeck and shall and will

continue Partners therein from henceforth for the Spare time + Term of Seven years or in Some other Place as they at any time hereafter shall think more proper or convenient for the Using and Carrying on the

said Art Trade or Mistery which is Intended + [...] hereby declared to be for their Mutuall and Equall Benefit Profit + Advantage without any Benefit of Survivorshipp but that one Moiety or half part of

the Stock in Trade + Profit + Advantage to be had made or gotten thereby shall be for the use Profit and Benefit of the said Abraham Vanderhoeck his Extors and Admors and the other Moyety or half part thereof

for the use profit and Benefit of the said George Richmond his Extors or Admors and shall and will during all the said Time and Term carry on the said Art Trade and Mistery in an Equall Manner att the Equall

costs and charges of the said partners And shall not nor will at any Time afterwards during the said Time or Term of Seven years break the said partnership or Leave of or desist from Trading therein without

the Express Leave Licence and Consent of the other of them first had and obtained in Writing

**Item** it is hereby declared and agreed by the said parties [...] upon a fair and Just account thereof taken that the Books Bound + Unbound Right of Copys or Printing of Books prints + other matters + things belonging

to the said Trade + Mistery as now used + Carried on by the said Abraham Vanderhoeck + now belonging to te said Abraham Vanderhoeck over + besides what Books and other matters he hath upon Credit and is Indebted for doe + doth amount to the full Sume of Five hundred Pounds of Lawfull Money of Great Britain the said George Richmond doth hereby Grant and Agree on his part to Bring into the said Joint Trade + Stock Books and other valuable matters and things to the full value of Five hundred Pounds of Like Lawfull Money of Great Britain as and for an Equivalent to the before men[mentioned] Stock belonging to the said Abraham Vanderhoeck the said Books and other matters and things and Ready money to be Employed In Trade in the said Art Trade and Mistery of a Bookseller or Bookselling as they the said Abraham Vanderhoeck and George Richmond shall think proper + Effectuall to answer the End proposed + Intended by these presents

**Item** that the said George Richmond Shall Leave of + desist from Selling disposing or Exposing to Sale any Book or Books Bound or Unbound or any Print or Prints in his now Shopp within the said Parish of St. Giles in the fields or in any other place + from henceforth shall come Reside be and continue in the said Messuage or Tenement belonging to the said Abraham Vanderhoeck in the Strand or in Such other places as they shall mutually Agree may be better to carry on the said Trade and Bussiness

**Item** that the said Partners Shall not nor will by either of themselves in a private or Clandestine manner upon Eithers Private or particular account Sell or [bend?] any Copy Right or Print any Book or Books whatsoever or Sell or Expose [...] Books or Books or Parcell of Books whatsoever Bound or Unbound or any Print or Picture or Prints or Pictures out for their equall Profitt Benefitt and Advantage and shall + will Use their utmost Skill diligents

Care and Industry to promote the said Art Trade and Mistery and Carry on the same + Shall continue so to doe during all the Time of the said Partnership and shall and will bear pay and Sustain an Equall part Share and

Proportion of all Charges + Expences whatsoever in Carrying on the said Trade and of all Losses Costs Charges and Damages that Shall or may happen to them or Either of them by reason thereof and shall and will pay or allow out of

the said Joint Stock or Trade the Rent of the said Messuage or Tenement now in the Occupation of the said Abraham Vanderhoeck and of and for the Charge of Housekeeping therin and of and for

[Journymans?] and Servants wages

and all other reasonable Charges + Expences [Jurident?] or belonging thereunto or to any of the before menconed Articles

**Item** it is mutually Concluded and Agreed upon By and Between the said Parties to these presents that proper and convenient Paper Books Shall be provided and kept within the Shopp belonging to the said Messuage or

Tenement now in the Occupation of the said Abraham Vanderhoeck wherein due and true Entrys Shall be made and an account kept of all and Every Book and Books that Shall be brought in to the said Shopp or into any Warehouse or Warehouses belonging to them the said Abraham Vanderhoeck and George Richmond or Either of them upon the account of the said Art + Trade or any Picture or Prints and likewise make Entrys of all and every Book and Books or Parcell of Books they or Either of them shall Sell or dispose of and the true and reall preices for which they were sold and of all Expences and Outgoings whatsoever as Relate to and Concern the said Art Trade or Mistery as also the payment of the Rent of the said Messuage or Tenement from time to time when the same is paid and of all other Charges Concerning the Same as also the Charges and Expences of housekeeping and Incident Charges Relating thereto and likewise the payment of Journeyemen and Servants Wages to which Account Book or Books the said Partners or Either of them Shall or may have Recourse [?] to and [prens?] the same from time to time and at all times hereafter

**Item** that If the said Partners Shall Judge it proper for Either of them to goe or Travell from home or into Places beyond the Sea to Buy and Procure Books or otherwise upon the account of the said Trade it Shall and may be Lawfull for Either of them So to do and Either of them soe travelling out of the said Joynt Stock shall be allowed his reasonable Expences and Travelling Charges and while Either of the said Partners shall happen to be abroad the other of them Shall not upon any account or pretence whatsoever Absent himself from the said Shopp or Leave the management of the said Trade + Bussiness to any Servant or Servants or other person whatsoever

**Item** it is concluded + agreed that if Either of the said Partners Shall have [occation?] for any money upon his own private distinct or Separate account it shall and may be Lawfull for Either of them from time to time to take a reasonable Summe out of the profits made by the said Joint Stock making a proper Entry of the same soe taken out in one of the said Books and the other of them Shall or may at any time or times afterwards take [thereout?] To his own proper Distinct and Separate Use Soe much Money as the other had before taken likewise making a proper Entry thereof in the same Books or Shall be allowed the same upon account

**Item** it is declared and agreed by and Between the said Partys hereunto that at Least Three Months before the Expiration of the Term of Seven Years hereby agreed upon they Shall make upp a true + Just Account or Statd of their Partnership as well of their Stock in Trade as of the Debts due and owing from them and to them In the way of their Trade + Shall upon the Making upp and Stating such act declare to Each other whether

they will continue their Partnership fro any longer time or Term + for how Long and if Either of them Shall be minded to End + determine the same at the Expiration of the Term hereby agreed upon [them?] and in such Case the said Partners Shall make an Equall Parti[tion] and Division of their Stock in Trade and of all amtters and things whereof they are Partners + Shall Gett in all the debts that shall be owing to them + therewith + with the Reddy money on the first place discharge all the debts that have been Contracted + Shall be owing from the said partners upon the account of the said Trade + Partnership and after payment thereof Equally divide the Residue and if the Debts due and owing to them upon the account of the said Partnership shall not be got in Each party Shall take a propor[tion]able part thereof and make a true and perfeit Divident and pertition of all things between the said Partners their Extors or Admors according to the true Intent and meaning of these presents.

**And Lastly** for the true and due performance of all and every the articles before Specified Each party doth by these presents Bind himself his Extors and Admors to the other of them his Extors and Admors in the penall Sume of one thousand pounds In Witness whereof the Parties to these their hands and seals Interchangeably have Sett the day and year first above written.

**Nr. 641-645**

[10.3.1725 (1726 auf dem europäischen Festland)]

Articles of Agreement indented made concluded and agreed upon this tenth day of March in the twelfth year of the Reigne of our Sovereigne Lord George by the Grace of God of Great Britain France and Ireland King Defender of the Faith etc. anno[...] Domini 1725. Between John Groenwegen of the parish of St. Mary le Strand in the County of Middlesex Bookseller of the one part and Abraham Vanderhoeck of the same parish and County Bookseller of the other part as followeth.

**Whereas** by a certain writeing of agreement made and passed in the Hague the twenty second day of September in the year of our Lord one Thousand seven hundred and twenty

one before Peter [Nesker?] Notary Publick there **Between** Peter Gosse Bookseller in the Hague of the one part and the said John Groenwegen of the other part It was agreed between

them that in regard the said John Groenwegen had then a design to go to England and settle his Habitation there in order to carry on the Trade of a Bookseller They the said Peter

Gosse and John Groenwegen shoud [sic!] Establish a Company in the said Trade of Bookselling there during the Terme of eight years to commence from the first of January one Thousand seven hundred and twenty

two under the [several?] Terms and Conditions in the said writing of agreement particularly specified and contained and it was in and by the said writing of agreement particularly covenanted and agreed that the said John Groenwegen should have liberty to Establish a Company or Copartnership upon the same [foot?] and conditions (wherein the said Peter Gosse was to be included) with the said Abraham Vanderhoek at that time residing in England in which Company the said John Groenwegen and the said Abraham Vanderhoek should oblige themselves to the said Peter Gosse each of them [...] ally with the [communion?] of the benefit [...] pluribus [...] [dependi?] but the said Abraham Vanderhoek was to bring in and furnish in advance unto the said Company the sum of one hundred pounds Sterling for one half whereof that is to say fifty pounds Sterling the said Peter Gosse declared to make himself security as principal to the use of the said Abraham Vanderhoek under [renunciation?] of the benefit ordinis et [Extussonis?] of the Effects whereof he was informed by the said Notary for the restitution of the same at the Expiration of the said Terme of Eight years **And whereas** by Articles of agreement indented made and concluded upon the second day of October which was in the said year of our Lord one Thousand seven hundred and twenty one between the said John Groenwegen and Abraham Vanderhoek he the said John Groenwegen In Pursuance of the above recited writing of agreement did consent and agree to take the said Abraham Vanderhoek [puto?] the said Company and Partnership with him and the said Peter Gosse during the said Terme of eight years under the Terms and Conditions in the said writing of agreement contained and the said Abraham Vanderhoek did consent and agree to come into the said Company or Partnership accordingly and thereupon 'twas mutually covenanted and agreed by and between them the said John Groenwegen and Abraham Vanderhoek in manner following first that the said Abraham Vanderhoek should at the En[...] and delivery of the said Articles advance and bring into the said Trade a sum of one hundred pounds of lawful money of Great Britain upon the conditions contained in the said agreement and should and would stand to and observe all and way the other covenants in the said agreement contained in conjunction with the said John Groenwegen in relation to what was to be done and Transacted in England for carrying on the said Trade and should [...] his utmost diligent and Endeavour in promoting the same for the mutual benefit and advantage of the said parties and should not Trade or Deal by himself or for his own account directly or indirectly during the continuance of the said Partnership and also should and would bear pay and sustain his part of all Losses and damages that might happen by the said Trade during the continuance of the said

Partnership on proportion to his part share and Interest therein and that the said John Groenwegen should and would also on his part not only observe and perform all and every the covenants in the said agreement contained but also use his utmost diligents and Endeavour in the said Trade for the mutual benefit and advantage of the said parties and should and would bear and sustain his part of all losses and damages that should happen by the said Trade during the continuance of the said partnership in proportion to his part share and Interest therein **And lastly** that neither of them the said John Groenwegen and Abraham Vanderhoek should break off the said Partnership before the Expiration of the said Terme without the consent of the other of them first had in writing **And whereas** the said John Groenwegen and Abraham Vanderhoek have voluntarily and freely mutually consented and agreed to break off dissolve and determine the said Joint Trade and Copartnership and all matters and things relating thereto [...] for that End and purpose it is mutually covenanted and agreed by and between the said parties hereto in manner following. **[Imprimis?]** they the said John Groenwegen and Abraham Vanderhoek do hereby mutually consent and agree to and with each other of them That the said last recited articles of Partnership between them the said John Groenwegen and Abraham Vanderhoek shall from henceforth absolutely cease determine and become void to all intents construc[tions?] and purposes as if the same had never been made and that the said Joint Trade or partnership shall from henceforth be absolutely dissolved and determined **Item** in consideration of the sume of two hundred pounds of good and lawfull money of Great Britain to him the said Abraham Vanderhoek by the said John Groenwegen in hand at or before the [Ensealing?] and delivery of these Presents well and truly paid the Receipt whereof he the said Abraham Vanderhoek doth hereby acknowledge and also in consideration of a further sume of two hundred and forty pounds secured to be paid by the said ~~~~ John Groenwegen to the said Abraham Vanderhoek within the space of one year next ensuing the date of this presents He the said Abraham Vanderhoek doth hereby absolutely assigne transferr and settover unto the said John Groenwegen his Executors administrators and assignes all that the Shop and dwelling house wherein the said John Groenwegen and Abraham Vanderhoek now dwell with the [appurtenances?] and all benefit and advantage that can or may be made of the [Lease?] of the said dwelling House and all his share interest part and proportion of and in all and every the several goods Household Stuffe and Implements of Household thereto belonging or in any wise appertaining and all his share part and proportion of all and every the ~~~ Books of and in the said

Shop or belonging to the said Trade of what kind nature or quality soever wither receiv[ed] from the above mentioned Peter Gosse or from any other person or persons whomsoever and also all his share and Interest of Copyright or right of Copy of or in any book or books in or belonging to the said Partnership and also all and all manner of Debt or Debts sume and sumes of money due owing or standing out from or by any person or persons whatsoever and all benefit privelege and advantage of the said Trade wholly and absolutely and for the sole separate and proper use benefit behoofe and advantage of the said John Groenwegen and also all his the said Abraham Vanderhoeks Right [...] Interest Claime Share property and propor[tion] of and in the said Books Copyright or right of Copy Debts due and owing Lease of the said Dwelling House Household Stuffe and Inplements of Household thereto belonging or appertaining respectively and all and every other the premises hereby assigned or men[tioned] or intended so to be.

**Item** the said Abraham Vanderhoek in consideration of the premisses doth hereby further for himself his Executors and Administrators covenant and agree to and with the said John Groenwegen his Executors administrators and assignes that he the said Abraham Vanderhoek shall and will within the space of six months now next ensuing the date of these presents well and truly pay and discharge or cause and procure to be paid and discharged unto the said John Groenwegen his Executors and assignes a sume of twenty pounds of lawfull money of Great Britain in consideration of debts amounting to a like sume which are now standing out and agreed to be made over to him by the said John Groenwegen.

**Item** the said Abraham Vanderhoek doth hereby in consideration of the premisses covenant and agree with the said John Groenwegen that he the said Abraham Vanderhoek shall not nor will at any time hereafter directly or indirectly send sell or dispose of any Books of any kind whatsoever in any open shop in the Cityes of London or Westminster or the libertyes thereof, nor shall nor will at any time hereafter Join the Copartnership or Company with any person or persons who now do or doth or shall or may at any time hereafter keep any such open shop within the respective places and Libertyes thereof as aforesaid.

**Item** whereas the said John Groenwegen is Entituled to one sixth part of the Copyright of and in a Book Entituled the History of the Knights of Malta originally written in French by the Abbe Vertot now the said John Groenwegen for and inconsideration of the sume of Ten pounds four Shillings paid him by the said Abraham Vanderhoek the Receipt whereof he doth



hereby acknowledge doth hereby assigne transferr and settover unto the said Abraham Vanderhoek one [moyety? moyrty?] [moiety=Hälfte] of his the said sixth part or share of the said copyright of and in the said Book

Entituled the History of the Knights of Malta and doth hereby further covenant and agree that the said John Groenwegen shall not nor will at any time hereafter [molest?] interrupt or disturb him the said Abraham Vanderhoek in asserting maintaining and recovering such [Claime?] Interest [Tytte?] and demand [which?] he the said Abraham Vanderhoek now hath or at any time hereafter may have against the said Peter Gosse or any other person or persons for or in respect of the Copper plates or right of Copy of in to or out of a Book called the architecture of Palladio and doth also hereby assigne and transfer unto the said Abraham Vanderhoek all his Estate Interest and Claime of in or to the same or any part thereof.

**Item** the said John Groenwegen doth hereby also assigne transferr and settover unto the said Abraham Vanderhoek his Extors Adms. and Assignes all his [right Tytle?] Interest Claime and demand whatsoever of in or to a Book or the Copyright

thereof called or Entituled the Hero originally written by Lorenzo Gracian and also doth hereby absolutely disclaime and renounce all Interest and Claime whatsoever of in or to or out of another Book or Copyright of a Book called or entituled a Treatise of Beauty written or published by Monsieur [...?]

**Item** the said John Groenwegen doth hereby covenant and agree to and with the said Abraham Vanderhoek his Extors Adms + assignes by these presents That he the said John Groenwegen his Extors and Adms shall + will from time to time + at all times hereafter well + truly save keep harmless and indem[...?]fied him the said Abraham Vanderhoek his Extors + Adms of from + against all + all manner of debts contracted for or upon account or by meanes of the said [recited] Copartnership Except such debts only [do? so?] he the said Abraham Vanderhoek shall or may have contracted or in[curced?] for or upon his own proper account.

**And lastly**, for the true performance of the Covenants payments and agrements herein contayned on the parts + behalves of the said John Groenwegen + Abraham Vanderhoek respectively to be paid done + performed they the said John Groenwegen + Abraham Vanderhoek do hereby mutually [bind?] themselves + their respective Extors

Adms each to the other of them in the penal sume of five hundred pounds of lawfull money of Great Britain **In Witnesse** whereif the said partyes have hereunto interchangeably set their Hands + Seald the day + year first above written.

John [Siegel] Groenwegen Abram. [Siegel] Vanderhoeck

**Nr. 661**

[10.2.1732 (1733 auf dem europäischen Festland)]

Articles of Agreement Indented had made concluded and fully agreed upon this Tenth Day of February and in the Sixth Year of the Reign of our Sovereign Lord George the Second by the grace of God of Great Britain France and Ireland King Defender of the Faith and so forth and in the

Year of our Lord One Thousand Seven Hundred Thirty and Two **Between** Abram Vandenhoeck of London Bookseller of the one part and John Wilcox Citizen

and Bookseller also of London of the other part **Witnesseth** that the said Abram Vandenhoeck for and in consideration of the Sume of one Hundred Pounds of good and lawfull Money of Great Britain to Him by the above John Wilcox before the signing and Sealing hereof in Hand well and truly paid and also in Consideration of the Further Sume of Twenty pounds to be paid in such manner as is herein after mentioned (the receipt whereof is hereby acknowledged)

**Hath**

granted bargained and sold and by these presents **doth** grant bargain and sell unto the said John Wilcox one sixth part or share of the profits of a Book in Sheets which the said Abram Vandenhoeck is now printing in Hamburgh called Horace avec les Remarques de Monsieur Darier in Ten Volumes in duodecimo and Four Volumes in Quarto **and** the said Abram Vandenhoeck doth for himself his Heirs Executors and Administrators covenant promise and agree To and with the said Joh Wilcox his Executors and Administrators that he said Abram Vandenhoeck shall print off of the said Horace no more than one Thousand

Copys in duodecimo and five Hundred copys in Quarto and to have all finished completed and workes off within Six Months after the date of these presents and which

Said Sixth Share shall be sent to London to the said John Wilcox immediately after, and for a Security for the said one Hundred Pounds advanced and paid by the said

John Wilcox the said Abram Vandenhoeck do and shall deposit and leave in the custody of the said John Wilcox one Hundred and Sixty copys of the first five Volumes in duodecimo

and Two Hundred of the Two first Volumes in Quarto of the said Horace till the whole is and ahall be finished and completed [sic] and untill the said Sixth Share is and shall be delivered

In a Compleat manner to the said John Wilcox **and** the said Abram Vandenhoeck in Consideration of the said further advanced Sume of Twenty pounds of good and

Lawfull Money of Great Britain to Him by the above named John Wilcox before the Signing and Sealing hereof in Hand well and truly paid **hath** granted bargained and Sold and by these presents doth grant bargain and sell unto the said John Wilcox a Third Share of a Book He the said Abram Vandenhoeck is now printing at Hamburgh called Carmina novem Illustrium Foeminarum containing Thirty Two Sheets in Quarto Five Hundred copys in small and Fifty copys in large Paper being the Numer of the whole Impression **and** the said Abram Vandenhoeck for himself his Executors and Administrators doth covenant and promise to and with the said John Wilcox the He the said Abram Vandenhoeck shall print off of the said Carmina novem Illustrium Foeminarium no more than Thirty Two Sheets in Quarto five Hundred Copys in small, and Fifty copys of large paper, and that He the said Abram Vandenhoeck his Heirs Executors and Administrators

Shall and will pay and allow to the said John Wilcox his Executors and Administrators at the rate of Five Pounds per centum per annum Interest for the above advanced

Sume of one Hundred pounds and Twenty pounds untill the delivery of the said Sixth Share of Horace and the said third Share of the said Carmina novem Illustrium Foeminarum

and that the said last mentioned Book shall be worked off printed and completed within Six Months after the date hereof and sent to London to the said John Wilcox

Immediately after **and** the said Abram Vandenhoeck doth for himself his Executors and Administrators covenant promise and agree to and with the said John Wilcox his Executors and Administrators that He the said Abram Vandenhoeck shall not or will not sell dispose of or disperse any Copy of the said Horace

Nor of the said Carmina novem Illustrium Foeminarum in England within the Term of Sixth [sic] Months next after the date thereof [eingefügt:] Nor before the above mentioned Shares shall be delivered to the said John Wilcox] **and** the said John Wilcox

doth for Himself his Executors and Administrators covenant promise and agree to and with the said Abram Vandenhoeck his Executors and Administrators

That He the said John Wilcox shall and will discharge and pay the Import and Custom duty for his said Sixth and third Shares above mentioned

whenever the above Books shall be transported into England In Witness whereof the partys first above named have to these present

Articles of Agreement Interchangeably set their Hands and Seals the day and year first above written

John [Siegel] Wilcox

Die Universität Göttingen hatte als Neugründung zur Zeit der hannoversch-britischen Personalunion von Beginn an eine besondere Verbindung zu Großbritannien, das als kulturell etablierte Nation im 18. Jahrhundert auch zunehmend ins Blickfeld der deutschen Bildungselite geriet. Da jedoch nur wenige Deutsche über Kenntnisse der englischen Sprache verfügten, wurden Übersetzungen entscheidend für den Zugang zu britischem Wissen.

Buchhändler und Übersetzer wurden zu kulturellen Vermittlern. Angehörige beider Gruppen – insbesondere weibliche – verfügten oft über eine umfangreiche, doch nicht institutionalisierte Bildung. In der Universitätsstadt Göttingen trafen sie auf interkulturell interessierte und oftmals anglophile Gelehrte, mit denen sie Arbeitsbeziehungen ganz unterschiedlicher Art eingingen.

Die Untersuchung beleuchtet die Arbeit von sechs sogenannten „Universitätsverwandten im weiteren Sinne“. Dieser Ausdruck bezeichnete den offiziellen Status der Universitätsbuchhändler und wurde hier auch für drei Übersetzerinnen übernommen, die als Töchter von Göttinger Professoren ebenfalls als „universitätsverwandt im weiteren Sinne“ bezeichnet werden können.

Der Fokus der Untersuchung liegt auf der Art der Kooperation dieser „Zwischenhändler des Wissens“ mit den Mitgliedern der Gelehrtenrepublik bei der Verbreitung des Schrifttums der Aufklärungszeit sowie der Frage, wie die zeitgenössische ambivalente Auslegung des Gleichheitsgedankens diese Kooperation beeinflusste.